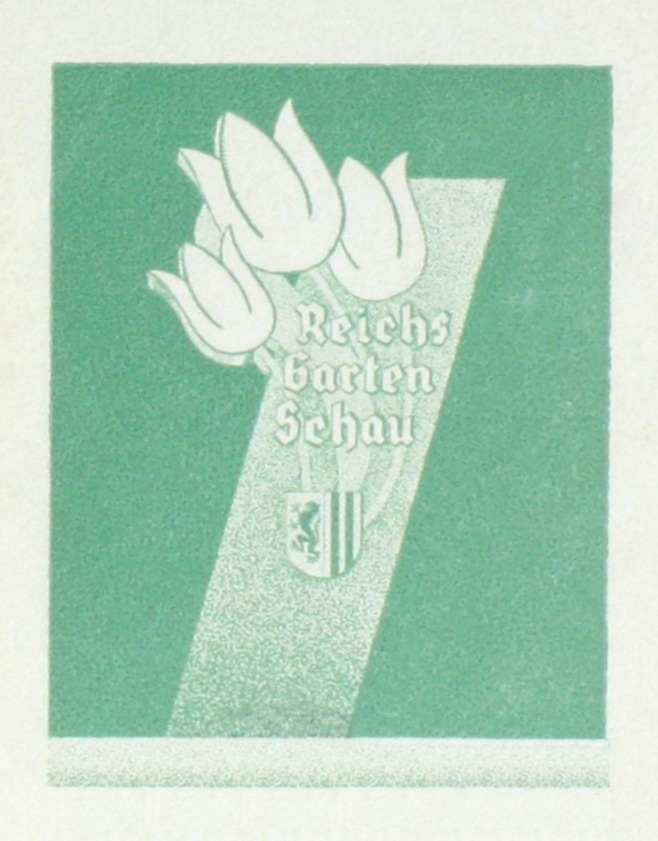
Der 1. Reichsgartenbautag Dresden 1936



Bearbeitet von Prof. Dr. Wilhelm Ebert

Der 1. Reichsgartenbautag Dresden 1936

Bearbeitet von

Prof. Dr. Wilhelm Ebert

Reichsunterabteilungsleiter im Reichsnährstand

August 1937

Verlag: Gärtnerische Verlagsgesellschaft, Dr. Walter Lang Kommanditgesellschaft
Berlin SW 61, Yorckstr. 71

Abb. 1, 24—26, 28: Archiv Reichsgartenschau. — Abb. 2, 8, 9: Reichsnährstand (Aufn.: Pongratz). — Abb. 3: Reichsnährstand (Aufn.: Limberg). — Abb. 4, 10, 12—19: Reichsnährstand. — Abb. 5—7, 31: O. Goetz, Berlin. — Abb. 11: Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschlands e. V. — Abb. 20. Foto-Kokott, München. — Abb. 21—23, 29, 30: Aus „Gartenkunst" Nr. 7/1936. — Abb. 27, 32: Paul Schmidt, Erfurt. — Abb. 33: Aufn.: Ernst, Dresden.

Druck: Reichsnährstand Verlags-Ges. m. b. H., Berlin N 4.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Dresden 1936! — Mit diesen beiden Worten verbindet sich beim deutschen Gärtner die Erinnerung an eine Begebenheit größten Erlebens. Zum erstenmal im neuen Reich und zum erstenmal unter der Führung des Reichsnährstandes trat der deutsche Erwerbsgartenbau mit zwei großen Veranstaltungen vor die Öffentlichkeit. Mit der vom 24. April bis zum 11. Oktober 1936 währenden 1. Reichsausstellung des deutschen Gartenbaues folgte er dem Aufruf zum großen Leistungswettbewerb, und mit dem 1. deutschen Reichsgartenbautag am 23. August 1936 fanden sich Betriebsführer und Gefolgschaft zu einer Massenkundgebung zusammen, wie sie nur unter dem Gemeinschaftsdenken nationalsozialistischer Weltanschauung zu veranstalten möglich war.

Zum erstenmal in der Geschichte des deutschen Gartenbaues eröffnete der auch für die Arbeit des deutschen Gartenbaues zuständige Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft die große Leistungsschau. Er wandte sich in seiner Eröffnungsrede an den Berufsstand selbst, nachdem er im Jahre zuvor bei der Eröffnung der Großen Berliner Frühjahrs-Blumenschau der breiten Öffentlichkeit gegenüber auf die Bedeutung der Gartenkultur für das Leben des Volkes hingewiesen hatte. Beide Reden ergänzen einander, und sie sind deshalb bewußt diesem Erinnerungsbuch vorangestellt, das den Wortlaut jener Vorträge und Kurzberichte bringt, die im Rahmen des 1. deutschen Reichsgartenbautages gehalten worden sind.

Diese Sammlung von Ansprachen, Vorträgen und Kurzberichten ist mehr als nur eine Erinnerung an ein etwa einmaliges Erleben. In ihr wird gleichzeitig ein Rückblick und ein Ausblick über den Stand des deutschen Gartenbaues und wichtiger ihn bedrückender Fragen gegeben. Sie zeigt den Marschweg an, den der Erwerbsgartenbau nach dem Willen der nationalsozialistischen Führung gehen wird, und sie gibt einen Rückblick über den Stand der Hilfseinrichtungen, die dem Beruf zur Erfüllung seiner Aufgaben zur Verfügung stehen.

Berlin, im August 1937.

Prof. **Dr. Wilhelm Ebert.**

I. Ansprache des Reichs- und Preuß. Ministers für Ernährung und Landwirtschaft und Reichsbauernführers R. Walther Darré

Die Eröffnung der 1. Reichsausstellung des deutschen Gartenbaues in Dresden am 24. April 1936

In den Sälen des Ausstellungspalastes wurde am Freitag, dem 24. April, in Dresden die 1. Reichsgartenschau eröffnet. All den Tausenden von Gärtnern, die diese erhebende Feierstunde — denn das war die Eröffnungsfeier uns Gärtnern —, sei es persönlich oder aber beim Gemeinschaftsempfang der Betriebe am Rundfunk, miterleben konnten, wird sie unvergeßlich bleiben. In den mit Azaleen, blühenden Zweigen, Birkengrün und Fahnen wundervoll geschmückten Sälen hatte sich eine in die Tausende gehende Besucherzahl eingefunden, unter der man zahlreiche Vertreter der Wehrmacht, der Reichs- und Staatsregierungen, des ausländischen Gartenbaus, der Stadt Dresden, des Reichsnährstandes und selbstverständlich alle Führer des deutschen Gartenbaus, viele Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglieder bemerken konnte. Links und rechts vom Podium hatten Gärtner im Arbeitsanzug, gestützt auf den Spaten, Aufstellung genommen. Beim Kommen hatten die Teilnehmerinnen an der Feier an den Eingängen von Gärtnertöchtern kleine Sträußchen aus Frühlingsblumen erhalten.

Von Fanfaren der Hitler-Jugend begrüßt, betrat Reichsminister Darré in Begleitung des Dresdner Oberbürgermeisters Zoerner den Saal. Nach Wagners unsterblichem Meistersinger-Vorspiel, das die Dresdner Philharmonie unter Paul von Kempen zu Gehör brachte, ergiff Oberbürgermeister Zoerner das Wort. Nach mehr als einjähriger Arbeit, allen Witterungsunbilden und Schwierigkeiten zum Trotz, sei der Eröffnungsakt der 1. Reichsgartenschau im neuen Deutschland gekommen. Ihr und ihren Gästen gelten die Grüße, die Sachsens Reichsstatthalter Mutschmann, der auf einer Führertagung in Pommern weile, übermitteln lasse.

Nach besonderen Grußworten an Reichsminister Darré, dessen bedeutsame Rolle am Aufbau der deutschen Bodenwirtschaft der Oberbürgermeister besonders unterstrich, kennzeichnete die Ansprache die Bedeutung dieser Reichsgartenschau. Kein Ausländer, der in diesem Jahre Deutschland sehe, dürfe an diesem Werk deutscher Arbeit und deutscher Schönheit vorübergehen.

Die Eröffnungsrede

Als vor 10 Jahren die letzte große Dresdner Gartenbauausstellung ihre Pforten öffnete, schien es, als ob der deutsche Gartenbau glänzenden Zeiten entgegenging. Es war die Zeit jener trügerischen wirtschaftlichen Scheinblüte, die durch hohe Preise und leichten Absatz gekennzeichnet war. Es war die Zeit, in der auch viele, namentlich die im Stadtgebiet ansässigen Gärtner, vom Kapitalismus in seiner reinsten Form liberalistischer Prägung völlig erfaßt wurden. Der damalige Konjunkturtaumel brachte eine Tendenz des Betriebsausbaues zu kapitalistisch aufgezogenen Großbetrieben, ja, man kann sagen, zu Pflanzenfabriken, und deren Inhaber folgten mehr kaufmännischen als gärtnerischen Gedankengängen. Der organische Aufbau der Betriebe, der auf einer gewissen Vielseitigkeit begründet war, wurde vielfach zugunsten einer vollkommen einseitigen Spezialisierung aufgegeben. Ja, das ging schließlich so weit, daß sich auch der Nachwuchs während seiner Ausbildungszeit viel zu früh spezialisierte und damit die gesunde Grundlage einer vielseitigen Ausbildung verlor.

Nicht nach dem Bedarf belieferte man damals den Markt, sondern es herrschte das Bestreben, ohne Rücksicht auf andere einen möglichst hohen Anteil der Konsumkraft der Verbraucher an sich zu reißen. Es ist bezeichnend für jene Zeit, daß diese Entwicklung auf dem Markt der gartenbaulichen Erzeugnisse auch die Landwirtschaft blendete und dazu verführte, diese spekulativen Möglichkeiten, z. B. durch Großkulturen von Gemüse, Beerenobst, ja sogar Baumschulerzeugnissen, für sich nutzbar zu machen. Die Gesamtentwicklung wurde dabei unterstützt durch die Einstellung des Handels, der sich vielfach nicht mehr als dienendes Glied in der Kette vom Erzeuger zum Verbraucher fühlte. Er spekulierte vielmehr mit der Ware, war mit ihr und ihren Erzeugern innerlich nicht mehr verwachsen und bevorzugte deshalb jene Angebote, die ihm bei möglichst geringem Risiko und schnellem Umschlag größte Gewinnchancen boten. Dabei war es ihm gleichgültig, ob sie inländischer oder ausländischer Herkunft waren. Damals folgte der Gemüse- und Zierpflanzenbau dem Beispiel Hollands mit seinem sprunghaft geförderten, völlig spekulativ auf den Export eingestellten Anbau und seiner durch Veilings organisierten Absatzregelung. Damals stand der Obstbau unter dem Einfluß amerikanischen Obstfarmertums. Und nicht nur der Gartenbauer selbst mitsamt seinen Organisationen unterlag diesem Einfluß, sondern auch die Regierung. Sie förderte sogar in ihrer damaligen sogenannten wirtschaftlichen Einstellung diese Zielsetzung, indem sie zugleich Schutzzölle in Aussicht stellte, freilich ohne sie durchzuführen.

Mit dem Zusammenbruch der früheren Wirtschaftspolitik, mit dem Einsetzen der allgemeinen Wirtschaftskrise mußte zwangsläufig auch der Gartenbau wirtschaflich ins Wanken kommen. Er ist ja mit der Gesamtheit seiner Erzeugung marktgebunden und abhängig von der Möglichkeit seiner Kunden, Gartenanlagen schaffen oder pflegen zu lassen. Der Zusammenbruch mußte zwangsläufig um so härter die Betriebe treffen, die nicht aus eigener finanzieller Kraft stetig ausgebaut, die nicht organisch gewachsen waren. Also jene Betriebe, die in den Konjunkturzeiten nach kapitalistischer Art unter Aufnahme fremden Geldes aufgeblüht waren, die dieses Geld zu verzinsen, amortisieren oder zurückzuzahlen hatten. Nun zeigte sich auch, wie stark die Menschen, die Gärtner selbst, dem Liberalismus verfallen waren, dessen anerkannte Triebfeder das „Ich" und nicht das Gemeinschaftsdenken des echten Sozialismus ist. Ein Kampf aller gegen alle entspann sich um und auf dem Markt. Ausländische Gartenbauerzeugnisse aller Art belasteten ihn stärkstens. Eine beispiellose Preisschleuderei, ein wildes Unterbieten bei gleichzeitigem Qualitätspanschen setzten ein. Anständige Leistung und anständiges kaufmännisches Verhalten wurden gänzlich um ihren verdienten und berechtigten Lohn gebracht. Gleichzeitig ging die arbeitslos werdende Gefolgschaft zur Schwarzarbeit über und zwang damit auch die Gartenpfleger und Gartenausführenden, die Wohlfahrtsämter aufzusuchen. Dabei waren die Gartenbauer im großen und ganzen nur ihre eigenen, schlecht bezahlten Tagelöhner. Wenn sie nicht, wie die Mehrzahl der kleinen Landwirte, so spartanisch einfach gelebt hätten, wie man es in den sogenannten glücklichsten Zeiten keinem Industriearbeiter hätte zumuten dürfen, dann wäre der Zusammenbruch des deutschen Gartenbaues restlos gewesen. Und die Folgen hätte das Gesamtvolk zu tragen, das seine Ernährung immer stärker auf die Zukost von Gemüse und Obst eingestellt hatte und auch in den wirtschaftlich schwersten Zeiten auf die Blume nicht verzichten will.

So kam auch für den Gartenbau die Rettung durch den Führer und Nationalsozialismus gerade zur rechten Zeit, um das Schlimmste zu verhüten, wenn ihm auch nicht so schnell geholfen werden konnte, wie es sonst beim Landvolk, als dem entscheidendsten Träger der deutschen Nahrungsfreiheit, geschehen konnte. Das Reichsnährstandsgesetz bot auch dem Gartenbau die Grundlage, die Erfüllung seiner Aufgaben unter Sicherung seiner Existenzen zu gewährleisten. Dazu brachten ihm auch andere Schöpfungen des neuen Staates Beschäftigung und Absatz seiner Erzeugnisse. Ich nenne nur die Möglichkeiten im Zuge der Reichsautobahnen oder die Förderung des kulturlichen Lebens, wie sie z. B. in der Arbeit des Amtes „Schönheit am Arbeitsplatz" der Deutschen Arbeitsfront zum Ausdruck kommt.

Der Gartenbau muß anders behandelt werden als die Landwirtschaft.

Daß der Gartenbau anders zu behandeln ist als die Landwirtschaft, ergibt sich zwangsläufig aus der Tatsache, daß ein landwirtschaftlicher Betrieb von einer bestimmten Größe an stark in sich selbst zu ruhen

vermag. Der reine Gartenbaubetrieb ist dagegen mit seiner gesamten Erzeugung marktgebunden und mit dessen Wechselspiel daher auf Gedeih und Verderb verbunden. Andererseits bieten gartenbauliche Kulturen in ihrer Vielseitigkeit die Möglichkeit intensivster Bodennutzung und damit in wirtschaftlich gesicherten Zeiten die Existenzgewährung auch auf kleinster Fläche. So kommt es auch, daß ein sehr erheblicher Teil landwirtschaftlicher Kleinbetriebe aus Gründen der Existenzsicherung eine Intensivierung durch Aufnahme gärtnerischer, und zwar vorwiegend gemüse- und obstbaulicher Kulturen, vorgenommen hat. Rund 190 000 Kleinbetriebe betreiben regelmäßig zu Verkaufszwecken Gartenbau. Sie bilden den eigentlichen Erwerbsgartenbau. Dabei ist zu bemerken, daß hiervon 67 000 gärtnerische Produktionsbetriebe sind, d. h. solche, deren Inhaber oder Gefolgschaft einen besonders geregelten gärtnerischen Ausbildungsgang durchgemacht haben, während rund 62 000 Feldgemüsebaubetriebe und rund 40 000 landwirtschaftliche Obstbaubetriebe sind. Hinzu kommen jene Gartenbauunternehmungen, die die Anlage und Pflege von Gärten und Friedhöfen übernehmen. Diese zählen zwar steuerrechtlich zum Gewerbe, gehören aber nach Herkunft, Ausbildung und Tätigkeit dem Erwerbsgartenbau zu und werden daher auch vom Reichsnährstand betreut. Daß der Großteil der Feldgemüse- und Obstbaubetriebe auch rein landwirtschaftliche Betriebsteile besitzt, ist nicht verwunderlich. Interessant und psychologisch wichtig ist aber, daß auch heute noch ein Drittel aller Gärtnereien, zu denen auch die Baumschulen gehören, ebenfalls landwirtschaftliche Betriebsteile aufweisen. Wir erkennen hieran die enge Verzahnung der Gärtnereien mit der Landwirtschaft, wie ja überhaupt der Gartenbau nicht ohne Recht als eine der wesentlichsten Brücken zwischen Stadt und Land bezeichnet wird.

Die Entwicklung des Erwerbsgartenbaues

Diese Tatsache ergibt sich aber auch noch aus einer anderen Betrachtung. Man muß sich darüber klar sein, daß die starke Entwicklung des Erwerbsgartenbaues, insbesondere der eigentlichen Erwerbsgärtnerei, verhältnismäßig jungen Datums ist. Wohl gab es schon im Mittelalter hier und da Gärtnerinnungen. Später gab es dann zahlreiche Guts-, Schloß- und Herrschaftsgärtnereien, die jedoch nur in ganz geringem Umfang Marktversorger waren. Wir wissen, daß z. B. im Nürnberger Gebiet Höfe vorhanden sind, auf denen seit 1600 in ununterbrochener Folge Gemüsebau zu Marktzwecken betrieben wird. Dennoch setzt der eigentliche Aufschwung des Erwerbsgartenbaues erst mit dem Entstehen der Großstädte nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein. Entsprechend der Entwicklung der großen Städte nimmt die Zahl der Betriebe in dieser Zeit am stärksten zu und damit auch der Bedarf an „gelernten" Arbeitskräften, denn die Gärtner haben von jeher darauf gesehen, daß ihr Nachwuchs durch eine geordnete Lehre und gute Fachausbildung ging. Kennzeichnend ist hierfür auch die Feststellung der amtlichen Betriebserhebung von 1933, wonach fast

10 vH der ständig in den Gärtnereien beschäftigten Personen einen Fachschulbesuch nachweisen können. Die 67 000 gärtnerischen Betriebe, die 1933 festgestellt wurden, beschäftigten dabei ständig 187 000 Personen, von denen 61 000 Personen familienfremde Kräfte sind. Prüft man die Betriebe näher, dann stellt man fest, daß ein Großteil der Betriebsinhaber und ihrer ständig beschäftigten „gelernten Gefolgschaft" aus den Städten stammt. Diese Menschen haben also von der Stadt her den Weg zum Lande zurückgefunden. Aber sie haben diesen Weg zunächst nicht in ihrer Sippe beibehalten. Wohl kennen wir Generationsfolgen von Gärtnern in staatlichen Gartenbauverwaltungen, auch in Gutsgärtnereien. In Erwerbsgärtnereien aber war in den meisten Fällen die Erbfolge gering. Beim Untersuchen der hierfür maßgeblichen Gründe ergibt sich folgendes:

Ein sehr großer Teil der Gärtnereibesitzer besaß kein nennenswertes Vermögen und hat daher auf kleinster Fläche den eigenen Betrieb gegründet. Mann und Frau haben sehr hart körperlich arbeiten müssen. Dabei wurden von den Städtern diese Arbeit und auch die Menschen, die sie verrichteten, wenig geachtet, genau so, wie es bei der bäuerlichen Arbeit und den Bauern der Fall war. Diese geringe Achtung wurde ferner dadurch vermehrt, daß man glaubte, junge Menschen, die körperlich oder geistig nicht vollwertig waren, gerade im Gartenbau gut unterbringen zu können. So wird begreiflich, daß die Gärtner hinwiederum danach trachteten, ihre Kinder städtischen Berufen zuzuführen. Da nun die Stadt ihnen die Möglichkeit des Besuches höherer Schulen gab, können wir feststellen, daß die Gärtnersöhne vielfach in die geistigen Berufe übergingen und damit in die Stadt zurückkehrten. Erst die letzten Jahrzehnte lassen hier eine Änderung erkennen. Merkmal ist dafür u. a. die erfreulich zunehmende Beteiligung der Gärtnersöhne am Fachschulbesuch, besonders auch am gärtnerischen Hochschulstudium.

Ein anderer Grund für die geringe Erbfolge innerhalb der gärtnerischen Betriebe lag in dem Umstand, daß das Gefühl der Bodenständigkeit nicht hochkommen konnte. Grund hierfür war, daß die Gärtnereien, die innerhalb des Stadtgebietes angelegt wurden, dort allmählich mit zunehmender Bebauung erdrückt wurden und mit dem Wachsen der Städte immer wieder nach außen wandern mußten. Dabei ist diese Entwicklung an sich gar nicht erwünscht, da ja doch der Boden einer Gärtnerei durch die intensive Betriebsweise besonders wertvoll geworden ist. Im Zuge der Neuordnung des deutschen Raumes und bei der Auflockerung der Städte wird man daher Sorge tragen müssen, geeignete Flächen auszusparen, und sie, richtig verteilt, dauernd der gärtnerischen Erzeugung vorzubehalten.

Aus den Erfahrungen dieser Gott sei Dank überwundenen Zeit wird man also bestimmte Nutzanwendungen ziehen müssen, die für jeden Gartenbau gelten.

Ich wies darauf hin, daß im Erwerbsgartenbau nicht nur gärtnerische Betriebe beteiligt sind, die sich ihrerseits in Baumschul- und Zierpflanzenbaubetriebe, in Obst- und Gemüsebaubetriebe, in Samenbaubetriebe, in Unternehmungen von Gartenausführenden und Fried-

hofsgärtnern aufgliedern, sondern auch landwirtschaftliche Kleinbetriebe. Diese Mannigfaltigkeit in der Struktur des Erwerbsgartenbaues brachte es mit sich, daß früher, wie in der Landwirtschaft, zahlreiche Organisationsgruppen bestanden, die ohne Rücksicht auf gemeinsame Notwendigkeiten und auf das allgemeine Wohl nur ihre eigenen Interessen wahrnahmen. Das Reichsnährstandsgesetz gab die Möglichkeit, diese Vielheit der Gruppen und Grüppchen verschwinden zu lassen und die Gesamtheit der Bestrebungen an einer Stelle zusammenzufassen, die nicht mehr von Sonderinteressen ausgeht, sondern ihre Entscheidungen nach den Forderungen des allgemeinen Nutzens trifft. Ihre Aufgabe ist es, die Gartenbauer so zu erziehen, daß auch sie die sittliche Pflicht, den Bedarf des Volkes nach Menge und Güte zu decken, dem bisher üblichen spekulativen Anbau voranstellen. Erst die Zusammenfassung aller Glieder in einer Spitze sichert die einander ergänzende Aufgabenstellung zum Wohl des Ganzen. Z. B. darf der Baumschuler bei der Heranzucht der jungen Obstbäume nicht allein die Wege einschlagen, die für ihn selbst als wertvoll erscheinen, sondern muß stets berücksichtigen, inwieweit seine Maßnahmen übereinstimmen mit denen des Obstbauers, der ja vom Ertrag dieser Bäume leben soll. Das ist aber nur aus der Gemeinschaftsarbeit möglich, wie sie jetzt im Reichsnährstand gesichert ist. Sie hat rücksichtslos alle früheren künstlichen Schranken, die zwischen den einzelnen Gruppen bestanden haben, niedergerissen.

Da aber nun der Erwerbsgartenbau mit der Gesamtheit seiner vielgestaltigen Erzeugung völlig marktgebunden ist, habe ich ihm ferner in der Hauptvereinigung der Deutschen Gartenbauwirtschaft das Organ gegeben, mit dessen Hilfe er seinen Markt in Ordnung bringen kann. Jedoch zwingen die außerordentlichen Schwierigkeiten, die hierbei gerade die Gartenbauerzeugnisse bieten, zu einem langsamen Vorgehen. Aber selbst bei den leichtverderblichen Gütern der gärtnerischen Erzeugung ist es möglich, das gleiche Grundprinzip der Marktordnung durchzuführen, mit dem die Landwirtschaft durchschlagende Erfolge erzielte; ein weiterer Beweis dafür, daß wir auch hier auf dem richtigen Wege sind. Immer klarer schält sich dabei die Erkenntnis heraus, daß es mit Ausnahme des Obstbaues auf dem Gebiet des gesamten Gartenbaues nicht auf eine flächenmäßige Steigerung des Anbaues ankommt, sondern auf eine Steigerung der Güteleistung auf der Flächeneinheit. Unter diesem Gesichtspunkt habe ich auch gern meine Zustimmung gegeben, den gesamten deutschen Gartenbau zu einem Leistungswettbewerb aufzurufen, wie er in dieser Ausstellung und ihren Sonderschauen zum Ausdruck kommen soll.

Der Wert der Reichsgartenschau

Ich danke daher in erster Linie Ihnen, Herr Oberbürgermeister, daß Sie als Oberhaupt der Stadt Dresden, der Stadt mit ihrer großen gärtnerischen Tradition, in so großzügiger Weise dieses gemeinsame Werk ermöglicht und gefördert haben. Ich danke ferner allen,

die als Mitarbeiter dieses Werk gelingen ließen. Mit Genugtuung darf ich festellen, daß sich an dieser 1. Reichsausstellung des deutschen Gartenbaues nicht nur große Gartenbaubetriebe, sondern auch zahllose kleine und kleinste Betriebe aus dem ganzen Reich beteiligt haben und an den Sonderschauen mithalfen. Dadurch ist eine Vielseitigkeit der Darbietungen gesichert worden, wie sie in diesem Umfang noch nie gezeigt werden konnte. Nicht nur für den Gartenbau, sondern auch für die Gesamtheit des Volkes, für alle die zahllosen Garten- und Blumenfreunde wird diese Ausstellung eine Fundgrube der Belehrung und der Freude sein. Ja, darüber hinaus darf angenommen werden, daß zahlreiche Gäste des Auslandes, die Deutschland während der Olympischen Spiele besuchen, nicht vorübergehen werden an dieser Ausstellung, die ihnen einen tiefen Eindruck von dem Arbeitswillen des deutschen Volkes und seiner tiefen Verbundenheit mit der Natur vermittelt.

Es ist mir daher eine große Freude, diese erste Reichsausstellung des deutschen Gartenbaues hiermit eröffnen zu können, und ich tue es, indem ich Sie bitte, des Mannes zu gedenken, dem wir allein die Möglichkeit verdanken, solche Arbeit leisten zu können: Unser Führer Adolf Hitler: Sieg-Heil!

II. Ansprachen beim 1. Reichsgartenbautag in Dresden am 23. August 1936

Aufgaben des Gartenbaues im Reichsnährstand

Reichshauptabteilungsleiter II Dr. Brummenbaum

Wenn ich heute als Leiter der Reichshauptabteilung II, der die Betreuung des Hofes und die Durchführung der Erzeugungsschlacht als Aufgabe gestellt ist, zu Ihnen spreche, so mögen Sie daraus entnehmen, welche Bedeutung vom Reichsnährstand dem deutschen Gartenbau zugemessen wird. Die Entwicklung unseres Erwerbsgartenbaues seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts und besonders nach dem Kriege ist von so starkem Einfluß auf die gesamte Volkswirtschaft gewesen, daß heute diesem jüngsten Berufsstande innerhalb des deutschen Landvolkes eine besondere Behandlung im Rahmen des Reichsnährstandes zuteil werden muß. Es geht nicht mehr an, daß ein Berufsstand, der auf Grund seiner ganzen Struktur wie kaum ein anderer berufen ist, die Brücke zwischen Stadt und Land zu schlagen, heute noch ein wenig beachtetes Sonderdasein führt und wie früher halbwegs als Stiefkind innerhalb der staatlichen Wirtschaftspolitik behandelt wird. Ist die Bedeutung des Gartenbaues schon allein für die Ernährung unseres Volkes und damit den planvollen Einsatz in die Erzeugungsschlacht außerordentlich wichtig, so kommt als besonderes Moment hinzu, daß hier auf kleinster Fläche bei intensivster Bodennutzung Hunderttausend deutscher Volksgenossen Arbeit und Brot finden. Wir müssen uns auch darüber klar sein, daß dem Gartenbau infolge des erfreulichen Wandels in der Ernährungsweise durch die Erzeugung unentbehrlicher Nahrungsmittel für die Gesundheit unseres Volkes bedeutende Aufgaben zufallen. Obst und Gemüse dürfen nicht mehr einen gewissen Luxus besonders begüterter Bevölkerungskreise darstellen, sondern müssen in zunehmender Weise vom ganzen Volk gekauft werden können. Zum anderen dürfen auch Blumen und Zierpflanzen nicht mehr als Luxus angesehen werden. Gerade hier hat sich gezeigt, daß das deutsche Volk auch in der breiten Masse selbst in wirtschaftlich schwersten Zeiten nicht auf Blumenfreude und -pflege verzichten will. Wer jemals einen Blick in das deutsche Kleingarten- und Kleinsiedlungswesen getan hat, der konnte sich gerade hier davon überzeugen, daß, sobald Nahrungsschwierigkeiten im gröbsten überwunden waren, die Freude an Blumen dem Zierpflanzenbau in den Gärten einen erheblichen Anteil sicherte. Schließlich kommt die volkswirtschaftliche Bedeutung des Erwerbsgartenbaues auch darin zum Ausdruck, daß die Einfuhr gartenbaulicher Erzeugnisse gerade bei den Ländern eine erhebliche Rolle spielt, die Abnehmer unserer Industrieerzeugnisse sind.

Während nun — ähnlich wie in der Landwirtschaft — vor der Machtübernahme keine Möglichkeit bestand, den Gartenbau als Ganzes unter einheitliche Führung zu stellen, ist heute im Reichsnährstand der gesamte Gartenbau zusammengefaßt, um nach einheitlichen großen Grundsätzen an seiner Aufgabe im Dienst am Volke zu arbeiten. Ebenso wie die Vielzahl der Sonderinteressen der einzelnen Zweige — ehemals vertreten durch zahlreiche Verbände und Vereinigungen — heute beseitigt ist, so wurde auch dem Streit zwischen gärtnerischem und landwirtschaftlichem Anbau ein Ende gemacht. *Es wird ganz besonders unsere Aufgabe sein, in Zukunft dafür zu sorgen, daß jeder Teil für sich so angesetzt wird, wie es die Versorgung unseres Volkes erfordert. Der deutsche Boden ist als ein Lehen des einzelnen vom ganzen deutschen Volke zu betrachten und darf daher keinesfalls mehr dem Spekulationsinteresse und dem Eigennutz des einzelnen ausgeliefert werden.* Es gab einmal eine Zeit, in der vielleicht die große wirtschaftliche Not, vielfach aber auch die günstige Lage zur Großstadt und die Möglichkeit, Wanderarbeiter zu erhalten, landwirtschaftliche Großbetriebe dazu veranlaßte, zum Gemüsebau im großen überzugehen oder selbst bäuerliche Betriebe verführte, feldmäßig Blumen oder gar Baumschulerzeugnisse heranzuziehen. Derartige Maßnahmen laufen dem Gedanken einer sinnvollen Steigerung und Ordnung unserer Erzeugung entgegen und werden in Zukunft, wo sie etwa aus gewinnsüchtigen und eigennützigen Gründen auftreten sollten, nicht mehr geduldet werden. Die Notwendigkeit der Erzeugungsschlacht zwingt uns immer stärker dazu, jedes Stück kulturfähigen deutschen Bodens, der wahrlich knapp genug bemessen ist, so zu bebauen, wie es im Hinblick auf die gesamte Versorgungslage zweckmäßig erscheint. *Da zeigt es sich nun, daß auf gartenbaulichem Gebiet erhebliche Flächen für rein landwirtschaftliche Nutzung freigemacht werden können, wenn gleichzeitig eine entsprechende Leistungssteigerung auf der verbleibenden Fläche erfolgt.* Die großen Leistungsunterschiede, die zwischen den einzelnen Gartenbau treibenden Wirtschaften bestehen, beweisen mir, daß die eben erwähnte Möglichkeit sich durchaus in die Wirklichkeit umsetzen läßt. So muß, um gleich ein Beispiel anzuführen, beim Gemüsebau eine Rückverlagerung vom landwirtschaftlichen Großbetriebe zum gärtnerischen und kleinbäuerlichen Anbau erfolgen. *Richtschnur eines solchen Handelns ist der Gedanke, daß es nicht so sehr darauf ankommt, ob die Großlandwirtschaft vielleicht mit Hilfe von Wanderarbeitern etwas billiger anbauen kann, sondern, daß jene große Zahl kleiner Existenzen erhalten bleibt, die vom Gartenbau leben muß.* Es ist auch unerträglich, daß in einer Zeit größter Knappheit an landwirtschaftlichen Arbeitskräften diese gerade dann für gartenbauliche Arbeiten auf den Gütern angefordert werden, wenn sie für lebensnotwendige Aufgaben auf landwirtschaftlichem

Gebiet dringend benötigt werden. Weiter ist es völlig unhaltbar, wenn im Großanbau, z. B. Ernten, die für die Verwertungsindustrie erforderlich sind, aus Mangel an Erntekräften nicht zur rechten Zeit oder überhaupt nicht für den bestimmten Zweck geerntet werden können, während gleichzeitig genügend kleinere Betriebe vorhanden sind, die mit ihren eigenen ständigen Kräften diese Arbeiten bewältigen können.

Eine vom Reichsnährstand durchgeführte Umfrage hat ergeben, daß leider auch die Zahl landwirtschaftlicher Betriebe, die sich mit ausgesprochen gärtnerischen Erzeugnissen des Blumen- und Zierpflanzenanbaues abgeben, unerwünscht groß ist. Wenn auch die erzieherische Arbeit des Reichsnährstandes im Rahmen der Erzeugungsschlacht schon eine starke Einschränkung bringen wird, so will der Reichsnährstand von sich aus noch weitergehen, indem er künftig für die Neuerrichtung von Baumschulen, Blumen- und Zierpflanzenbaubetrieben und solchen auf dem Gebiet der Gartenausführung und Friedhofgärtnerei den Berufsausweis fordert. Dies geschieht aus der Erkenntnis, daß man nicht auf der einen Seite eine ständige und richtige Verschärfung der Berufsausbildung fordern kann, wenn man gleichzeitig jedem Landinhaber, der diese Ausbildung nicht hat, die Möglichkeit gibt, mit einem Teil leicht heranzuziehender Pflanzen dem Gärtner ins Handwerk zu pfuschen. W i r f o r d e r n m i t a l l e m N a c h d r u c k , d a ß s i c h j e d e r B o d e n b e b a u e r e i n H ö c h s t m a ß a n K e n n t n i s s e n u n d H a n d f e r t i g k e i t e n e r w i r b t , damit er in die Lage versetzt wird, das Stück deutschen Bodens, das ihm anvertraut wird, zur güte- und mengenmäßigen Höchstleistung zu bringen. Wir stellen unsere Arbeit im Reichsnährstand darauf ab, daß ihm die zur Durchführung seiner Arbeit erforderlichen Grundlagen in der Ausbildung gegeben werden. Um so weniger können wir zulassen, daß noch nach alter liberalistischer Gewohnheit die nackte Spekulationsneigung ohne Rücksicht auf die Allgemeininteressen ein Feld zur Betätigung behält. Wir werden Mittel und Wege finden, um auch dieses Ziel zu erreichen.

Das Ziel der Erzeugungsschlacht ist allgemein die Leistungssteigerung und die Bedarfsdeckung aus dem deutschen Boden. In diesem Zusammenhang und bei dieser Gelegenheit verlohnt es sich schon einmal, auf die tieferen Gründe einzugehen, die die Veranlassung zum Einsatz des gesamten deutschen Landvolkes zur Erzeugungsschlacht gegeben haben. Sie alle haben die Zeit des großen Krieges miterlebt und wissen, daß Deutschland nicht durch die militärischen Waffen seiner Gegner unterlegen ist, sondern die große belagerte Festung Deutschland wurde durch den Hunger in die Knie gezwungen. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß Kriege in heutiger Zeit nur noch zum Teil durch Schlachten entschieden werden, sie beginnen fast immer auf wirtschaftlichem Gebiet durch die Abschnürung und den Boykott. Eine schlagkräftige Armee genügt daher heute nicht mehr, um den Frieden und die Freiheit eines Volkes zu sichern: W i l l e i n V o l k h e u t e w i r k l i c h f r e i s e i n , d a n n m u ß e s z u d e r e i n e n S ä u l e d e r S i c h e r h e i t e i n e r N a t i o n , d e r W e h r f r e i h e i t ,

eine zweite Säule, die Nahrungsfreiheit, hinzufügen. Ohne Wehrfreiheit ist jedes Volk ein Spielball seiner Nachbarn und des internationalen Judentums. Ohne Nahrungsfreiheit ist jede nachhaltige Verteidigung einer Nation in Zeiten der höchsten Gefahr undenkbar, da der Hunger die Wurzeln der Volkskraft stärker als eine oder mehrere verlorene Schlachten zerstört. Wenn man diese Gedanken in all ihrer Schwere folgerichtig zu Ende gedacht hat und dazu die gegenwärtige europäische Lage betrachtet, dann muß man sich darüber klar werden, daß wir unter allen Umständen die Erzeugungsschlacht schlagen und gewinnen müssen. Es geht in diesem Kampf wahrhaftig nicht um den deutschen Bauern oder um irgendeinen anderen Stand, sondern es geht um Deutschland.

Auch der deutsche Gartenbau hat in der Erzeugungsschlacht noch gewaltige Leistungen zu vollbringen und muß genau so seinen Mann stehen wie alle anderen Teile der Landwirtschaft auch. Auch an den Gartenbau wird die Forderung gerichtet, in diesem Sektor für die Bedarfsdeckung zu sorgen. Neben der Leistungssteigerung muß sich hier im Gartenbau aber die Erzeugungsschlacht vor allem nach der Seite der Gütesteigerung auswirken. Wir legen keinen Wert darauf, erst dann einzugreifen, wenn die Erzeugnisse marktfertig sind und nun zu entscheiden, ob sie auch marktwürdig sind. Wir müssen vielmehr auch den letzten Erzeuger dahin bringen, daß er von vornherein seinen ganzen Fleiß, seine Geschicklichkeit und sein Können nur den Pflanzen widmet und auch nur denen den Raum überläßt, die eine einwandfreie Güte von sich aus erbringen können. Deshalb hat sich die Hauptabteilung II zunächst an die Arbeit gemacht, die Grundlagen hierfür auf dem Gebiet des Saat- und Pflanzgutes zu schaffen. Gemeinsam mit dem ihr angegliederten Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter sind grundsätzliche Gütebestimmungen für Saatgut und Jungpflanzen aufgestellt, die sich bewährt haben. Sie finden ihre Ergänzung in der Sichtung der Sorten mit Hilfe der Sortenregisterstelle und der Saatenanerkennung sowie der Neuheitenprüfungen, die der Reichsnährstand auf dem Gebiet des Blumenanbaues gemeinsam mit den Pflanzengesellschaften durchzuführen begonnen hat. Die starken Einschränkungen auf dem Gebiet des Sortenvielerleis werden zwar dem Grade nach verschieden sein müssen, je nachdem es sich z. B. um Gemüse oder Blumen handelt. Sie sind aber auf allen Gebieten notwendig, um uns von dem Ballast des Überständigen zu befreien und auch hier der Güte den Vorrang zu sichern. Es muß nun aber auch von dem deutschen Gartenbau erwartet werden, daß er von sich aus aktiver als bisher mithilft, daß sich das bewährte Gute schneller durchsetzt. Diesen Wunsch richte ich besonders an die Gartengestalter und Gartenausführenden. Wir wollen aber nicht nur sichten, sondern auch bewußt besser züchten, denn gerade auf dem Gebiet der gartenbaulichen Züchtung kann noch vieles verbessert werden. Deshalb hat meine Hauptabteilung einen

der besten Praktiker und Züchter, Herrn Direktor Steffen, dafür gewonnen, als Züchterberater seine Kraft zur Verfügung zu stellen. Wir wollen dabei bewußt den vielen kleinen Züchtern beratend helfen, damit nicht jeder erst an den Anfangfehlern lernen muß. Niemand kann auf die Dauer zweien Herren dienen. Deshalb muß unser Ziel dahin gehen, den Züchter wirtschaftlich so zu stellen, daß er sich dieser Aufgabe ganz widmen kann und nicht in fast stärkerem Maße Händler sein muß.

Am weitesten fortgeschritten sind die auf Güteleistung abgestellten Arbeiten bei den Baumschulen, so daß es hier auch möglich war, das Markenetikett einzuführen und die Markenfähigkeit der Baumschulen auf Grund eingehender Betriebsbesichtigungen auszusprechen. Es wird eine Frage ganz kurzer Zeit sein, daß z. B. nur noch markenfähige Obstbäume zur Anpflanzung kommen. Die Baumschuler werden mithin damit rechnen müssen, daß die sogenannte zweite Wahl unverkäuflich bleibt. Es hat also keinen Zweck, mehr an Jungpflanzen Mühe und Arbeit zu verschwenden, die doch nur mindere Güte erreichen können und den Betrieb nur wirtschaftlich belasten, und es ist weiterhin nur eine Frage der Zeit, bis zweite Wahl überhaupt vom Verkauf ausgeschlossen wird. Es liegt mir nicht, wie es bei derartigen Tagungen häufig üblich ist, über etwas schwierige Fragen mit schönen Worten hinwegzugehen, sondern ich bin der Überzeugung, daß uns allen mehr gedient ist, wenn wir offen und frei das Kind mit dem rechten Namen nennen.

Als nächste Aufgabe ist die Säuberung des Obstunterlagenwesens angepackt, denn, obwohl es sich hier um ein sehr schwieriges Gebiet handelt, hängt hier zuviel nicht nur für die Baumschulen selbst, sondern vor allem für die zukünftige Entwicklung des Obstbaues ab.

Blumen und Zierpflanzen sind Kulturgüter. Kulturgüter sind aber keine eintönigen Massenwaren, die man zu Millionen am laufenden Band herstellen kann. Erfreulicherweise beginnt sich das gesunde Empfinden unseres Volkes dagegen zu wehren, und verlangt mehr Abwechslung, damit die Freude an Blumen und Pflanzen wachsen kann. Gerade die diesjährige Reichsgartenschau im schönen Dresden zeigt ja die Fülle der Möglichkeiten, die dem Gärtner gegeben sind, und ich hoffe, daß die künftigen Reichsgartenschauen noch mehr dieser Schätze zum Vorschein bringen werden, damit das deutsche Volk sie wieder kennenlerne. An die Blumen-Geschäftsinhaber ergeht die Forderung, diese Bestrebungen stärker zu unterstützen, als es bisher geschehen ist. Die gleiche Forderung muß aber auch in voller Öffentlichkeit an die Baumeister unserer Häuser gestellt werden, die bisher alles Können aufwenden, um die Innenräume zweckmäßig zu gestalten, leider aber die Fensterfrage völlig vernachlässigt haben. Für unzählige Volksgenossen hängt aber die Freude am Pflegen und Hegen von Blumen und Pflanzen davon ab, ob geeignete Fensterräume vorhanden sind, in denen man Pflanzen gesund erhalten kann. Noch in anderer Beziehung ist eine Mahnung auszusprechen:

Auf dem Gebiet der Blumenzüchtung herrscht das Bestreben, die Anbaufähigkeit einzelner Arten dadurch zu verbreitern, daß immer

früher blühende Sorten gezüchtet werden. Gerade, wenn man sich gegen die Eintönigkeit und fabrikmäßige Erzeugung im Blumenangebot wendet, muß man sich aber auch gegen eine Fehlentwicklung in der Züchterarbeit wenden, die natürliche und richtige Unterschiede der Jahreszeiten zu verwischen sucht. Es widerspricht z. B. dem Empfinden, wenn Dahlien oder Chrysanthemum schon im frühen Sommer angeboten oder Maiblumen bis zum Spätsommer oder Herbst künstlich zurückgehalten werden. Wir Deutschen wollen den Wechsel der Jahreszeiten als unserer Heimat entsprechend anerkennen und sollen deshalb nicht mehr als wirklich notwendig in diesen Kreislauf eingreifen, ganz abgesehen davon, daß wir auch anderen Blumen für ihre Jahreszeit den Markt freihalten wollen.

Mit dem Zierpflanzenbau und den Baumschulen sind eng die Gartengestalter und Gartenausführenden verbunden, denn sie bedienen sich ja bei der Anlage und Pflege von Gärten des Werkstoffes, den ihnen die Schwesternzweige des Gartenbaues liefern. Sie haben bisher fast ausschließlich ihre Wirkungsstätte im Stadtgebiet gehabt. Heute soll aber die ganze Landschaft im besten Sinne gestaltet werden, so daß sich hier neue Aufgaben ergeben, wie sie beim Bau der Reichsautobahnen bereits angepackt wurden. Es ist nur folgerichtig, daß der Reichsnährstand von sich aus bei der Reichsstelle für Raumordnung dafür eingetreten ist, den neuzuschaffenden Landesplanungsstellen auch den Gartengestalter als Landschaftsgestalter zuzugesellen. Darüber hinaus legt aber der Reichsbauernführer größten Wert darauf, daß auch die ländlichen Dörfer und Bauerngärten in sinnvoller Weise mit Bäumen und Blumen in ihre Landschaft eingebettet werden. Hier ergibt sich für unsere Gärtner eine äußerst dankbare Aufgabe, aber es ergeben sich auch Gefahren, denn wir wollen unter keinen Umständen, auch nicht auf dem Gebiete der Gartengestaltung, eine Verstädterung des Landes. Nur der Gartengestalter und Gartenausführende wird auf die Unterstützung des Reichsnährstandes rechnen dürfen, der sich in unser Bauerntum und in die ihm jeweils zugehörige Landschaft hinzudenken vermag.

Das gleiche gilt für die Friedhofsgärtner. Die Dorffriedhöfe sind vielfach nur Totenbestattungsplätze, aber keine wirklichen „Friedhöfe". Es liegt bei Ihnen als Gärtner, auf diesem Gebiet neue Wege zu finden und unglaubliche Geschmacklosigkeiten zu beseitigen.

In nicht unerheblichem Maße übernehmen die Gartenausführenden auch die Pflege von Gärten und Obstbäumen. Auf dem Gebiet der Obstbaumpflege lassen sich die Arbeitsmöglichkeiten noch steigern. Voraussetzung hierfür ist jedoch zweierlei: Einmal müssen die erforderlichen Kenntnisse vorliegen, zum anderen müssen die Arbeitskräfte während des ganzen Jahres ausreichen, also nicht nur im Winter die Pflegearbeiten durchzuführen. Um das fachliche Können zu sichern, werden auch für die Gartenausführenden durch die Landesbauernschaften besondere Obstbaupflege-Lehrgänge durchgeführt werden, und der Gartenausführende wird ebenso wie der Baumwart Befähigungsnachweis erbringen müssen, um den entsprechenden Ausweis zu er-

halten. Das ist notwendig, weil bei der Mannigfaltigkeit der gärtnerischen Betätigung nicht jeder Gärtner die Möglichkeit hat, sich auf anderem Wege obstbaulich ausreichend auszubilden. Schwieriger ist für den Gartenausführenden, gerade im Frühjahr und Frühsommer rechtzeitig Pflegearbeiten ordnungsmäßig durchzuführen, da er zu dieser Zeit in der Regel mit Gartenarbeiten überlastet ist. Hierunter darf aber die Obstbaumpflege nicht leiden, und das bevorstehende Pflanzenschutzgesetz wird diese Arbeiten noch dringlicher machen. Aus diesem Grunde kann der Reichsnährstand nicht davon absehen, der Baumwartfrage in Zukunft noch größere Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Obstbau selbst ist nun das einzige Sondergebiet, auf dem im Rahmen der Erzeugungsschlacht nicht nur eine gütemäßige Leistungssteigerung erfolgen muß, sondern auch eine mengenmäßige durch Erweiterung der Obstbaumbestände. Die überraschend starke Ausdehnung der Süßmostherstellung, der planmäßige und von der Regierung geförderte Ausbau der Marmeladenherstellung und der sich ständig steigernde Frischobstverbrauch finden im deutschen Obstbau keine Deckung des Bedarfes mehr. Besondere Sorgfalt und nachdrückliche Förderung wird weiterhin der Walnußanbau in guten und doch frostwiderstandsfähigen Typen erhalten. Wesentlich ist ferner die Förderung des Beerenobstbaues, der durch die Maßnahmen der Marktordnung wieder gesicherte Absatzverhältnisse erhalten hat. Nahaufgabe sind ferner die Weiterführung der Entrümpelungsaktion der Obstbaumbestände und anschließend ein systematisches Verjüngen überalterter Kronen, denn nicht die Zahl der Früchte, sondern der Güte der Früchte, die der Baum bringt, ist für den Erfolg unserer Arbeit entscheidend. Nicht minder wichtig, aber leider noch immer nicht genügend berücksichtigt wird die sorgfältige Ernte und Pflege der geernteten Früchte.

Nur in kurzen Zeilen umrissen konnte ich Ihnen die wichtigen Aufgaben und Arbeiten, die dem Gartenbau im Rahmen der Erzeugungsschlacht zufallen, aufzeigen. Nehmen Sie die Überzeugung von hier mit, daß auch Ihrer Mitarbeit ein erheblicher Teil des Erfolges des vom ganzen deutschen Landvolk geführten Kampfes für die Freiheit, Sicherheit und den Frieden unseres Volkes beruht. Seien Sie sich Ihrer Aufgabe und Verantwortung bewußt und denken Sie stets daran, daß es heute nicht mehr um kleinliche Sonderinteressen eines einzelnen Berufszweiges geht, sondern um Deutschland in seiner Gesamtheit. Gelingt es uns durch gemeinsames Wollen und durch geschlossenen Einsatz, Deutschland stark und unabhängig zu machen, dann werden Sie alle dieses Erfolges teilhaftig werden, versagen wir aber, dann gehen wir alle zugrunde. Sorgen Sie durch unermüdlichen Einsatz, jeder an seinem Platz, dafür, daß die wahrhaftig gewaltigen Fortschritte der letzten drei Jahre auch zum endgültigen Erfolg und Siege führen und Europa an Deutschland erkennen mag, daß ein Volk auf friedlichem Wege zur Freiheit, Ehre und Wohlstand gelangen kann.

Die Marktordnung als Voraussetzung sinnvoller Erzeugung und Bedarfsdeckung

z. Zt. Reichshauptabteilungsleiter III, Dr. Korte, Berlin

Es gibt kaum ein Gebiet in der Ernährungswirtschaft, in dem sich die liberalistische Wirtschaft so hemmungslos ausgewirkt hat wie im Gartenbau. Die Ursachen liegen einmal begründet in der leichten Verderblichkeit der Ware und damit der Schwierigkeit der Lagerung, andererseits im großen zersplitterten Angebot, bedingt durch die Vielzahl der Betriebe. Bei der bevölkerungspolitischen und volkswirtschaftlichen Bedeutung des Gartenbaues ist es daher zu verstehen, daß der Reichsnährstand im Zuge des Aufbaues der Marktordnung mit der Marktordnung im Gartenbau rechtzeitig begonnen hat.

Da die Auffassungen über Ziel und Aufgaben der Marktordnung durchaus nicht immer klar verstanden werden, erscheint es zweckmäßig, hier vor Ihnen als Gärtner zu diesem Problem Stellung zu nehmen.

Es gibt viele Menschen, die der Auffassung sind, daß die Marktordnung nur geschaffen wurde, weil wir Nationalsozialisten — nun einmal an die Macht gekommen — etwas grundsätzlich Neues schaffen mußten auf diesem Gebiet. Diese Auffassung ist grundfalsch.

Die Marktentwicklung des Reichsnährstandes war notwendig, nicht, weil wir etwas Neues schaffen wollten, sondern weil das liberalistische Wirtschaftssystem nicht mehr in der Lage war, die Existenz des Erzeugers und die Sicherung der Ernährung des Volkes zu gewährleisten. Zum Beweis gebe ich Ihnen kurz einen Überblick über die Entwicklung der liberalistischen Wirtschaft.

Früher richteten sich die einzelnen Volkswirtschaften in sich selbst aus. Ihre Hauptkraft war ihr eigener Boden und die Arbeitskraft ihrer Einwohner. So ist es noch nicht lange her, daß beispielsweise Deutschland sich selbst ernährte, ja Korn und Wolle ausführte.

Im Zuge der liberalistischen Wirtschaft erfolgte eine gewaltige Industrialisierung der einzelnen Länder. Infolge dieser Entwicklung wurden die Wirtschaftskräfte verlagert vom Boden und Menschen auf die Maschine.

In der Wirtschaft entwickelte sich das Rentabilitätsprinzip, das zum Schlagwort der gesamten Wirtschaft wurde.

Preismäßig drückte sich liberalistische Wirtschaft so aus, daß die Preise dem Grundsatz dieses Wirtschaftssystems entsprechend sich nach Angebot und Nachfrage richteten. Es ist so auch verständlich, daß man versucht, aus Rentabilitätsgründen die Ware dort einzukaufen, wo man sie am billigsten kaufen konnte, ohne Rücksicht darauf, daß die heimische Erzeugung dadurch zum Erliegen kam.

Durch die verbesserten Verkehrsverhältnisse und durch die Entwicklung der Kühltechnik wurde immer mehr jungfräulicher Boden erschlossen, und so entstanden auf der einen Seite die reinen Industriestaaten, auf der anderen Seite die reinen Agrarstaaten, d. h. die Weltwirtschaft wurde mehr und mehr aufgespalten.

Es wurden nun alle möglichen Versuche unternommen, die je nach dem Grad der Entwicklung der Volkswirtschaft der einzelnen Länder verschieden fortgeschritten waren, um hier zu einem Ausweg zu kommen. In einzelnen Ländern versuchte man, den Ausbau zu beschränken, in anderen Gegenden die Güter zu vernichten, um so zu einer Regelung von Angebot und Nachfrage und damit zu einem vernünftigen Preis zu kommen. Gesamtwirtschaftlich sah das Ergebnis so aus:

1. Gewaltige Arbeitslosigkeit;
2. Trotz gewaltiger Erzeugung Riesenverschuldung der Erzeugerschaft;
3. Beginn des Zusammenbruchs der gesamten Wirtschaft, wie wir sie in der Stillegung großer Industrieunternehmen vor dem 30. Januar 1933 auch in Deutschland kennengelernt haben.

Um diesem Zustand auszuweichen, wurde innerhalb des Erzeugersektors versucht, die Betriebe immer mehr zu intensivieren. So entstanden in Ihrem Sektor Gärtnereineugründungen in ungeheurer Zahl. Da Absatzmöglichkeiten unter einheitlicher Führung fehlten, mußte dies zum Preiszusammenbruch und infolge gegenseitiger Preisdrückerei zu einer Warenverschleuderung führen.

Spekulatives Händlertum zog von Betrieb zu Betrieb, um die Not des Erzeugers auszunutzen. Es ist kein Wunder, daß hierbei die Zwischenhandelsspanne oft den Erzeugererlös überstieg.

Es war dies die Blütezeit der Kommissionsgeschäfte, die die Erzeuger oft um jeden Verdienst brachten, da Gebühren und Unkosten den vereinbarten Preis überstiegen.

Hinzu kam der Spielball der Börse, die aus gewinnsüchtigen Motiven künstlich abwechselnd Überangebot und Verknappung erzeugten. Daß bei diesem Kampf das Verhältnis zwischen Gärtner und Landkaufmann kein glückliches sein konnte, braucht nicht besonders erwähnt zu werden.

Während so auf der einen Seite versucht wurde, die Erzeugung zu vernichten, hungerte der Arbeiter, das bedeutete gleich das Ende des Sozialismus.

Diesem Zusammenbruch der Weltwirtschaft mit seiner Zerschlagung der Erzeugung, der Existenz und des sozialistischen Wollens stellen wir gegenüber die in sich selbst beruhende deutsche Wirtschaft. Die Wirtschaft muß, wie der Führer auf dem Bückeberg sagte, aufgebaut werden wie ein in sich selbst beruhender deutscher Bauernhof.

Nicht Erzeugungszerschlagung, sondern Mehrerzeugung muß das Ziel sein.

An Stelle des Rentabilitätsprinzips der früheren Wirtschaft stellen wir das Leistungsprinzip unserer Wirtschaftsauffassung, an Stelle der hemmungslosen Ichwirtschaft die gebundene Wirtschaft, und an Stelle des zufälligen Ausgleichs von Angebot und Nachfrage tritt der geordnete Bedarf und die Bedarfsdeckung.

Bei der großen Bedeutung, die die Ernährung für das gesamte Volk hat, ist es verständlich, wenn der Reichsbauernführer schon bald nach der Machtübernahme vom Führer den Auftrag bekam, den Lebensmittelmarkt zu ordnen.

Wollten wir uns nach den bisherigen Vorbildern richten, so hatte der Reichsbauernführer vier Möglichkeiten, um zum gesteckten Ziele zu kommen:

1. liberalistisch:
   Schutzzölle,
   Landwirtschaft — Industrie,
   Zerschlagung der Volksgemeinschaft;
2. kommunistisch:
   Zwangswirtschaft,
   Zerschlagung des Bauerntums,
   Eingriff in den einzelnen Bauernbetrieb,
   einheitliche Zentrale;
3. faschistisch:
   Kooperationen,
   staatliche Diktatur;
4. nationalsozialistisch:
   eine auf der Privatinitiative des einzelnen aufgebaute Selbstverwaltung der Wirtschaft.

Die Organisation findet ihren Ausdruck in der Zusammenfassung sämtlicher Erzeuger, Verteiler sowie Be- und Verarbeiter in den Hauptvereinigungen bzw. Marktverbänden und deren Zusammenfassung in der Hauptabteilung III, so daß Sie einen einfachen und klaren Aufbau des gesamten Reichsnährstandes haben in den drei Hauptabteilungen, und zwar:

HA. I Betreuung des Menschen,
HA. II Betreuung des Hofes,
HA. III Der Markt und die Marktordnung.

Durch diese Organisation der Marktordnung glauben wir, unser Ziel zu erreichen. Dieses Ziel ist keine philosophische oder theoretische Überlegung, sondern findet seinen klaren Ausdruck in den Grundsätzen der Marktordnung, die so klar herausgeschält worden sind, daß sie heute als Plakat bis in jedes Dorf hineingetragen werden.

Das Ziel lautet:

1. Um die Erzeugung sicherzustellen, wird ein Erzeugerschutz geschaffen. Diesen Schutz des Erzeugers erreichen wir durch Schaffung eines festen Preisgefüges für alle landwirtschaftlichen und gärtnerischen Erzeugnisse sowie durch eine der Bedarfsdeckung entsprechende Abnahmegarantie. Dadurch, daß ich für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse einen festen Preis schaffe und dem Bauern und Gärtner die Sorge um den Absatz abnehme, erreiche ich durch die Marktordnung die Voraussetzung für die Erzeugungsschlacht und somit zwangsläufig für die gesamte Erzeugung. Entscheidend ist hierbei, daß unsere Agrarpolitik aufgebaut ist auf dem Grundsatz des Bedarfs und der Bedarfsdeckung.

Hierbei kommt klar zum Ausdruck, daß der Festpreis und die Abnahmegarantie nur in Frage kommen, soweit die Erzeugnisse zur Deckung des Bedarfes dienen.

Die Preise für die Erzeugnisse werden auf weite Sicht festgesetzt, und zwar unabhängig von dem jeweiligen Ernteausfall. Dadurch

wird für die einzelnen Betriebe auf weite Sicht eine ungeheure Stabilität geschaffen. Da ich dem Bauern und den Gärtnern die Sorge um den Absatz und die Sorge um den Preis abnehme, wird seine Arbeitskraft frei für seine eigentliche Aufgabe, nämlich die Erzeugung.

So führt die Markordnung nicht zur Zerschlagung der Privatinitiative, sondern ermöglicht überhaupt erst einmal die restlose Entfaltung des Könnens des einzelnen.

Da wir Bedarfsdeckung treiben, ist auch von vornherein dafür gesorgt, daß die Spekulation bei der Erzeugung aufhört. Da die Gefahr hierfür gerade bei Ihnen in der Gärtnerei groß ist, erscheint es zweckmäßig, hier bei Ihnen zu diesem Problem grundsätzlich Stellung zu nehmen, d. h. zu der Frage, wie wird die Markordnung gesteuert in Zeiten des Überschusses, ohne daß es wieder zu einer Störung des Marktes kommt.

Anbaukontingente oder Bedarfskontingente.

Die nur scheinbare Übererzeugung in der Frühkartoffelernte dieses Jahres hat zahlreiche Leute auf den Plan gerufen, die sich bemüßigt fühlen, Vorschläge zu machen, wie die Erzeugung gesteuert werden muß, um den Markt nicht zu stören. Es erscheint daher notwendig, zu diesem Problem grundsätzlich Stellung zu nehmen.

Der Reichsbauernführer hat das Grundsätzliche dieser Frage klar herausgehoben mit den Worten: „Durch die Marktordnung ordnen wir die Erzeugung, ohne die Selbstverantwortlichkeit und die Initiative des einzelnen Erzeugers irgendwie zu beeinträchtigen und ermöglichen eine gerechte Verteilung zu gerechten Preisen für Erzeuger und Verbraucher.“ Hiermit ist der Grundsatz anerkannt, daß die Marktordnung zur Ordnung der Erzeugung führt. Der Einklang zwischen Bedarf und Bedarfsdeckung ist Ziel der nationalsozialistischen Agrarpolitik. Wir suchen in der Marktordnung dieses Ziel zu erreichen durch die Abnahmegarantie des Warenanfalls und eines Festpreises hierfür. So wird der Absatz zum Motor der Erzeugung.

Unter dem Eindruck einer scheinbaren und vorübergehenden Überflußlage werden nun Vorschläge gemacht, das eine Ziel der Marktordnung, nämlich Einklang zwischen Bedarf und Bedarfsdeckung, beispielsweise bei Getreide, Kartoffeln usw., durch Kontingentierung der Anbauflächen zu erreichen. Diese rein liberalistischen Vorschläge, denen die sämtlich zusammengebrochenen ähnlichen Versuche anderer Länder als Vorlage dienen, sind in zweierlei Hinsicht grundsätzlich abzulehnen:

1. Vom Standpunkt der Marktordnung:

Die Festlegung bestimmter Anbaukontingente garantiert keineswegs eine bestimmte Erzeugung. Garantiere ich dem Erzeuger die Abnahme der dem landwirtschaftlichen Eigenbedarf übersteigenden Erträge festgelegter Anbauflächen, so wird er zweifellos nun versuchen — und hat es zu allen Zeiten getan — auf dieser Fläche einen möglichst hohen Ertrag zu erzielen, so daß die auf Grund des Bedarfs

auf die einzelnen Betriebe umgelegten Flächenkontingente stets einen ganz anderen Ertrag bringen werden, als auf Grund des Bedarfs vorgesehen ist. Übersteigt der Anfall eines Erzeugnisses den Bedarf, so wird der Erzeuger gleichwohl die Abnahme des gesamten Überschusses zu festen Preisen verlangen, wodurch der Markt sofort in Unordnung gerät. Erreicht der Ertrag nicht den Bedarf der Volkswirtschaft, hat man keine Handhabe, um die Ablieferung zu erzwingen und muß auf Zuschuß aus dem Auslande zurückgreifen, was in vielen Fällen unmöglich ist. Die Deckung der Fehlbeträge greift auf andere Erzeugnisse über und bringt auch hier bei Mangellage die Versorgung des Volkes in heillose Verwirrung. Auf den Bauernhof wirkt sich die Anbauflächenkontingentierung ebenfalls verheerend aus, weil es ihn in eine starre Form preßt und somit „die Selbstverantwortlichkeit und die Initiative des einzelnen Erzeugers" ausschaltet und in letzter Linie auf den Staat überträgt. Es würde also bei der Anbauflächenkontingentierung zwangsläufig die Forderung nach einer Abnahmegarantie von seiten der Erzeuger erhoben werden, aber in diesem Falle von jährlich schwankenden Mengen. Eine Marktordnung ist unter diesen Umständen natürlich nicht mehr denkbar, sondern dies würde einen Rückfall in das Wirtschaftschaos vergangener Zeiten bedeuten.

2. Vom Standpunkt der Volkswirtschaft:

Unser großes Ziel muß die Mehrerzeugung sein, die die Volkswirtschaft vom Nährstand erwartet, zum ersten, weil, wie die Einfuhr zeigt, auch der heutige Bedarf der Bevölkerung noch nicht gedeckt werden kann, und zum anderen, weil der Bedarf bzw. der Verbrauch der Bevölkerung auch heute noch außerordentlich auszuweiten ist. Wenn wir beispielsweise bei dem heutigen Fleischverbrauch etwa 23 Millionen Schweine, davon für die nicht landwirtschaftliche Bevölkerung etwa 17 Millionen benötigen, so ist dieser Bedarf durchaus nicht endgültig; solange noch Volksgenossen nur Sonntags Fleisch essen können, ist der Verbrauch an Fleisch zweifellos noch ungeheuer zu steigern. Würde ich jetzt die 23 Millionen Stück Schweine als Erzeugungskontingent umlegen, so würde ich damit den hierdurch zu erzielenden Fleischverbrauch als starre Norm hinstellen und damit die Besserung des Einkommens und der Bedarfsdeckung der heute minderbemittelten Volksschichten außer acht lassen. Abgesehen hiervon würde für die Kontrolle der Einhaltung dieser Anbauflächen- und Viehhaltungskontingente ein Apparat notwendig sein, der trotz großer Kostspieligkeit nicht den Erfolg verbürgen könnte.

Unserer Marktordnung ist hier der Ausspruch des früheren Reichskommissars für die Milchwirtschaft, von Kanne, Leitmotiv, der bereits 1933 auch in einer Zeit scheinbaren Überschusses von Butter auf die besorgte Frage „Was wird die Marktordnung bei Überschuß machen?" die drastische aber treffende Antwort erteilte „Solange dem Verbraucher das Fett nicht aus den Ohren quillt, gibt es keinen Überschuß!" Das ist sozialistisches Wollen.

Marktordnung durch Anbaukontingentierung ist daher abzulehnen, da durch sie keine Ordnung des Marktes erreicht werden kann,

jedoch das sozialistische Ziel der Marktordnung restlos zerschlagen wird.

Zur Ordnung des Marktes müssen wir nicht den Weg der Anbauflächenkontingentierung, sondern den der Bedarfskontingentierung beschreiten. Der Grundgedanke hierbei ist, daß der Bauer ein Lieferungsrecht, das in einer Mangellage eine Lieferungspflicht wird, hat. Für einen Warenanfall in der festgelegten Höhe des Lieferungsrechtes wird der Festpreis und die Abnahme seitens der Träger der Marktordnung garantiert. Diese Warenmenge kann und wird nach dem Bedarf der Volkswirtschaft bemessen werden.

Als Beispiel führe ich die Versorgung mit Brotroggen an:

Wir brauchen zur Deckung des Bedarfs der nicht landwirtschaftlichen Bevölkerung 3½ Millionen Tonnen Brotroggen. Diese 3½ Millionen Tonnen werden als Lieferrecht durch Roggenkontingentsmarken auf die bäuerlichen Betriebe verteilt. Im Gegensatz zu dem Verfahren bei der Flächenkontingentierung wird jetzt jeder Bauer versuchen, sein Bedarfskontingent auf möglichst kleiner Fläche zu erzeugen. Er wird angespornt zu einer Leistungssteigerung, und durch die hierdurch frei werdenden Flächen wird die Erzeugung anderer, noch fehlender Lebensmittel gesteigert. Die Kontrolle der Einhaltung des Lieferrechtes durch den einzelnen Erzeuger ist durch die angelegten Marktübersichten, die bei den Kreisbauernschaften geführt werden, ohne Schwierigkeiten möglich. So hat die Marktordnung bis zum Hof des letzten Erzeugers hinab die Übersicht über die Einhaltung der Kontingente. Der Bauer hat nun in Fällen von Überfluß die Möglichkeit, innerhalb seines Hofes einen Ausgleich, etwa durch Überlagerung ins nächste Wirtschaftsjahr oder aber durch Verwertung im Stall u. a., zu schaffen. Es besteht z. B. die Möglichkeit, nicht verwertbare Kartoffelmengen zu dämpfen und einzusäuern. Im kommenden Wirtschaftsjahr können sie so einen willkommenen Zuschuß zur Futterversorgung bedeuten. Das gleiche gilt von Getreide. Oder aber die Mehrerzeugung dient einer Steigerung des Bedarfs oder wird eventuell durch Ausfuhr untergebracht. Für den Bauern selbst ist dieser Mehranfall, selbst wenn er dafür einen niedrigeren Preis je Einheit bekommt, von Vorteil, da ja auf Grund des Lieferrechtes mit diesen Mehreinnahmen nicht gerechnet wird. Durch die Verteilung der Kontingente der einzelnen Erzeugnisse und Lebensmittel auf die einzelnen Höfe kommen wir Schritt für Schritt zu einer geordneten Erzeugung, die Hand in Hand mit den Festpreisen eine ungeheuere Stetigkeit des bäuerlichen Hofes bedeutet. Ohne diese Stetigkeit bei gleichzeitig erhaltener Beweglichkeit des Bauernbetriebes ist eine Leistungssteigerung der deutschen Landwirtschaft undenkbar.

Während die Anbaukontingentierung als liberalistische Maßnahme grundsätzlich abzulehnen ist, da sie niemals zu einem geordneten Markt und zu einer geordneten Erzeugung führen kann, wird durch das Lieferkontingent dieses Ziel erreicht. Gleichzeitig bedeutet dieser Weg der Erzeugungsordnung einen gewaltigen Schritt weiter zu unserem sozialistischen Wollen.

Es ist nun so, daß die Festpreise und die Abnahmegarantie bei den meisten Erzeugnissen kein Gerede mehr sind. Ich darf daran erinnern, daß wir bei ihnen bereits eine Preisregelung durchführten für Spargel, Zwiebeln und Kohl, ja sogar Festpreise für Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren und Obst, soweit es in die Industrie geht, wodurch dem gärtnerischen Betrieb eine gewaltige Sicherheit gegeben worden ist. Es schadet hierbei gar nichts, daß hier und dort Fehler gemacht werden, z. B. Erdbeeren — Werder. Es ist ein Unfug, hier der Hauptvereinigung Vorwürfe zu machen.

2. Verbraucherschutz:

Zum Erzeugerschutz tritt in der Marktordnung der Verbraucherschutz. Unter Verbraucherschutz verstehen wir die Festsetzung eines gleichmäßigen Preises für die Lebensmittel und die Garantie, daß die zur Verfügung gestellten Lebensmittel einer bestimmten Qualität entsprechen.

Dadurch, daß wir die letzten Jahre die Preise für Lebensmittel stabil gehalten haben, konnten wir die Voraussetzung für die Arbeitsschlacht schaffen. Der Qualitätsgedanke ist gerade bei Ihnen im Gartenbau von entscheidender Bedeutung. Es ist sinnlos, zu erzeugen und nun zu erwarten, daß der Verbraucher alle Qualitäten abnimmt. Es mag dem einen oder anderen unangenehm gewesen sein, als wir durch die Hauptvereinigung gewisse Qualitätsmaßnahmen vorgeschrieben haben. Es kann aber niemand den Festpreis und die Abnahmegarantie verlangen, wenn er nicht gleichzeitig dem Verbraucher gegenüber Verpflichtungen übernimmt. Wir werden hier den Weg der Qualitätsverbesserung der Gartenbauerzeugnisse in den nächsten Jahren mit erhöhtem Nachdruck fortsetzen.

Die dritte Aufgabe in der Marktordnung ist eine geordnete Warenbewegung. Festpreise für den Erzeuger und Festpreise für den Verbraucher sind nur dann aufrechtzuerhalten, wenn sie durch einen geordneten Markt untermauert werden. Zu diesem Zweck haben wir zunächst zur Überwachung der Ware vom Erzeuger zum Verbraucher Schlußscheine eingeführt, d. h. ähnlich wie die Fahrkarte bei der Eisenbahn wird auch hier durch die Schlußscheine das Marktgeschehen überwacht. Um eine gerechte Verteilung der Ware zu ermöglichen bei Warenverknappung, ist für die meisten Erzeugnisse eine Andienungspflicht eingeführt. (Eier, Schweine.) Ein entscheidendes Problem ist gerade bei Ihrer Erzeugung in der Marktordnung die Frage der Überlagernahme von Erzeugnissen aus der Zeit der natürlichen Überschüsse in die Zeit des natürlichen Mangels (Eier, Butter) und die Einfuhr.

Für diesen Zweck sind die Reichsstellen geschaffen worden. (Vorratswirtschaft.)

Im Bedarfsfall wird es auch notwendig sein, eine gewisse Kontingentierung der Be- und Verarbeitungsbetriebe durchzuführen. Dieses sind jedoch Maßnahmen, die nur in Zeiten der Verknappung in Frage kommen. (Schweine.) Die Ordnung der Warenbewegung bei den Gartenbauerzeugnissen läßt sich nur durchführen über den Weg

der Bezirksabgabestellen. Ich habe mich seit Beginn der Marktordnung immer mit aller Eindeutigkeit für die Einrichtung der Bezirksabgabestellen eingesetzt. Eine geordnete Gartenbauwirtschaft wird sich überhaupt erst ermöglichen lassen, wenn wir in ganz Deutschland das System der Bezirksabgabestellen eingeführt haben.

Die Bezirksabgabestellen sind und bleiben die Voraussetzung, um einen stabilen Preis für die leicht verderblichen Erzeugnisse der Gartenbauwirtschaft auftreten zu lassen.

So sehen Sie hier ein klares Bild unserer gesamten geordneten Ernährungswirtschaft. Wir haben nun innerhalb des Gartenbaues auch zahlreiche Erzeugnisse, wie Blumen, Stauden usw., bei denen man sich auf den Standpunkt stellen könnte, daß eine Marktordnung überflüssig wäre. Ich möchte auch hierzu meine Auffassung äußern:

Der Gärtner ist für uns von solch großer volkswirtschaftlicher und bevölkerungspolitischer Bedeutung, daß nicht allein ernährungspolitische Gründe für die Marktordnung hier entscheidend sein können, sondern daß der Schutz der schweren Arbeit dieser Klein- und Kleinstbetriebe unser soziales Wollen sein muß. So ist es auch ganz klar, daß wir uns der Marktordnung der Blumen und Zierpflanzen und anderer Erzeugnisse, deren Preise die Existenz der einzelnen Gärtner bedeuten, angedeihen lassen. So haben wir auch trotz vieler Angriffe nicht gezögert, beispielsweise die Blumenmarktordnung in Angriff zu nehmen oder beispielsweise Preise für Rosen und ähnliche Erzeugnisse festzusetzen, auch dieser Weg wird systematisch fortgesetzt.

Die hohen Ziele, die sich die Marktordnung gesetzt hat, lassen sich eben nur erfüllen, wenn wir immer wieder nur die Gesamtheit der Wirtschaft sehen und niemals den Einzelbetrieb. So ist es auch für uns klar, daß wir uns, da wir ja nicht nur den Erzeuger in der Marktordnung zu betreuen haben, sondern auch den Kaufmann, die Industrie und das Handwerk, versuchen, alle Gruppen zu einer Leistungsgemeinschaft zusammenzubringen. Diese Aufgabe ist in der Gartenbauwirtschaft mit am schwierigsten, da gerade hier der Kampf zwischen Händler und Gärtner am größten gewesen ist. Wir sind uns jedoch darüber vollkommen klar, daß eine Marktordnung auf die Dauer nur möglich ist, wenn es uns gelingt, Erzeuger, Verteiler und Be- und Verarbeiter zu einer absoluten Leistungsgemeinschaft zusammenzuschließen. Das Schimpfen des Gärtners auf den Händler, des Händlers auf den Gärtner und auf die Industrie usw. muß aufhören.

Die Verteiler sollen für uns die Propagandisten der Marktordnung sein. Durch die Beseitigung unlauterer Elemente werden wir systematisch für eine Bereinigung des Verteilerapparates sorgen.

Aus all diesen Ausführungen geht hervor, welch schwierige Aufgaben wir noch auf diesem Gebiet zu erledigen haben. Diese Aufgaben lassen sich nur meistern, wenn die an der Ernährung beteiligten Gruppen immer mehr zu der Erkenntnis kommen, daß die Marktordnung eine Lebensfrage des Volkes ist und die Aufgabe jedes einzelnen, mag er stehen, wo er will, nur darin bestehen kann, zu seinem Teil mitzuarbeiten.

Bauer und Gärtner, Brüder eines Standes

Landeshauptabteilungsleiter I, K. Reinhardt, M. d. R., Kittelsthal i. Thür.

Die Zeiten sind bei uns längst vorüber, wo jeder alles war und alles konnte.

In den frühesten Zeiten der Geschichte der Menschheit, heute noch bei vielen primitiven Völkern, war und ist jeder Mensch sein eigener Jäger, sein eigener Hirte, sein eigener Brotbauer, sein eigener Handwerker und auch der eigene Verteidiger seiner Habe.

Dann aber ging man dazu über, einen für diese oder jene menschliche Fertigkeit besonders Veranlagten mit der Durchführung derselben ganz zu betrauen. Darin lagen die ersten Anfänge einer Arbeitsteilung und Leistungssteigerung. Die Fortentwicklung der Arbeitsteilung durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende hindurch schuf dann die Berufe und Berufsstände.

In einem Volke, wie dem unsrigen, ist die Arbeitsteilung auf Berufe und Stände besonders scharf umrissen, und das ist verständlich, denn im deutschen Volke liegt nun einmal der Begriff „Arbeit" selten tief verankert. Wohl kann die stete Fortentwicklung unserer Wirtschaft neue Berufszweige entstehen lassen, sie kann auch aus der Zweckmäßigkeit heraus sich hier und da ein besonderes Spezialistentum entwickeln lassen, im großen und ganzen aber sind wir hinsichtlich unserer Arbeitsfunktionen, hinsichtlich unseres Berufslebens geordnet angetreten.

Diese Feststellung kann organisatorisch und auch ideenmäßig getroffen werden, heute besonders, im vierten Jahre eines neuen Zeitabschnittes unseres Volkes!

Vor einigen Jahren hätten wir diese Feststellung noch nicht treffen dürfen. Vor dem 30. Januar 1933 hatten wir auch Berufe, auch das Hinneigen zu geschlossenen Standesorganisationen und Standesauffassungen war wahrzunehmen.

Aber der Gedanke, der jedes Arbeitsleben im Volke krönen muß, der war uns im Kampfe aller gegen alle abhanden gekommen, der Gedanke des unlösbar Miteinanderverbundenseins, der Gedanke der Gemeinschaft.

Des Führers Weltanschauung hat uns den Blick für diese Zusammenhänge der Gemeinschaft wieder geschenkt. Unser Leben und das Leben aller Organisationen, in denen wir uns heute bewegen, hat nur Sinn und Zweck, wenn wir es bedingungslos unter das Leben der Gemeinschaft stellen.

Und aus diesem Gemeinschaftsgedanken heraus entstand auch der Reichsnährstand. Er hat die Aufgabe, seine Angehörigen in Verantwortung für Volk und Reich zu einer lebenskräftigen Stütze für den Aufbau, die Erhaltung und die Kräftigung des deutschen Volkes zusammenzuschließen, Bauerntum und Landwirtschaft zu fördern, die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Angelegenheiten zwischen seinen

Angehörigen zu regeln und zwischen den Bestrebungen der von ihm umschlossenen Kräfte einen dem Gemeinwohl dienenden Ausgleich herbeizuführen. Endlich hat der Reichsnährstand noch die Verpflichtung, über die Standesehre seiner Angehörigen zu wachen!

Die Mitgliedschaft erstreckt sich auf alle nicht nur vorübergehend in der Landwirtschaft Beschäftigten. Der Begriff „Landwirtschaft" findet gesetzmäßig eine Erläuterung. Nach dieser stehen unter dem Begriff ‚Landwirtschaft" neben der Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Gartenbau, Weidewirtschaft, Fischerei und Weinbau.

Eines Standes Hauptmerkmale sind gleich ausgerichtete Menschen, gleiche Werkstoffgrundlagen, gleiche Arbeitsumstände, um nicht zu sagen, Arbeitsverhältnisse, und gleiche Aufgabengebiete. Den Mitgliedern des Reichsnährstandes fallen diese Eigenschaften in selten klarer Weise zu:

1. Seine Mitglieder haben sich bereit gefunden, dort zu wirken, wo eine besondere Liebe und Veranlagung gefordert werden muß.
2. Der gleiche große Werkstoff, an dem alle schaffen, ist der Boden mit seinem Leben und seinen Bedürfnissen.
3. Die Arbeitsumstände werden durch die naturhafte Werkstätte bestimmt. Die Arbeitsverrichtung steht unter dem Einspruchsrecht des Himmels.
4. Alles ist darauf abgestellt, die Grundlagen des Lebens unseres Volkes mobil zu halten, d. h. das Spendertum unseres Bodens zu hüten, damit es immer wieder aufs neue die Ernährung unseres Volkes zu sichern vermag.

Es bedarf keiner besonderen Ausführung, weshalb sich unser Gartenbauer in all seinen Erscheinungsarten im Reichsnährstand wiederfinden mußte! Wenn wir unseren Bauern im weiten Felde seiner Tätigkeit als den *Grobschmied* bezeichnen wollen, so steht unserem Gärtner die Bezeichnung *Feinschmied* zu. Liefert uns der Bauer *das Brot*, so liefert uns der Gärtner *das Zubrot*.

Wie immer eine Gemeinschaft abgestimmt sein muß auf eine unabänderliche Formel, auf einen Kompaß, der immer wieder der Gemeinschaft die Wegrichtung deutet, so hat auch der Reichsnährstand seine Gebote in der Grundlage von *Blut und Boden* gefunden.

An sich, und das muß besonders betont werden, kann und will der Reichsnährstand diese Begriffe nicht in Pacht genommen haben, denn gerade der Reichsnährstand weiß es, daß Blut und Boden Staatsbegriffe, nein Ewigkeitsbegriffe für unser Volk sind.

Wenn wir dennoch die Reichsnährstandsarbeit auf diese beiden Begriffe unmittelbar eingestellt sehen, so deswegen, weil in den der Landwirtschaft zuzurechnenden Kreisen der Blutsbegriff noch besonders lebendig ist, zum anderen auch der Bodenbegriff seine ersten und unmittelbaren Hüter findet.

Somit fühlt sich der Reichsnährstand auch als Mittler, dem übrigen Volke die Werte von Blut und Boden wieder nahezubringen.

Solange unser Volk gewandert ist, ist es am besten gefahren, wenn der Bluts- oder Bodengedanke wach war. Blut und Boden sind aufeinander angewiesene Begriffe, eine Trennung schadet dem einen und dem anderen. Als in den Gründerjahren aus unseren Dörfern tausendfältig das Blut in die Stadt wanderte, verkam es allmählich; es verkam, weil die Menschen den Acker, den Boden, die Erde zurücklassen mußten.

Und als auf unseren Dörfern das Blut auch einmal unbeachtet gelassen wurde, als es schlafen gegangen war, in der Zeit, wo der Liberalismus die Lehre vom freien Denken das Gebundene ablöste, da sank der Bodengedanke aus der Ewigkeit in den Handel unserer täglichen Geschäfte. Es war die Zeit, wo Boden gleich Ware behandelt wurde.

Blut hält sich nur lebendig und rein, wo Boden ist, und Boden spendet nur da seine übernatürlichen Kräfte, wo waches Blut ist. Im Blute trägt ein Volk seine angeborenen Werte durch Jahrtausende, wenn es den Gesetzen dieser Erde gehorcht, und Boden ist für blutwache Menschen mehr als ein Verwitterungsprodukt jahrtausendjähriger Entwicklung. Im Blutsgedanken liegt genau so wie im Bodengedanken die Neuerungsmöglichkeit unserer deutschen Menschen.

Menschen, die bewußt unter die Worte von Blut und Boden getreten sind, haben eine erhöhte Verantwortung vor der übrigen Volksgemeinschaft, die vom Boden getrennt, nicht immer lebendige Zeugen vom großen Werden und vom großen Vergehen sein können.

Darin liegt dann auch unser erstes Recht, Mitglied des Reichsnährstandes zu sein, weil wir am Pulsschlag der Natur stehen und in die Gesetze der Ewigkeit hineingestellt sind.

Wenn unser deutscher Gartenbau, seine Menschen und seine Wirtschaft, in der Vergangenheit oftmals sich vereinsamt vorkam, wenn er ein Eigenleben auf Grund dieser Vereinsamung oftmals lebte und nicht immer im wirtschaftlichen Körper unseres Volkes die ihm gebührende Stellung einnahm, dann soll dieser deutsche Gartenbauer heute wissen, daß diese Standesgemeinschaft, der Reichsnährstand, auf ihn weder verzichten kann, noch will, daß er, der Gartenbau mit all seinen Arten ein Glied darstellt, welches, wenn es nicht da wäre, die große Kette zerreißen würde, an welcher der Reichsnährstand für seinen Teil bemüht ist, unser Volk in die Zukunft zu ziehen.

Aus diesen Gedankengängen heraus ist der deutsche Gartenbau heute in die große Reichsnährstandsfront eingeschwenkt. Seine arteigene Vertretung liegt im Reichsnährstand! Wenn hier und da bei unseren Gärtnern das Gefühl aufkommt, abseits zu stehen, oder wenn unsere Gärtner es als nicht erträglich finden, dort zu stehen, wo nach ihrer Meinung der Bauer die erste Geige spielt, da mag er sich sagen lassen: Im Reiche Adolf Hitlers — und damit auch im großen Abschnitt unseres Arbeits-, Berufs- und Wirtschaftslebens — wird der abseits stehen, der sich selbst abseits stellt.

Und wer heute im Reiche Adolf Hitlers nur den Bauer sieht, wie ihn das Deutschland vor dem 1. Januar 1933 sehen mußte, hat noch

nicht begriffen, was ein nationalsozialistischer Bauer für sein Volk zu sein hat.

Der deutsche Gartenbau wird im Reichsnährstand in dem Maße bewertet werden müssen, wie er bereit ist, Verantwortung für das Gedeihen und Wohlergehen des ganzen Volkes zu tragen. Das Tragen der Verantwortung kann und darf nicht ziellos übernommen werden, d. h. der Gemüsebauer kann nicht für sich ein Maß Verantwortung anmelden, der Obstzüchter nicht für sich, der Samenbauer nicht für sich, der Landschaftsgärtner oder die Inhaber von Warmhauskulturen nicht ihrerseits für sich, sondern unter einer einheitlichen Befehlsgewalt, ausgerichtet auf eine Aufgabe, angesetzt auf einen gemeinsamen Weg müssen, wie bei einem Feldzuge, die verschiedenen Waffengattungen vorgetragen werden. Wie jede Waffengattung mit Spezialaufgaben vertraut ist, aber dennoch auf das gemeinsame Ziel, die Auflockerung des Feindes, hinstrebt, so ringen im Reichsnährstand die verschiedenen Marschblöcke um die Brotfreiheit des Volkes.

Wenn wir im deutschen Gesamtgartenbau Arbeitsabschnitte antreffen, die nicht unmittelbar ihren Beitrag dem allgemeinen Brotkorb unseres Volkes zuführen, z. B. die Träger der Gartengestaltung, unsere Blumen erzeugende Betriebe, dann ist es kein Grund, in langatmige Betrachtungen zu verfallen, ob diese Gestalter und Erzeuger nun auch tatsächlich unter die Gebote fallen, die im Reichsnährstand Verankerung gefunden haben, oder ob sie dem Gewerbe hinzuzurechnen sind oder gar der handwerklichen Kunst nahestehen.

Der Kunst stehen sie nahe, jawohl, aber jener Kunst, die aus Bodenplanung und Bodenbesetzung mit lebendigen Pflanzen unseren Menschen Freude bereiten und die aus dem Zusammenbringen von Erde und Samen deutsches Empfinden anregen und beglücken.

Wenn wir so die Dinge um Gärtner und Gartenbau betrachten, stehen wir mitten in der Entwicklung unserer Zeit und werden Bannerträger eines in sich geschlossenen Marschblockes.

Der Reichsnährstand und in ihm der deutsche Gartenbau braucht die verantwortungsfreudigen Mitarbeiter aller im Gartenbau wirkender Volksgenossen. Zeiten wie die unsrigen, Aufgaben wie die uns gestellten, vertragen allerdings keine Nurberufsmenschen; jeder muß heute seinen Beruf lieben, nicht nur, weil dieser Beruf besonders schön ist und er ein besonderes Maß von Berufsfreude erwecken kann, sondern weil sein Beruf ein Glied ausmacht in der großen Kette der Notwendigkeiten, die in einem Volke aufstehen, welches um seine Ehre und Freiheit kämpft und heute unter einer gottgesegneten Führung sich auf den Weg gemacht hat, den Platz an der Sonne zu erkämpfen.

Die Träger des deutschen Gartenbaues sind ebenso wie die Bauern berufen, zusammen mit ihren Gefolgschaften diesen Weg an hervorragender Stelle mitzuwandern als Treuhänder der Ernährung des deutschen Volkes und Schöpfer zahlloser Gartenfreuden, zum Wohle des Leibes und unserer deutschen Seele und somit zum Wohle unseres gesamten Volkes!

III. Vorträge vor den Fachgruppen des Gartenbaues

1. Fachgebiet Baumschulen

Obstbauliche Wünsche zur Obstunterlagenfrage

Professor O. *Schindler*, Pillnitz/Elbe

Die Unterlage, worunter ich in nachfolgendem nur die Wurzelpflanze verstanden wissen will, wirkt sich einschneidend in der Praxis der Baumschule, des Obstbaues und der Versuchsanstellung aus. Die Unterschiede der Wurzelpflanzen sind nach Wuchsstärke, Tracht des Baumes, Blättern, Blüten, Fruchtbildung, Wurzelentwicklung, Vermehrungsfähigkeit, Widerstandsfähigkeit der Unterlagspflanzen, Annahme und Ernährung der Veredlung außerordentlich groß. Hieraus ergibt sich auch, wie notwendig eine Bereinigung des Unterlagensortimentes und eine einheitliche Handelsbezeichnung der Unterlagen ist. Zwar ändert sich das Erbgut der Edelsorte durch die Veredelung nicht, die Edelpflanzen werden jedoch in ihrer äußeren Erscheinung und ihren Lebensäußerungen durch die Unterlage abgeändert. Erdmenge und Erdschicht, die der Pflanze zur Verfügung stehen, werden geändert, und damit wird die Versorgung der Pflanze mit Wasser und Bodennährsalzen durch die Unterlage beeinflußt, desgleichen auch der Abfluß der Assimilate aus der Edelkrone in die Unterlage und die Aufspeicherung von Baustoffen in der Edelkrone. *Wuchskraft, Eintritt und Regelmäßigkeit der Fruchtbarkeit, Entwicklung der Früchte und Lebensdauer des gesamten Gewächses werden hierdurch beträchtlich beeinflußt.* Nicht selten ist auch die Edelsorte *unverträglich* mit der Unterlage. Sie wird zwar angenommen, wächst aber unbefriedigend oder bricht selbst nach Jahren aus der Veredlungsstelle wieder aus. *Im übrigen wird die Edelsorte stärker durch die Unterlage beeinflußt als die Wurzelpflanze durch die Edelsorte. Dieses trifft insbesondere für die ungeschlechtlich vermehrten Unterlagen zu.* Die Wahl der Unterlage kann für den wirtschaftlichen Erfolg der Baumschule und des Obstbaues *ausschlaggebend* sein. Der Wunsch, innerhalb jeder Obstart *eine* für *alle* Anbauverhältnisse und *alle* Edelsorten gleich gute Unterlage zu finden, ist begreiflich, aber ebensowenig zu erfüllen wie der Wunsch nach einer Einheits-Edelsorte. Wechselnde Anbauverhältnisse sowie bessere oder weniger gute Verträglichkeit der einzelnen Sorten mit der Unterlage verhindern die Erfüllung dieses Wunsches. *Da Boden und Klima eine große Rolle spielen, sind auch die im eigenen Lande gesammelten Erfahrungen für uns höher zu bewerten als die ausländischen.* Es ist schon viel ge-

wonnen, wenn die *ungeeigneten* oder durch *andere Unterlagen übertroffenen Wurzelpflanzen ausgemerzt werden* und dann eine weitere *Vereinigung des Sortimentes* in der Richtung erfolgt, daß Synonyme festgelegt und von ganz ähnlichen Typen nur *einer* vermehrt wird. *Die Verwendung nur ungeschlechtlich vermehrter, reinkloniger Unterlagen* hat viel für sich, weil dadurch gleichmäßigere Bestände in der Baumschule und in den Obstanlagen zu erwarten sind, wenn auch eine gewisse Breite der Abweichung innerhalb der einzelnen Pflanzen aus anderen Gründen nicht ganz zu beseitigen ist. Die praktische und wissenschaftliche Versuchsanstellung verlangt Pflanzen gleichen Erbgutes. Hier sind also nur die ungeschlechtlich vermehrten reinklonigen Unterlagen brauchbar. Im übrigen können wir zur Zeit schon deshalb nicht in allen Fällen auf die Verwendung von *Sämlingen* verzichten, weil einstweilen nur diese Pflanzen in beliebiger Menge zu erhalten sind und weil für manche Obstarten noch die genügend stark wachsenden, ungeschlechtlich vermehrbaren Unterlagen fehlen. Wichtig jedoch ist hierbei, daß die Saat nur von Obstsorten genommen wird, die erfahrungsgemäß frostharte, gesunde und kräftig wachsende Sämlinge geben, sowie daß alle irgendwie kränklich oder schwach wachsenden Sämlinge beim Verstopfen entfernt werden. Ein großer Fortschritt liegt in der Erkenntnis, daß die diploiden Sorten nicht nur mehr keimfähigen Samen, sondern auch kräftiger wachsende Sämlinge ergeben wie die triploiden.

Bei *der Vereinigung der Unterlagensortimente* sind sowohl die Belange der *Baumschule* als auch des *Obstbaues* zu berücksichtigen. Die Baumschule verlangt leichte Vermehrbarkeit, gute Annahme und Ernährung der Veredelung, gute Verkaufsware, wenig Ausfälle in den Baumschulstücken. Der Obstbau erheischt nicht nur gesunde und sortenechte Pflanzware, sondern auch Pflanzen auf Unterlagen, die den jeweiligen Anbauverhältnissen und den betriebswirtschaftlichen Erfordernissen Rechnung tragen.

Als **vordringliche Wünsche in der Unterlagenfrage vom Standpunkt des Obstanbauers** bezeichne ich:

1. Die Frage der Obstunterlagen (Wurzelpflanzen) ist wichtig für Baumschule, Obstbau, Versuchsanstellung und damit eine Frage von volkswirtschaftlicher Bedeutung. Sie erfordert deshalb weitgehende Beachtung aller hieran interessierten Kreise und tatkräftige Förderung durch sie. Sie kann, von der Obstanbauseite her betrachtet, nur nach den vorliegenden Anbauverhältnissen, also nur bezirksmäßig, gelöst werden. Daher sind die in Deutschland selbst und in den einzelnen Sonderanbaugebieten gemachten Erfahrungen in erster Linie zu berücksichtigen.

2. Wir brauchen:

a) groß und alt werdende, festwurzelnde Obstbäume und nehmen hierbei den späteren Eintritt der Fruchtbarkeit in Kauf (Beispiel: Hochstämme),

b) mittelstarkwachsende Bäume, die bald fruchtbar werden (Beispiel: Büsche, große Formbäume),

c) schwachwachsende Bäume für kleine Baumformen, die sehr bald fruchtbar werden, und besonders gut entwickelte Früchte haben, so daß sie auch bei kurzer Lebenszeit noch lohnen (Beispiel: Schnurbäume, Spindeln, Füllbäume).

3. Dementsprechend sind die Unterlagenpflanzen einzuteilen in:

a) starkwachsende (Beispiel: Kernobstsämlinge),

b) mittelstarkwachsende (Beispiel: mittelstark wachsender Splittapfel),

c) schwachwachsende Pflanzen (Beispiel: Gelber Metzer Paradies) und demgemäß auch zu bezeichnen.

4. Für besondere Ausnahmeverhältnisse der Sorten und der Anbauverhältnisse brauchen wir Ausnahmen auch bei den Unterlagen (Beispiel: Süßkirschenhochstämme auf Prunus Mahaleb, starkwachsende Unterlagspflanzen für ganz schwach wachsende Edelsorten, für Massenträger oder für armen trockenen Boden).

5. Auf den Sortenschildchen muß auch die Unterlage angegeben sein, und zwar beim Kernobst mindestens nach der obengenannten Wuchsstärke, beim Steinobst nach dem Pflanzennamen.

6. Vermehrung und Verwendung der Unterlagenpflanzen sind durch den Reichsnährstand zu überwachen.

7. Die Baumschulen mögen die Zahl der in Vermehrung stehenden Unterlagen wesentlich einschränken, Synonyme zusammenfassen, einheitliche Handelsbezeichnungen einführen und die Unterlagen ausschalten, die zwar starke Verkaufsware liefern, aber für die vom Obstanbauer beabsichtigten Zwecke zu spät oder zu wenig tragen. Nach Möglichkeit sollen deutsche Erfahrungen und deutsche Verhältnisse in erster Linie berücksichtigt werden.

8. Ungeachtet des Wunsches nach Vereinigung und Vereinfachung des Unterlagensortimentes in Baumschulen und Obstbau müssen die Züchtungs- und Forschungsarbeiten auf dem Gebiete der Unterlagenfrage weiter betrieben werden. Diese Arbeiten werden in Zukunft sogar noch an Bedeutung gewinnen, und es ist zu wünschen und zu hoffen, daß auf dem Wege der Selektion und der Kombinationszüchtung die für manche Zwecke heute noch fehlenden Pflanzen mit besseren oder ganz neuen Eigenschaften gefunden werden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich nicht alles von heute auf morgen verwirklichen läßt. Es ist aber bereits für die nächsten Tage eine Beratung innerhalb der Fachgruppe Baumschulen, Sondergruppe Wildlinge, anberaumt, die sich mit diesen Fragen vom Standpunkt der Baumschuler befassen wird. Die Zusammenarbeit zwischen Obstanbauern und Baumschulern (Unterlagenvermehrung und Unterlagenveredlung) unter Führung des Reichsnährstandes kann schon jetzt die schlimmsten Fehler in der Unterlagenfrage beseitigen und verspricht für die Zukunft eine alle befriedigende Lösung.

Wege zum Neuaufbau der Walnußkultur in Deutschland

Dr. Erich Schneiders, Geisenheim a. Rh.

Die Walnußkultur in Deutschland ist in den letzten Jahrzehnten zahlenmäßig erheblich zurückgegangen. Schuld daran sind vor allem: der Weltkrieg, der Verlust des Elsaß, die Frostschäden des Winters 1929, die zu geringe Rente sehr vieler unserer Nußbäume, insonderheit im Hinblick auf die zur Zeit so verlockend hohen Preise für halbwegs gesunde Nußstämme. Da nun in diesen Jahren nicht für die notwendige Ergänzung an Jungbäumen Sorge getragen wurde, stehen wir heute vor der Tatsache, daß eine Kultur, die für die Selbstversorgung Deutschlands notwendige Güter liefern könnte, sehr im argen liegt.

Vor allem auch deshalb, weil die Walnuß in Deutschland gütemäßig hinter vielen anderen Ländern, ganz besonders hinter Frankreich, Italien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, zurückgeblieben ist. In diesen Ländern werden seit Jahrzehnten bereits hochwertige Nußtypen vegetativ vermehrt, während wir in Deutschland in der Veredlung von Walnüssen — wenigstens bis vor kurzer Zeit — nur ganz spärliche Erfolge aufweisen konnten.

Die Fragen, die uns nun besonders interessieren, ergeben sich aus der Tatsache, daß der Bedarf der deutschen Volkswirtschaft an Nüssen, Nußlaub und Nußholz zum weitaus größten Teil durch Import gedeckt wird. Dies bedeutet: Einfuhr von lebensnotwendigen Gütern, die wir 100prozentig, und zwar ohne nennenswerten Aufwand an Kosten oder Neuland, auf eigener Scholle erzeugen könnten. Die Wege aufzuzeigen, die wir zu gehen für notwendig erachten, um diese klaffende Lücke baldmöglichst zu schließen, soll den Hauptteil dieser meiner Ausführungen umfassen.

Der Walnußbaum wird in Deutschland fast ausschließlich als Obstbaum gepflanzt. Nußwälder zur forstlichen Nutzung besitzen wir — wenigstens soweit es die Juglans regia betrifft — in Deutschland nicht. Es liegen uns deshalb auch keine Erfahrungen über den forstmäßigen Anbau von Nußbäumen im engeren Bestande vor. Juglans nigra eignet sich hierzu besser, insbesonders deshalb, weil das Nigraholz weniger empfindlich für Rhizomorphen oder sonstige pilzliche Angriffe ist. Wir verfolgen jedenfalls mit Interesse die Entwicklung der Junganlagen der Gemeinden und Forstämter, die, veranlaßt durch den Runderlaß des Herrn Preußischen Ministerpräsidenten Hermann Göring vom 25. November 1933, Juglans regia forstmäßig angepflanzt haben.

Bezüglich des Anbaues von Nußbäumen im engeren Bestande soll man sich stets vergegenwärtigen, daß der Nußbaum seiner Natur nach ein Solitärbaum ist, und daß er auf die Dauer nur solche Standorte verträgt, auf denen Hochstämme sich überhaupt voll entwickeln können.

In den größeren und alten Nußanbaugebieten Deutschlands treffen wir den Nußbaum daher meist als Alleebaum an Landstraßen oder an Feldwegen an. Bei einer zu starken Parzellierung der Gewanne stehen jedoch auch diese Bäume oftmals zu eng und zeigen deshalb nicht immer einen befriedigenden Wuchs. Die unstreitig schönsten Exemplare treffen wir auf freiem Felde an oder in Gehöften und auf freien Dorfplätzen, wo er sich als Einzelbaum ungehindert entfalten kann. Gerade diese letzteren Standorte wären die geeigneten Plätze, um den Nußbaum für Generationen nutzbringend zu erhalten. Hier als Gedenkbaum vaterländischer oder familiärer Ereignisse gepflanzt, würde er noch vielen Generationen davon Kunde geben.

An guten Vorschlägen zur Förderung des Walnußanbaues in Deutschland ist übrigens die einschlägige Literatur nicht arm. Sie erwarten jedoch nicht, daß ich Sie bei der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit mit allen diesen vielen Vorschlägen und Darlegungen bekannt mache. Es erübrigt sich dies auch schon aus dem Grunde, weil diese sehr wertvollen Saatkörner leider bei unseren Bauern und Landwirten zum großen Teil keinen günstigen Nährboden gefunden haben.

Bei einer Fahrt durch die verschiedenen Walnußgebiete Deutschlands empfindet man nämlich recht bald, insbesondere im Gespräch mit Jungbauern, daß in der Privatwirtschaft das Interesse für erneuten Nußanbau stark geschwunden ist.

Würde der Bauer durch den Nußbaum auf des Nachbars Acker nicht veranlaßt, der Entwertung seines Grundstückes dadurch zu begegnen, daß er selbst einen Nußbaum pflanzt und damit die Lücke in der Nußbaumreihe den Feldwegen entlang schließt, oder wäre der Obstbauer nicht bedacht, sich für den Eigenbedarf an Nüssen einige Nußbäume zu halten, dann wäre seitens der Privatwirtschaft trotz der ergangenen Aufrufe und Schriften und sogar trotz der Zuschüsse für den Kauf von Jungbäumen keine ausreichende Unterstützung für den dringend notwendigen Neuaufbau der Walnußkultur in Deutschland zu erwarten.

Wir müssen uns deshalb über die Ursachen klar werden, aus denen diese Abneigung vor dem Anbau von Nußbäumen herrührt.

Die nicht erlahmende Mahnung an unsere Bauern und Landwirte zur intensiveren Bewirtschaftung ihrer Betriebe, die Besserung der Absatzverhältnisse auf den Obstmärkten und die erhöhte Ertragssicherheit vieler Obstanlagen durch geeignete Sortenwahl und durch die neuzeitliche Schädlingsbekämpfung haben viele Walnußbesitzer zur Einsicht gebracht, daß die Einnahmen von den meisten Nußbäumen, insonderheit unter Berücksichtigung der Schädigungen der Unterkulturen, in keinem Verhältnis mehr stehen zu den möglichen Einnahmen auf der gleichen Fläche beim Anbau anderer Kulturen.

Und in der Tat sind bei allem Für und Wider sehr viele unserer Nußbäume, insbesondere für einen Landwirt mit nur wenigen Morgen Ackerland, ein nicht tragbarer Luxus. Soll nämlich ein Nußbaum gut gedeihen, so verlangt er einen tiefgründigen Boden mit

nicht zu hohem Grundwasserstand. Fließendes Wasser schadet ihm nichts. Je fruchtbarer der Boden, um so schneller und prächtiger entwickelt sich der Nußbaum. Es ist nämlich irrig zu glauben, der Nußbaum stelle an die Güte des Bodens nur geringe Ansprüche. Ein Obstgartenbesitzer mit nur wenigen Morgen Kulturland muß sich daher wohl überlegen, ob er gut daran tut, einen Nußbaum zu pflanzen. — Gewiß, wenn ihm jedes Jahr eine gleichmäßig gute Ernte frühreifender, schöner Nüsse sicher wäre! Dann übertrifft der Nußbaum in seinem Ertragswert auf die Dauer sogar die meisten Obstkulturen. Doch wer garantiert ihm dies beim Pflanzen eines Jungbaumes?

Ertragssicherheit und *hoher Marktwert der Nüsse*, das sind der Pflug und die Egge, um bei unseren Obstbauern Kulturboden zu schaffen für einen vermehrten Anbau von Nußbäumen. Denn ehe wir säen, müssen wir Kulturboden besitzen. Hierin liegt auch der grundlegende Unterschied gegenüber fast allen früheren Bemühungen in dieser Richtung. Bei unseren Arbeiten kommt uns allerdings zugute — und das ist das entscheidend Neue — die tatkräftige Unterstützung seitens der nationalsozialistischen Regierung, die unmittelbar nach der Machtübernahme die Notwendigkeit einer baldmöglichen Förderung des Walnußanbaues klar erkannt und betrieben hat.

Die *Ertragssicherheit* der Walnußbäume leidet am stärksten Not durch die oft katastrophal auf Blüte und Jungtriebe einwirkenden *Spätfröste*. Dieses Jahr sind wir in der Mehrzahl der Nußgebiete deshalb soeben von den Spätfrostschäden verschont geblieben, weil die Temperaturstürze zeitlich früh auftraten und diese deshalb nur den sehr früh austreibenden Nußbäumen Schaden zufügten. Anders war es in Südbaden und ganz besonders im Kaiserstühler Gebiet. Hier war die Vegetation bereits weiter vorgeschritten, so daß jetzt alle früh bis normal ausgetriebenen Nußbäume ohne oder mit nur wenigen Früchten dastehen und lediglich fruchtbaren Ackerboden entwerten. Unter Hunderten von Nußbäumen finden wir innerhalb der gleichen Nußbaumreihen einige Bäume mit reichlichem Behang, von denen sogar verschiedene einen Vollertrag erwarten lassen. Dies sind alle die Nußbäume, die erst im Mai ausgetrieben sind.

Der geringe Marktwert unserer meisten Nüsse rührt von den verschiedensten Ursachen her, zumeist bedingt durch die zu späte Ernte, durch die unscheinbare Frucht, durch die Hartschaligkeit (Steinnüsse) oder Weichschaligkeit der Nüsse (Meisennuß oder Papiernuß) oder durch die zu dunkle Schale und schlechte Lösbarkeit des Kernes. Einen einheitlichen Typ von Nüssen, mit dem auch der Händler erleichtert arbeiten könnte, finden wir nirgendwo. Jeder Baum trägt seinen eigenen Typ von Nüssen.

Dies ist auch verständlich bei den Befruchtungsverhältnissen der Walnüsse und bei der ausschließlichen Samenvermehrung.

Die Walnuß ist Windblütler und dabei heterozygot, und dies meist auch in den Fällen, wo Selbstbefruchtung angenommen werden muß. Die Bauern, die selbst hochwertige Saatnüsse auslegten, mußten

mit ganz wenigen Ausnahmen nach Jahren die Erfahrung machen, daß die Früchte dieser Jungbäume alle von denen des Mutterbaumes verschieden und häufig minderwertiger waren. Bei besonders spätblühenden und einzelnstehenden Bäumen, die vermutlich auf Selbstbefruchtung angewiesen sind, besteht zwar eine größere Wahrscheinlichkeit, daß die Sämlinge weniger stark aufspalten. So erzielte Kämmerling in Heidelberg bei den Aussaaten seiner „spätaustreibenden Walnuß“ bis zu 90 vH spätaustreibende Individuen, dabei wissen wir zwar nichts über den Wert der Nüsse und die Fruchtbarkeit dieser Sämlinge.

Wir erkennen also, daß auf dem Wege der Auslese und Aussaat hochwertigen Saatgutes allein vorerst das uns gesteckte Ziel nicht zu erreichen ist.

Ich erwähne nur noch kurz als weiteren hemmenden Faktor für eine Förderung des Walnußanbaues die Ölsteuer.

Die Nußölmühlen sind seit dem Kriege in den meisten Nußgemeinden nahezu verschwunden. Soweit mir bekannt, werden nur noch in einigen Gemeinden am Kaiserstuhl größere Mengen Nüsse zur Ölgewinnung gebraucht. Weniger des Erwerbes wegen wird hier Nußöl geschlagen, als vielmehr die einheimische Bevölkerung selbst seit alters her ausschließlich Nußöl im Haushalt verwendet. Die Ölsteuer zwingt die Bevölkerung jedoch, anstatt einheimischen Nußöls importiertes Tafelöl zu verwenden. Eine Folge davon ist auch, daß der Kaiserstühler Bauer nur noch geringes Interesse am Nußanbau hat und daß er bei den hohen Preisen für Nußstämme jetzt eifrig bemüht ist, seine Bestände ganz erheblich zu lichten.

Wir erblicken daher in der Ölsteuer für das aus einheimischen Walnüssen gewonnene Öl ein großes Hindernis für den geplanten Neuaufbau, das zu beseitigen dann ebenfalls zu unseren Aufgaben gehört.

Habe ich Ihnen hiermit die schwerwiegendsten Gründe dargelegt, die insbesondere in der Privatwirtschaft zum Fällen zahlreicher Nußbäume führten und von einem Anbau junger Nußbäume abhielten, so sollen nunmehr die Möglichkeiten besprochen werden, wie wir den Obstbauer wieder für einen vermehrten Nußanbau gewinnen können.

Beobachtungen in einigen alten Nußgemeinden haben uns gezeigt, daß bei entsprechenden Kulturen auf der Baumscheibe die meist zu erwartenden Ernteverluste unter Nußbäumen völlig zu beheben sind. In den nächsten Jahren werden nach dieser Richtung hin Versuche angestellt, um durch Förderung einer zweckmäßigen Unterkultur den Nußbaumbesitzer vor diesen Ausfällen weitestgehend zu schützen.

Zur Verbesserung der Nußqualität und zur Erzielung einer Ertragssicherheit müssen wir allerdings zur vegetativen Vermehrung unserer besten Nußbäume übergehen und damit einen Weg beschreiten, den französische Baumschulbesitzer bereits über 40 Jahre gehen und auf dem aber auch ihr Erfolg im Obstbau beruht.

Viele Baumschuler und Gärtner haben sich in Deutschland bereits bemüht, Walnüsse zu veredeln, ohne daß es ihnen bisher gelungen ist,

ein Verfahren zu ermitteln, das ihnen einen mindestens 50prozentigen Erfolg auf die Dauer garantieren würde. Die bisher hier und dort erzielten Erfolge waren meist Zufallsergebnisse. Es ist das Verdienst des Freiherrn von Solemacher in Bonn, dem der deutsche Obstbau bereits viele wertvollen Anregungen verdankt, und des verstorbenen Herrn Dr. Obermaier in Neustadt a. d. Hardt, uns mit Methoden vertraut gemacht zu haben, mit denen wir in Geisenheim und die Baumschule Chr. Fey in Meckenheim nach zweckmäßigen Abänderungen in diesem Jahre meist über 50prozentige Erfolge bei den mit den gleichen Reisern durchgeführten Versuchen erzielen konnten. Die mit diesen Edelreisern von uns auf J. nigra veredelten und im „kalten Kasten" angezogenen Veredlungen zeigen zu 49 vH gute Verwachsungen bei Trieblängen von 10 cm bis zu 1,05 m.

Leider hat der Tod Herrn Dr. Obermaier, Fabrikant in Neustadt a. d. H., in diesem Winter zu plötzlich aus unserer Arbeitsgemeinschaft gerissen, so daß wir nicht ganz in den Nutzen seiner wertvollen Ermittlungen auf den Gebieten der Walnußveredlung und der Unterlags- bzw. Affinitätsprüfungen bei Verwendung verschiedener Nußspezies gelangen konnten. Seine Arbeiten und seine interessante Nußsammlung werden nach dem Willen des Verstorbenen in Geisenheim fortgesetzt werden.

Unabhängig von uns haben die Gärtnerische Versuchsanstalt in Friesdorf, das Obstbauinstitut der Universität Berlin und die Staatl. Versuchsanstalt in Weihenstephan Veredlungsversuche mit Erfolg durchgeführt.

Soweit es die Großversuche der Baumschule Chr. Fey in Meckenheim und unsere vielseitigen Versuche in Geisenheim betrifft, können wir auf Grund unserer erstmalig durchgeführten Versuche bereits sagen, daß die Veredlung von einjährigen Walnußsämlingen im Frühjahr an sich kein Problem mehr ist. Ferner können wir bestätigen, daß die Methode nicht das Entscheidende für das Gelingen der Veredlung ist, sondern ganz bestimmte Voraussetzungen, die, falls sie bei der Veredlung und ganz besonders bei der Auswahl der Edelreiser nicht berücksichtigt werden, das Mißlingen der ganzen Versuchsposten zur Folge haben können.

Unsere Freilandveredlungen im Frühjahr haben nur ganz wenige Verwachsungen gezeitigt. Diese wenigen guten Verwachsungen mit Trieblängen von 10, 55 und 75 cm haben uns jedoch den Beweis erbracht, daß selbst in unserem Klima Freilandveredlungen im Frühjahr an Heistern möglich sind. Neben diesen Frühjahrsveredlungen werden nun noch seit Mitte Juli bis etwa Mitte September verschiedene Okulationsverfahren und Grünveredlungen mit Reisern angewendet. Eine vorläufige Auswertung in der letzten Woche ergab, daß bei den zuerst gemachten 102 Okulationen 80 Augen bereits angewachsen sind. Ebenso sind von den Grünveredlungen an Heistern jetzt schon ein höherer Prozentsatz verwachsen und ausgetrieben mit Trieblängen bis zu 15 cm. Wenn wir auch noch nicht wissen, wie diese Grünveredlungen den Winter überdauern, so hat es doch den Anschein, als ob gerade diesen Sommerveredlungen zum Umveredeln von Heistern

oder Jungbäumen am Standort größte Bedeutung beizumessen ist. Auch bei einer erfolgreichen Ausführung dieser Freilandveredlungen sind wieder ganz besondere Voraussetzungen, insbes. bezüglich der Beschaffenheit der Edelreiser oder der Augen, unbedingt zu beachten. Es erübrigt sich, auf die Vorteile hinzuweisen, die von einem hochprozentigen Gelingen dieser Freilandveredlungen zu erwarten sind. Unser Bestreben geht dahin, die zuverlässigste, aber auch wirtschaftlichste Methode ausfindig zu machen, und ich kann jetzt schon sagen, daß wir mit unseren Versuchen auf dem besten Wege dazu sind. Inwieweit es sich als zweckmäßig und rentabel erweist, ältere Nußbäume umzuveredeln, müssen uns unsere Versuche erst noch zeigen.

Aus meinen weiteren Ausführungen wird Ihnen verständlich, weshalb wir trotz der erzielten Erfolge vorerst keinen Wert darauf legen, daß nun alle Baumschulen nach diesen Verfahren Walnüsse veredeln, und weshalb ich Ihnen an dieser Stelle diese Verfahren nicht ausführlich vortrage.

Mit der Veredlung an sich haben wir noch längst nicht unser Ziel erreicht. Zu der erstrebten gütemäßigen Leistungssteigerung unserer Walnußbäume gelangen wir nur durch eine planmäßig betriebene Auslese der hochwertigsten Nußbäume, indem wir künftig für die Veredlung nur noch Edelreiser dieser Selektionen verwenden.

Außer zur Durchführung der Versuche zur Verbesserung und Vereinfachung der Veredlungsverfahren hat der Herr Reichs- und Preußische Minister für Ernährung und Landwirtschaft in Berlin die Versuchs- und Forschungsanstalt in Geisenheim beauftragt, in engster Zusammenarbeit mit dem Reichsnährstand diese wichtige Auslese der besten Nußbäume im Reiche durchzuführen.

Die Wege, die wir zur Erledigung dieses Auftrages gehen werden, möchte ich Ihnen hier bereits in großen Umrissen bekanntgeben.

Bei der Verschiedenheit aller Nußbäume in der Austriebszeit (heuer vom 2. April bis zum 18. Juni) und in der Größe und Güte der Früchte und in ihrer Reifezeit ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß unter den derzeitigen Beständen auch die von der Verbraucherschaft für die verschiedensten Zwecke benötigten „Idealtypen" vertreten sind. Es ist nun unsere Aufgabe, und damit appelliere ich auch an Sie und an alle Walnußliebhaber und -besitzer, uns bei der Auffindung dieser hochwertigen Nußbäume zu unterstützen.

Bei dieser Auslese wäre auf folgende wertvollen Eigenschaften des Walnußbaumes zu achten: Später Austrieb, möglichst in der Zeit von Mitte bis Ende Mai, kurze Vegetationsdauer, d. h. bei früh- bis mittelfrüher Reife der Nüsse und guter Ausreife der Triebe. Der Baum muß gutwüchsig sein und fruchtbar, mit großen, ölreichen und vollkernigen Früchten und dünner, aber fester und heller Schale bei guter Lösbarkeit und angenehmem Geschmack des Kernes.

Die Verbraucherschaft wünscht nun folgende Typen:

1. eine sehr frühreifende Nuß als Frühobst;
2. eine große, hellschalige Tafelnuß für den Frischgenuß, hierfür käme auch gegebenenfalls eine vollkernige Welsch- bzw. Pferdenuß in Frage;

3. eine lagerfähige, etwas später reifende Tafelnuß für den Wintergebrauch und als Weihnachtsnuß;
4. eine gut lösbare, helle Nuß, deren Kerne geschält auf den Markt kommen für Konditoreien, Schokoladefabriken usw.;
5. eine hochwertige Ölnuß.

Begreiflicherweise sind wir von Geisenheim aus trotz unserer zentralen Lage innerhalb der Hauptnußanbaugebiete nicht imstande, diese erste Auslese unter den Nußbeständen im Reiche allein durchzuführen. Wir haben es daher sehr begrüßt, in unserer Zusammenarbeit mit dem Reichsnährstand an viele wertvollen Vorarbeiten der Unterabteilung Gartenbau, die seit Jahren, sei es von Berlin oder von den einzelnen Landesbauernschaften aus, zur Ermittlung der besten Nußbäume für die Beschaffung von Saatnüssen geleistet wurden, anknüpfen zu können. Zur sorgfältigen Sichtung der vorhandenen wertvollen Nußbäume wurden daher an alle Landesbauernschaften insgesamt 2000 Fragebogen versandt mit der Bitte, diese, entsprechend der Nußbestände in den einzelnen Bezirken, an die zuständigen Bezirks- oder Kreisinspektionen oder den Baumwarten in den bedeutendsten Nußgemeinden weiterzuleiten. Ich selbst habe bereits zur Zeit des Austriebes wichtige Nußgemeinden an der Mosel, im Rheingau und in der Pfalz bereist und zusammen mit den Baumwarten oder mit den Feldhütern mir die spätaustreibenden Nußbäume notiert. Diese Männer sind angehalten, auch über die Wüchsigkeit, Fruchtbarkeit, Reifezeit und über die Qualität der Nüsse dieser Bäume gegebenenfalls ihre Notizen zu machen. Im Gebiet am Kaiserstuhl ist heuer die Ermittlung der spätaustreibenden Nußbäume insofern einfach, da nur sie Früchte tragen. Hiervon werden bereits die frühreifenden, großfrüchtigen Typen in die engere Auswahl kommen. Es ist des weiteren veranlaßt, daß von den besten Nußbäumen in diesem Herbst noch etwa 1 kg Nüsse nach Geisenheim zu vergleichenden Nachprüfungen, Messungen und Ölbestimmungen gesandt werden. Von den so ermittelten wertvollsten Typen werden dann im Frühjahr Edelreiser für die Veredlungen entnommen.

Die Edelreiser von diesen meist älteren Nußbäumen eignen sich nun leider — wie uns die diesjährigen Versuche deutlich gezeigt haben — für die Veredlung sehr schlecht. Da in diesen Fällen vielfach nur mit einem Anwuchs von 10 bis 20 vH zu rechnen ist, ist es wohl begreiflich, daß diese Vorarbeiten nur von einer vom Staate bzw. vom Reiche subventionierten Anstalt gewissenhaft durchgeführt werden können.

Um nun in wenigen Jahren bereits genügend veredlungsfähige und hochwertige Edelreiser zu besitzen, geht unser Bestreben dahin, mit den ersten Veredlungen Edelreis-Muttergärten anzulegen, in denen die besten Klone in Buschform lediglich zur Gewinnung von Edelreisern herangezogen werden. Verfügen wir schließlich nach der von Jahr zu Jahr immer strenger werdenden Sichtung über genügend hochwertige Klone, dann sind wir in der Lage, die Baumschulen in den Nutzen unserer Arbeiten kommen zu lassen. Wir werden uns jedoch die Kon-

trolle darüber vorbehalten, daß bei der Walnußveredlung nur Edelreiser anerkannter Klone Verwendung finden.

Es ist Ihnen jetzt auch verständlich, weshalb wir noch keinen Wert darauf legen, daß an zu vielen Stellen Walnüsse veredelt werden. Der Grund, weshalb ich die Veredlungsverfahren hier nicht ausführlich behandele, liegt lediglich in dem Mangel an veredlungsfähigen hochwertigen Edelreisern. Noch glauben wir, es in der Hand zu haben, daß mit der Veredlung auch wirklich eine gütemäßige Leistungssteigerung unserer Walnüsse erreicht wird.

Zurzeit veredelt in Arbeitsgemeinschaft mit uns die Baumschule Chr. Fey in Meckenheim bei Bonn, die sich seit Jahren bereits unter großen finanziellen Opfern bemüht hat, hinter das Geheimnis der Walnußveredlung zu kommen. Versuche zur Verbesserung und Vereinfachung der Veredlungsverfahren führen in Zusammenarbeit mit uns noch das Obstbauinstitut der Universität Berlin und die Staatl. Versuchsanstalt in Weihenstephan aus, letztere auf Betreiben der Landesbauernschaft Bayern. Wir begrüßen ferner die Mitarbeit der Baumschulen, die sich bisher in der Veredlung von Walnüssen erfolgreich betätigt haben.

Die Sichtung der wertvollen Mutterbäume und ihre Ankörung und ebenso die Anzucht der besten Walnußklone für Edelreis-Muttergärten kann naturgemäß nur von einer Stelle aus erfolgen, Aufgaben, die die Versuchs- und Forschungsanstalt in Geisenheim im Einvernehmen mit der Unterabteilung Gartenbau (II C 9) durchführt.

Die als Mutterbäume angekörten Nußbäume werden in Geisenheim in einer Kartothek genauestens registriert, ebenso werden über die Klone und deren Nachkommen Zuchtbücher geführt. Nach 3 bis 4 Jahren haben sich die in Buschform gezogenen Klone soweit entwickelt, daß Edelreiser geschnitten werden können. Unsere Berechnung geht nun dahin, sofern wir weiterhin seitens des Herrn Ministers und des Reichsnährstandes größte Unterstützung erhalten, daß die Jahresproduktion an veredelten Walnüssen mit den inzwischen eingespannten Baumschulen nach 7 bis 8 Jahren bereits etwa 80- bis 100 000 Stück beträgt. Dabei glauben wir fest, daß es keine besonderen Mühen kosten wird, diese hochwertigen, ertragssicheren, veredelten Nußbäume bei unseren Obstbauern, Gemeinden und Bauämtern unterzubringen.

Die Forstleute allerdings werden vorerst für veredelte Walnußbäume weniger großes Interesse zeigen. Hier werden wir versuchen, in Zusammenarbeit mit den Forstämtern und den Nußholz verarbeitenden Werkstätten auch die Nußholzfrage baldmöglichst einer zufriedenstellenden Lösung näherzubringen. Wir denken hier vor allem an den Anbau verschiedener Nußspezies, wie J. nigra, Sieboldiana, cordiformis, cinerea, Californica und ganz besonders der Hicoria Pecan und anderer Hicoriaarten, die wir neben den vorgesehenen Prüfungen auf Anpassung, Wüchsigkeit und Holzwert auch zu Affinitätsprüfungen bei Veredlungen verwenden wollen.

Ein allerdings längerer, jedoch nicht aussichtsloser Weg ist, mittels Kombinationszüchtungen leistungsfähigere Typen zu erhalten. Auch hierin wollen wir unser Glück versuchen.

In den Jahren bis der Bedarf an veredelten Walnüssen in Deutschland gedeckt werden kann, wird man natürlich niemanden daran hindern, für die Anzucht von Sämlingen Saatnüsse auszulegen. Wir haben jedoch die Bitte an den Reichsnährstand, künftig nur noch Saatgut freizugeben, das von den Nußbäumen stammt, die bereits als hochwertige Mutterbäume angekört sind. Zwecks einheitlicher Kontrolle wäre es daher zweckmäßig, wenn die Beschaffung, vor allem aber die Saatgutanerkennung, mit unserem Wissen vorgenommen würde, zumal wir auch größtes Interesse daran haben, über die Herkünfte der Unterlagen orientiert zu sein, wenn wir im großen dazu übergehen werden, Heister oder Jungbäume am Standort zu veredeln.

Ich fasse das Gesagte dahingehend zusammen: Es kann heute der deutschen Volkswirtschaft nicht mehr gleichgültig sein, ob 1,7 Millionen Nußbäume meist minderwertige Zufallsergebnisse oder zweckmäßig ausgewählte Nußsorten zeitigen. Die Qualitätssteigerung unserer Walnußbäume ist aber nur auf dem Wege der Veredlung und bei Verwendung hochselektionierter Edelreisklone zu erreichen. Die gütemäßige Verbesserung unserer Nüsse wird zwangsläufig ein zahlenmäßiges Anwachsen unserer Nußbestände zur Folge haben, schon deshalb, weil der deutsche Mensch den Nußbaum nicht in seiner Landschaft missen will.

Betriebswirtschaftliche Fragen in der Baumschule

J. Bickel, Weihenstephan

Es ist unbestreitbar, daß unsere deutschen Baumschulen hinsichtlich ihrer Kulturtechnik und ihrer Kulturleistungen sich mit den anderen Zweigen des deutschen Gartenbaues sehr gut messen können und sich gegenüber den ausländischen Baumschulbetrieben keinesfalls etwa im Rückstand befinden. Für viele Betriebsarten können wir sogar eine deutliche Überlegenheit der deutschen Baumschulen gegenüber den ausländischen feststellen.

Trotz dieser Tatsachen soll der wirtschaftliche Stand vieler Baumschulbetriebe nicht ihren Kulturleistungen und ihrem Geschäftsumsatz entsprechen. Wenn wir nach den Gründen dafür forschen, so müssen wir feststellen, daß viele Baumschulbetriebe noch unter den Nachwirkungen der früheren Scheinblüte zu leiden haben, die für manchen Baumschuler fast zur Katastrophe geworden wären. Anderseits aber kann es dem kritischen Betrachter der Dinge nicht entgehen, daß sich der Betriebsleiter mit Vorliebe und oft recht einseitig mit der „Technik des Betriebes“ befaßt und sich der anderen Seite seiner Aufgabe, den betriebswirtschaftlichen Maßnahmen, nur sehr ungern und wenig nachhaltig widmet. Es ist dies begreiflich, weil diese Seite einer Aufgabe nicht in der gleichen Weise wie die Technik des Baumschulbetriebes durch Lehrzeit und nachfolgende Praxis angelernt, sondern mangels einer brauchbaren Betriebslehre für Baumschuler in mühsamer Selbstschulung erworben werden muß. Bei der technischen Seite des Betriebes spielen Geschicklichkeit und Handfertigkeit neben praktischer Erfahrung die Hauptrolle, hingegen bedarf es für betriebswirtschaftliche Überlegungen und Handlungen eigener Geistesarbeit. Erfahrungswissen und die Lehren von Wissenschaft und Technik bilden hierbei die Grundlagen für eigene Erkenntnisse und eigene Urteilsfähigkeit.

Damit kommt dem Betriebsleiter selbst eine überragende Bedeutung im Betriebe zu. Er bildet das geistige Schwungrad in dem vielfach gegliederten Uhrwerk „Betrieb“. Viele Betriebe kranken, sie bringen nicht den erwünschten wirtschaftlichen Erfolg, weil sie nicht geleitet werden nach den Grundsätzen der Ratio, der Vernunft, sondern der Betriebsleiter wird vom Betriebsgeschehen, von den Ereignissen geschoben und gedrückt. Die Freiheit des wirtschaftlichen Handelns liegt nicht in seiner Hand, sondern wird diktiert durch den jeweiligen Zustand des Betriebes. Solche Betriebe kommen mir immer vor wie ein reiterloses Pferd im Rennen, das zwar alle Hindernisse mitnimmt, auch das Ziel passiert, aber ohne Erfolg seine Kräfte opfert.

In diesem Zusammenhang erscheint es begreiflich, daß ich mich zunächst einmal mit dem Führer des Betriebes, dem Betriebsleiter, selbst beschäftige. Der Baumschuler ist Unternehmer, ein Wirtschafter, der überwiegend oder fast ausschließlich für den Markt produziert. Das darf ihn aber nicht zum Spekulanten werden lassen. Unternehmer und Spekulant ist nicht identisch. Ein Spekulant ist ein Wirtschafter, dem es nur um den Gewinn zu tun

ist. Es ist nun leider vorgekommen, daß in der Vergangenheit manche Baumschuler zu Spekulanten geworden sind. Hierin sind wohl zum größten Teil die wirtschaftlichen Notstände der Baumschulen allgemein begründet, denn die an diese Erscheinungen sich anschließende und von ihnen ausgelöste Preisbewegung war der Grund der wirtschaftlichen Erschütterungen, die auch an all den Baumschulen nicht spurlos vorübergingen, die sich als verantwortungsbewußte Betriebsleiter von spekulativer Produktion ferngehalten haben.

Die inzwischen eingesetzte nährständische Preispolitik gibt den Baumschulern einerseits keinen Freibrief, die Erzeugung über den notwendigen Umfang hinaus zu steigern, und enthebt ihn andererseits auch nicht von der Verpflichtung, wirtschaftlich zu handeln.

Zunächst einige Worte zur Preisfrage. Die Bedeutung der Preisbildung ist für alle Erzeugnisse des Landbaues heute nicht geringer als früher. Die leitenden Stellen des Reichsnährstandes werden sich daher künftig eingehend mit der Frage der Preisbildung für Baumschulerzeugnisse zu beschäftigen haben. Die künftige Funktion des Preises wird die sein, die Erzeugung so zu steuern, daß sie einem gegebenen Bedarf entspricht*). Es türmen sich dabei aber Fragen sehr ernstlicher Natur auf:

> Wie hoch muß unter Berücksichtigung der allgemeinen Preisverhältnisse der Preis der wichtigsten Baumschulerzeugnisse sein, damit der Erlös ausreicht, den notwendigen Betriebsaufwand zu decken und die Arbeit der Gefolgschaft, auch die des Betriebsleiters angemessen zu entlohnen?
>
> Wie hoch muß der Preis sein, um die Erzeugung in den notwendigen Grenzen zu halten?
>
> Wie hoch muß der Preis sein, um die Bodenständigkeit der Baumschuler zu sichern und die Betriebseinrichtungen dauernd in gebrauchsfähigem Zustande zu erhalten?

und schließlich:

> Wie hoch darf der Preis sein, um der Kaufkraft der Verbraucher zu entsprechen?

Aufgabe der Fachgruppe Baumschulen und der für sie tätigen Forschungsinstitute wird es sein, der Staatsführung die Unterlagen für die richtige Handhabung des Preissteuers zu liefern, eine Aufgabe, die eine besonders hohe Verantwortung in sich schließt. Diese Aufgabe dürfte aber ohne weitgehende Mitarbeit der praktischen Baumschulbetriebe nur unvollkommen zu lösen sein. Der Staat muß also die Produktionskosten kennen, denn nur durch eine den Produktionskosten angepaßte Preispolitik läßt sich die Entwicklung und der Stand der Baumschulen in einer der gesamten Volkswirtschaft dienlichen Höhe erhalten. Nach dem nationalsozialistischen Wirtschaftsprinzip muß also heute die Frage lauten: „Wie muß der Baumschuler seinen Betrieb gestalten, damit dieser einerseits den größtmöglichen Ertrag für die Volksgemeinschaft abwirft, und zum anderen aber, damit der Betriebsleiter ein angemessenes und, ich muß betonen, auch

*) Siehe: Fensch, Zur Wirtschaftslehre des Landbaues. „N.-S. Landpost“, März 1934.

nachhaltiges Einkommen erzielt“; denn nur unter dieser Voraussetzung kann er seine Aufgaben gegenüber Volk und Staat erfüllen. Demnach enthebt auch die staatliche Preispolitik den Baumschuler nicht von der Notwendigkeit, wirtschaftlich zu handeln und ordnungsgemäß Buch und Rechnung zu führen, damit er jederzeit die nötige Übersicht und Klarheit über das Betriebsgeschehen besitzt.

Bei den Rationalisierungsmaßnahmen eines Betriebes muß daher die Rationalisierung des Betriebsleiters selbst an die erste Stelle gesetzt werden. Es genügt nicht, daß er ein guter Gärtner, ein guter Veredler und Sortenkenner ist, sehr viel mehr wird davon abhängen, daß er ein guter Organisator ist, daß neben dem technischen Wissen auch organisatorisches und kaufmännisches Können stehen.

Um richtig disponieren zu können, bedarf der Betriebsleiter vor allem einer leistungsorientierten Betriebsbuchführung. Sie ist die Grundlage für den unentbehrlichen Betriebsvoranschlag. Die Zahl der Baumschulen, die auf Grund eines geordneten Betriebsvoranschlages das Zusammenwirken aller Betriebsmaßnahmen bis in die Einzelheiten klar überschauen, die vorausdenken und voraus entscheiden, ist leider nicht sehr groß. Nur so ist es auch zu erklären, daß sich Fehler in der Betriebsgestaltung und Preisbeurteilung auch seitens vieler Baumschuler oft so hartnäckig erhalten können. Es genügt auch nicht, wenn am Ende eines Wirtschaftsjahres Mängel und Fehler erkannt werden. Vielmehr muß der zielbewußte Betriebsleiter bereits im Laufe des Wirtschaftsjahres den Betrieb den besonderen Verhältnissen anpassen. Der Betriebsvoranschlag soll also, aufbauend auf den Unterlagen der Buchführungsergebnisse, eine ständige Überwachung des Betriebes in allen seinen Teilen ermöglichen. Das Buchführungssystem muß diesen Erfordernissen Rechnung tragen. Eine zweckmäßige Gliederung der Ausgaben und Einnahmen, bei gemischten Betrieben Trennung der einzelnen Betriebszweige, ist dabei unerläßlich. Hierfür haben sich als recht brauchbar die Durchschreibekarteisysteme erwiesen (Schlayand, Esweka, Leoma, Engelhard, Hinz u. a.).

Die notwendige Ergänzung der kaufmännischen Buchführung bildet das Betriebstagebuch. Hier hat sich Engelmann's Durchschreibesystem (Sammeljournal), dessen Auswertung die Arbeitskurve ergibt, bestens bewährt. Die arbeitsstilleren Wintermonate geben Gelegenheit zur Auswertung dieser Aufzeichnungen, die ihren Niederschlag zweckmäßig in graphischen Darstellungen finden; ein einfaches Millimeterpapier leistet dabei gute Dienste. Die graphischen Darstellungen geben Auskunft über die Arbeitsbewegung für menschliche, tierische und motorische Arbeitskräfte, über das „Was, Wieviel, Wann, Wie lange, Wofür“ — und geben die Grundlage für Überlegungen und Maßnahmen zum Ausgleich der Arbeitsspitzen bei Mensch und Tier.

Der Betriebsvoranschlag legt auf der einen Seite die voraussichtliche Höhe des erforderlichen Betriebsaufwandes in allen seinen Einzelteilen fest, und zwar als Natural-, Arbeits-, Inventar- und Geldaufwand. Der Aufwandsseite steht die Einnahmeseite gegenüber.

Ihre Aufstellung bereitet keine besonderen Schwierigkeiten. Die Mengen der Erzeugnisse, die voraussichtlich zum Verkauf stehen, sind durch Bestandserhebungen festgestellt. Ihre Bewertung ist durch die für die wichtigsten Erzeugnisse getroffene Preisregelung wesentlich erleichtert, so daß sich die voraussichtlichen Einnahmeverhältnisse meist frühzeitig und auch annähernd richtig feststellen lassen.

Der Betriebsvoranschlag kann aber nur dann seinen Zweck erfüllen, wenn seine Aufstellung nicht summarisch für das ganze Jahr, sondern getrennt nach Monaten oder wenigstens für jedes Vierteljahr erfolgt. Die Übersicht ist deshalb so anzulegen, daß der voraussichtliche Naturalumsatz und die Einnahmen und Ausgaben zum mindesten für jedes Vierteljahr zu ersehen und nachprüfbar sind. Für diese unerläßliche Kontrolle des Betriebsvoranschlages werden neben den Voranschlagspalten zwei freie Spalten eingesetzt. In die eine dieser Spalten werden die tatsächlichen Mengenumsätze und in die andere die tatsächlichen Einnahmen und Ausgaben eingetragen. Der Vergleich zwischen Voranschlag und Ergebnis zeigt, ob der wirtschaftliche Ablauf günstig oder ungünstig ist und ob allenfalls besondere Maßnahmen getroffen werden müssen.

Ich will nun bei einigen Aufwandsgruppen die betriebswirtschaftlichen Zusammenhänge und ihre Einflüsse auf den Betriebserfolg aufzuzeigen versuchen.

Das Schlagwort „intensivieren" hat vielfach Verwirrung angerichtet und Mißdeutungen erfahren, die einer Richtigstellung bedürfen. Im Sinne der nationalsozialistischen Wirtschaftsauffassung liegt es unzweifelhaft, im Landbau allgemein soviel an Produktionsmitteln aufzuwenden, daß eine der Volkswirtschaft dienliche Höchsterzeugung gewährleistet wird. Allein die Grenze des Aufwandes, der zweckmäßige Intensitätsgrad liegt dort, wo der Umfang der Erzeugung einerseits der Bedarfsdeckung Genüge leistet, und andererseits das privatwirtschaftliche Interesse die Sicherung eines entsprechenden Reinertrages und eines möglichst nachhaltigen Einkommens gewährleistet ist. Die vom Reichsnährstand, Fachgruppe Baumschulen, ausgehenden Bestrebungen zur Anbahnung einer planmäßigen Wirtschaft unter Anpassung der Erzeugung an den voraussichtlichen Bedarf erstrebt die Einschränkung der Gefahr, in der Sorge um die Bedarfsdeckung risikoreiche Aufwände zu treiben. Hingegen muß der Baumschuler all jene Aufwände einer besonders sorgfältigen Prüfung unterziehen, die der Verbesserung, der Verbilligung und Sicherung der Erzeugung dienen, da sie die Möglichkeit der nachhaltigen wirtschaftlichen Sicherung des Betriebes und seines Ertrages darstellen. Dabei wird es allgemein darauf ankommen, höheren Aufwand, Aufwandssteigerungen, nur dort einzusetzen, wo der Aufwand am sichersten und am schnellsten durch den Ertrag wiederkehrt, während Aufwandsminderungen, also Einsparungen, dort zu suchen sind, wo eine Auswirkung auf die Güte der Erzeugnisse, deren Ertragshöhe und Ertragssicherheit weniger in Frage kommt.

Die schwierigste Frage für den Baumschuler, wenigstens für die Mehrzahl dieser, ist die Landfrage. Sie verursacht für viele Betriebe nicht nur erhebliche Schwierigkeiten und vermehrten Aufwand, sondern übt auch weitgehenden Einfluß aus auf die Güte und Menge der verkaufsfähigen Erzeugnisse und damit auf Höhe und Sicherheit des Ertrages. Angesichts der zunehmenden Schwierigkeit, geeignetes Baumschulgelände in ausreichendem Umfange zu bekommen, gewinnt die Frage der Bodenmüdigkeit immer mehr an Bedeutung. Die Bodenmüdigkeit ist heute noch ein Problem, dessen Lösung noch Zeit und Kraft erfordert. Leider ist es noch nicht gelungen, die erforderlichen Mittel dafür aufzubringen, um den in Weihenstephan seit Jahren laufenden pflanzenbaulichen Experimenten die unbedingt notwendige Ergänzung durch die laboratoriumsmäßige Bearbeitung des Fragenkomplexes, um den es sich hier handelt, zu geben und die Forschungsarbeiten so zu fördern, daß dem Baumschuler die notwendigen Ratschläge und Mittel in die Hand gegeben werden können, Müdigkeitserscheinungen in der Baumschule erfolgreich zu begegnen. Die Tatsache, daß auf den meisten Böden und in fast allen Klimaverhältnissen artgleiche Pflanzen nach sich selbst nicht in dem erwünschten Maße gedeihen und daß selbst jahrelange Zwischenkulturen und Meliorationen dieses Übel nicht beheben können, führt praktisch zu der Notwendigkeit fortgesetzten Bodenwechsels. Aber da in den seltensten Fällen der einzelne Betrieb über ausreichend eigenes oder im Zusammenhang mit dem Betrieb stehendes Pachtland verfügt, ergeben sich Betriebsparzellierungen, Zersplitterungen und Filialbildungen mit all ihren betriebswirtschaftlichen und betriebstechnischen Schwierigkeiten und damit Aufwandssteigerungen, die die Produktionskosten erheblich steigern und die Wirtschaftlichkeit des gesamten Betriebes in Frage stellen können. So gesehen ist die Frage der Bodenmüdigkeit nicht allein eine Frage des betreffenden Betriebes, des einzelnen, sondern eine Frage der Gesamtheit, der eine wesentliche volkswirtschaftliche Bedeutung zukommt. Ihre förderliche Bearbeitung und Klärung liegt daher ebenso im Interesse der Baumschuler wie des Staates. Die in Weihenstephan im 8., teilweise im 9. Versuchsjahr stehenden Versuche gliedern sich in Freilandversuche zu Apfel, Zwetsche und Kirsche, in Vegetationsversuche in Betonkästen zu Apfel und in Topfvegetationsversuche zu Apfel. Im Freiland stehen je Obstart 58 Versuchsparzellen, im Kastenvegetationsversuch 88 Betonkästen mit 22 Versuchsreihen und im Topfvegetationsversuch auf 4 Vegetationswagen je Wagen 24 Gefäße zur Untersuchung. Durch Forcierung der Bodenmüdigkeit durch fortgesetzten Anbau der gleichen Obstart — die Böden sind zur Zeit das dritte Mal nacheinander bepflanzt — soll die Frage der Bodenmüdigkeit auf der Grundlage folgender Problemstellung erforscht werden:

1. Kann die Bodenmüdigkeit durch Düngung eingeschränkt oder behoben werden? Welche Bedeutung kommt hierbei den einzelnen Nährstoffen und Düngemitteln zu? Spielt hierbei die Einbringung der Düngung in tiefere Bodenschichten eine Rolle?

2. Welchen Einfluß auf die Bodenmüdigkeit nimmt die Störung der natürlichen Bodenlagerung und Bodenverdichtung? Genügt das Rigolen allein oder nur in Verbindung mit der oberflächlichen oder tiefgreifenden Düngung? Vermag das Sprengen des Bodens die Rigolarbeit zu ersetzen?
3. Vermögen dem Boden eingemischte lockernde Materialien und die durch sie direkt oder indirekt herbeigeführte Besserstellung der physikalischen, chemischen und biologischen Verhältnisse Abhilfe zu schaffen? Welche Rolle kommt hier vor allem dem Stallmist zu? Kann er ersetzt werden durch Torfmull allein und in Verbindung mit Volldüngung? Kann die biologische Seite der Frage durch Beigabe von Komposterde einer Klärung zugeführt werden? Genügt es, durch große Kalkgaben das durch die Bodenbearbeitung (Rigolarbeit) geschaffene, lockere Gefüge zu erhalten für den günstigsten Verlauf der biologischen Vorgänge?
4. Kann durch Behandlung mit Schwefelkohlenstoff oder Formalin dem Auftreten der Bodenmüdigkeit begegnet werden? Zu welcher Zeit und in welcher Tiefe ist der Schwefelkohlenstoff in den Boden zu bringen? Wirkt er sich als Desinfiziens oder als Stimulans aus?
5. Sind die im Boden verbleibenden Wurzelrückstände die Ursache der Bodenmüdigkeit? Wie kann ihren Wirkungen begegnet werden?
6. Werden die Müdigkeitserscheinungen beeinflußt durch die ernährende oder stimulierende Wirkung des Magnesiums? Kommt hierbei das in Handelsdüngersalzen, ganz besonders das im Patentkali vorliegende Magnesium in der Wirkung dem Magnesiumchlorid oder dem Magnesiumsulfat gleich? Läßt sich nach dieser Richtung mit Vorteil auch Mangan in verschiedenen Verbindungen verwenden?
7. Hat die Bodenreaktion Einfluß auf die Bodenmüdigkeit und welche Bedeutung kommt gegebenenfalls den verschiedenen Reaktionsstufen zu?

Von den bisherigen Ergebnissen können der Praxis folgende Feststellungen dienen:

Stalldünger und Torf zeigen gleichsinnig gute Auswirkung in physikalisch-mechanischer Hinsicht.

Stalldünger + Volldüngung als Tiefdüngung brachte die besten Ergebnisse.

Schwefelkohlenstoff brachte ausgezeichnete Ergebnisse, besonders im Hinblick auf das Anwuchsergebnis und die Veredlungsfähigkeit, jedoch nur, wenn er als massive Desinfektionsgabe je Quadratmeter 400 ccm in 4 Löcher, ähnlich wie im Weinbau, mindestens 6 Wochen vor der Pflanzung verabfolgt wurde. Formalin zeigte bei den jüngeren Versuchen zu Apfel im Betonkastenversuch sehr gute Ergebnisse (500 ccm 40 vH handelsübliches Formalin werden ums Zehnfache = 5 Liter verdünnt).

Die mineralische Volldüngung mit allen 4 Kernnährstoffen im

Weihenstephaner Lehmboden hat im Vergleich zu Stalldünger auch gegenüber ungedüngt keinen besonderen Vorsprung hinsichtlich Entwicklungsverlauf und Qualität der Pflanzen gebracht.

Von den Mangeldüngungsreihen hat bemerkenswerterweise der Kalimangel das Ergebnis weit stärker gedrückt als der Stickstoffmangel.

Nach all dem ist der Praxis anzuraten:

1. Die unmittelbare Aufeinanderfolge der gleichen Art ist auch bei Einschaltung von Zwischenkulturen landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Art zu vermeiden. Die Führung eines langjährig geordneten Anbauplanes ist Voraussetzung für zweckmäßigen Fruchtwechsel.
2. Soll eine Art wieder auf das gleiche Feld, womit dieses schon einmal bestanden war, gepflanzt werden, so hat eine besonders sorgfältige Vorkultur zu erfolgen. Als zweckmäßig erweist sich ein mehrmaliger Anbau von Hülsenfrüchten (nicht Luzerne oder Dauerkleeschläge, weil diese die Bodenstruktur meist sehr verdichten). Zu empfehlen sind insbesondere Bohnen, Wickgemenge, auf leichten Böden Inkarnatklee, Zottelwicke. Diese Pflanzen bilden eine vorzügliche Bodengare und durchlüften durch ihre tiefgehenden Wurzeln die tieferen Bodenschichten.
3. Im Jahre vor der Aufschulung ist eine starke Stallmistgabe bei verunkrauteten Böden am besten zu Hackfrüchten zu geben.
4. Vor dem Rigolen ist je nach der Azidität des Bodens eine ausreichende Kalkgabe zu verabreichen. Die Frage der Beigabe von Kunstdünger, insbesondere von Kali und Phosphorsäure, wird zweckmäßig bei den Vorfrüchten gelöst in Gestalt von Vorratsdüngung und möglichst tief eingebracht.
5. Das Rigolen hat so zu erfolgen, daß die Kulturschicht, der Mutterboden, unter allen Umständen oben bleibt und daß der Untergrund genügend tief mit dem Untergrundslockerer aufgerissen wird. Bei Handrigolen darf Mittelschicht und Untergrund in ihrer Schichtung nicht verändert werden. Die Beigabe von mechanisch lockerndem Material in diese Schichten ist besonders in schweren Böden erwünscht.
6. Soll Schwefelkohlenstoff verwendet werden, so ist derselbe im zeitigen Frühjahr mindestens 6 bis 8 Wochen vor der Aufschulung ähnlich wie im Weinbau zu verabreichen.
7. Der Dichtschließung des Bodens ist durch Erhaltung der Frostgare, durch mechanische Bodenlockerung, durch Bodenbelag und Bodenbeschattung nach Möglichkeit vorzubeugen. Oberflächlich bei der Landherrichtung vor dem Pflanzen eingebrachte Jauchetorfmulle und Kompost wirken sich günstig aus.

Wenn ich mich so eingehend, weit über den Rahmen dieses Vortragsthemas hinausgehend, mit der Frage der Bodenmüdigkeit beschäftigt habe, so geschah dies auf besonderen Wunsch.

Eine betriebswirtschaftlich wichtige Angelegenheit ist die Arbeitsfrage. Beträgt doch der Aufwand für Arbeit in Betrieben 40 bis 50 vH und mehr des Gesamtaufwandes.

Im Durchschnitt entfallen auf Grund der von der Abteilung für gärtnerische Wirtschaftslehre in Weihenstephan vorgenommenen Untersuchungen von dem gesamten Arbeitsaufwand auf Kulturarbeiten 45 vH, auf allgemeine produktive Arbeiten 17 vH und auf allgemeine Arbeiten einschließlich Versand 38 vH. Von den Jahresarbeitskosten entfallen durchschnittlich auf menschliche Arbeitskosten rund 90 vH, auf tierische Arbeitskosten 9 vH und auf motorische Arbeitskosten 1 vH. Diese Tatsachen geben dem Betriebsleiter Veranlassung, dem Kapitel Arbeit bei seinen betriebswirtschaftlichen Überlegungen besondere Beachtung zu schenken. Der *Rationalisierung der Arbeit* hat ein *Arbeitsplan* zu dienen. Bei der Aufstellung des Arbeitsplanes werden die Aufzeichnungen des Arbeitstagebuches ausgewertet. Aufgabe des Arbeitsplanes ist es, die Arbeitsverteilung über das ganze Jahr möglichst so zu regeln, daß Arbeitsspitzen und Arbeitstäler ihren möglichsten Ausgleich finden *und daß die Gefolgschaft möglichst das ganze Jahr über beschäftigt werden kann.* Zur Brechung von Arbeitsspitzen wird die Verwendung geeigneter technischer Hilfsmittel, zweckmäßiger Geräte und Maschinen, viel beitragen können. Besonders in schweren Bodenverhältnissen, wo die Pflanzarbeiten und die mechanische Bodenkultur so außerordentlich stark von der *Witterung* beeinflußt werden, lassen sich bestimmte zeitgebundene Arbeiten überhaupt nur durch den Einsatz motorischer Geräte und Maschinen rechtzeitig abwickeln. Für die Kulturarbeiten werden die Bodenfräse, der Kleintraktor von Holder und die Motorspritze in vielen Betrieben unentbehrliche Hilfsmittel darstellen. Die Frage der Anschaffung von Maschinen wird abhängig sein von der Größe und Art des Betriebes und der damit zusammenhängenden Ausnutzungsmöglichkeit, ebenso wie vom Anschaffungspreis und den Betriebskosten der Maschine. Wesentlich erscheint die Höhe der Jahresbetriebsstunden, die eine Maschine zu leisten hat, diese wird um so größer sein, je vielseitiger ihre Verwendung ist.

Zur Frage der *Bodenbearbeitung* einige grundsätzliche Bemerkungen.

Die Bodenbearbeitung und Bodenpflege ist eines derjenigen Hilfsmittel, die im besonderen Maße qualitätsbeeinflussend und ertragsmehrend sich auswirken. Während der Wachstumszeit muß der Boden durch wiederholte oberflächliche Lockerung krümelig und unkrautfrei gehalten werden. Das in vielen Betrieben übliche Auf- und Wieder-Abpflügen von Dämmen zwischen den Baumreihen als Ersatz für Kultivatorarbeit kann allgemein nicht empfohlen werden, weil erfahrungsgemäß hierdurch starke Wachstumshemmungen und Beschädigungen der flachen Faserwurzeln erfolgen. Auch das Austrocknen des Bodens in der Furche, besonders in Trockengebieten und -böden, wirkt sich sehr nachteilig auf die Triebkraft aus.

Ich komme nun noch auf die Frage des *Pflanzgutes* zu sprechen. Der Baumschuler ist, soweit es sich um Obstbäume und Wildbäume handelt, hauptsächlich auf den Zukauf von Wildlingen und Jungpflanzen angewiesen. Etwa 20 bis 23 vH des gesamten

Aufwandes entfallen auf Saat- und Pflanzgut. Deshalb wird der Baumschuler der Auswahl, der Herkunft und der gütemäßigen Beschaffenheit des Pflanzmaterials die allergrößte Aufmerksamkeit schenken müssen und die handelsmäßige Sortierung durch eine oder besser zwei scharfe und rücksichtslose Nachsortierungen für seinen Gebrauch erst zurichten müssen. Von der Qualität des Pflanzmaterials wird der lückenlose Bestand und seine gleichmäßige Fortentwicklung im weitgehendsten Maße beeinflußt.

Im Zusammenhang mit der Frage der Setzlinge und Unterlagen möchte ich hier ein Wort zur Stammbildnerfrage sagen.

Es ist bestimmt nicht gleichgültig, ob wir verkaufsfähige Bäume, die den Gütebestimmungen des Reichsnährstandes entsprechen, in 3, 4 oder 5 oder gar erst in 6 Jahren erzeugen. Die Wirtschaftlichkeit des Baumschulbetriebes erfordert ebenso wie die Ansprüche des Käufers eine junge, wüchsige Ware. Deshalb wird für viele Obstarten und Sorten die Verwendung von geeigneten Stammbildnern in Zukunft mehr als bisher in Anwendung kommen müssen. Allein so notwendig und wertvoll die Verwendung von Stammbildnern ist, so muß doch mit Rücksicht darauf, daß es noch vollkommen ungeklärt ist, welchen Einfluß die jeweilige Stammbildnersorte auf den Edeling, auf dessen Gesundheit, Lebensdauer, Widerstandsfähigkeit und Tragbarkeit ausübt, der Auswahl der Stammbildnersorten größte Bedeutung beigemessen werden. Es darf hier nicht allein entscheiden, ob die betreffende Stammbildnersorte vom Standpunkt des Baumschulers aus geeignet ist, also besonders raschwüchsig und schöne Stämme bildend und den Edeling gut annehmend, sondern es muß auch die Ökologie dieser Stammbildnersorten nach jeder Richtung hin geprüft und erforscht werden, welche physiologischen Eigenschaften der Sorte eigen sind. Von der Beobachtung alter Mutterbäume dieser Stammbildnersorten, ihrer Wuchskraft, ihrer Frostwiderstandsfähigkeit, ihrer Krebs- und Blutlausfestigkeit, ihrer Ertragfähigkeit, ihrer Anpassungsfähigkeit an Boden- und Klimaverhältnisse, also ihrer Anbaubreite, wird es abhängen, wie eine Stammbildnersorte hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit zu bewerten ist. Es steht zu hoffen, daß die an verschiedenen Stellen, so auch in Weihenstephan, eingeleiteten umfangreichen Stammbildnerversuche für den deutschen Baumschuler wie für den deutschen Obstbau wertvolle Fingerzeige zu geben vermögen.

Eine wesentliche Rolle im Betriebe spielt die Gespann- und Transportfrage. Sie ist freilich mit der ganzen Organisation des Wirtschaftsbetriebes aufs engste verbunden, so daß sie stets nur im Rahmen des Gesamtbetriebes gesehen und beurteilt werden kann. Das Ziel betriebswirtschaftlicher Überlegung muß sein: Wie erziele ich möglichste Kostensenkung bei gleichbleibender oder besserer Leistung? Die Frage wird heißen: Motor — Schlepper — Pferd — Ochse oder Fahrkuh? Bei dieser Fragestellung wird allerdings die Kostenfrage nicht ausschließlich bestimmend sein. Auch die Leistung des Betriebes für die Selbstversorgung mit Milch und Fett spielt eine volkswirtschaftlich wichtige Rolle.

Auf Grund vorliegender Ergebnisse der Praxis wie auch zahl-

reicher Untersuchungen, ich verweise hier auf die Arbeit von L. W. Ries an der Versuchsanstalt für Landarbeit in Bornim, „Pferd, Ochse oder Schaffkuh", kann allgemein gesagt werden, daß die teure Pferdearbeit weitgehend durch motorische Arbeit (Kleinschlepper) und durch Fahrkühe ersetzt werden kann. Die Fahrkuh ist billiger als der Ochse und viel billiger als das Pferd. Unterstützt man die Arbeit der Fahrkuh durch neuzeitliche Transportmittel (gummibereifte Wagen), so wird sie in den meisten Betrieben, die über die notwendige eigene Futtergrundlage verfügen, entweder in Verbindung mit dem 1- bis 2-Pferdegespann oder mit dem luftbereiften Kleinschlepper wesentlich zur Verbilligung der Transport- und Bodenpflegekosten beitragen.

Bevor ich mich in meinen Ausführungen zum Schluß wende, möchte ich noch einen Aufwandsposten des Baumschulbetriebes nennen, bei dem wir weiterhin eine Minderung des Aufwandes zu erreichen versuchen müssen. Es ist das Kapitel: Werbung, und zwar habe ich den Baumschulkatalog im Auge.

Die heutige Art der Baumschulkataloge verursacht hohen Aufwand, ohne dabei eine Werbekraft zu entfalten, die der Kostenhöhe entspricht. Aufgabe des Katalogs soll nicht nur die sein, ein Waren- und Preisverzeichnis zu bilden, sondern der Katalog sollte auch für den Obstzüchter und Gartenbesitzer, für den Verbraucher der Baumschulerzeugnisse wichtige Hinweise, Belehrungen und Anregungen enthalten. Abgesehen von grundsätzlichen Lehren über Pflanzung und Behandlung von Pflanzgut, erachte ich es für unbedingt notwendig, daß der Baumschulkatalog Angaben über die befruchtungsbiologischen Verhältnisse der verschiedenen Obstarten und -sorten enthält. Die bisher erzielten wissenschaftlichen Forschungsarbeiten auf diesem Gebiete setzen den Baumschuler in den Stand, dem Obstbauer wertvolle Fingerzeige zu geben. Derartig ausgestattete Kataloge erwecken Interesse und werden geschätzt. Allerdings verursacht ihre Herstellung nicht unerhebliche Kosten, und deshalb müssen wir von dem bisher allgemein üblichen Verfahren abweichen und das Preisverzeichnis von dem beschreibenden Katalog trennen. Das Preisverzeichnis, als etwas Wechselhaftes und Unbeständiges, kann in einfacher Aufmachung und Übersicht jährlich gedruckt und dem beschreibenden Katalog beigelegt werden. Der Hauptkatalog kann mehrere Jahre Gültigkeit behalten; etwaige Sortenänderungen, Neuaufnahmen, können als Beilage gegeben werden. Wir haben für diese Art der Katalogausstattung auch in Deutschland recht gute Vorbilder. Aber auch die einfache Sorten- und Preisliste läßt sich werbetechnisch so ausgestalten, daß sie ihren Zweck besser erfüllt.

Wenn wir bei den Allgemeinkosten auch mit besonderem Nachdruck auf eine Aufwandsminderung hinwirken müssen, so dürfen wir indessen einen allgemeinen Ausgabeposten nicht außer acht lassen, und, sofern er nicht im Betriebskostenplan verankert ist, müssen wir ihn aufnehmen. Es ist die Hagelversicherung. Kein Betrieb sollte das Wagnis auf sich nehmen, durch Wetterkatastrophen nicht nur seine Ernte, sondern auch die der zukünftigen Jahre, und damit seine wirtschaftliche Existenz, vernichtet zu sehen.

Folgerungen aus den Baumschulbetriebs-besichtigungen

Peter Nicolin, Frauweiler

Die Kommission kommt! Wie ein Weckruf klingt diese Ankündigung. Selbst diejenigen, die doch bisher in dem Bewußtsein lebten, daß ihre Baumschule auch ganz in Ordnung sei, werden lebendig, und nun gehen sie vielleicht zum ersten Male mit völlig geöffneten Augen durch den Betrieb. Da finden sie das Bild des Geschäftseinganges nicht vorteilhaft — die Betriebsräume könnten geordneter und sauberer sein, in den Einjährigen entdeckt man plötzlich, wie auch in den Zweijährigen, Kümmerlinge, aus denen bestimmt nie etwas Gutes werden kann. Dort sind sogar Blutläuse oder andere Schädlinge, und anderswo verunzieren Wurzelausschläge das Gesamtbild, auch die Bodenbearbeitung müßte eine bessere sein. Diese Feststellungen wurden gemacht in vielen Fällen seitens des Betriebsführers, als die Ankündigung eingegangen war, es ist bestimmt: „Die Kommission kommt."

Nur teilweise ist es noch möglich, die Mängel abzustellen; die Wegränder konnten noch frisiert werden, aber im Inneren der Quartiere fanden die durchstoßenden Kommissionen das oben beschriebene Bild. Da steht eines fest, so manch einer hat sich selbst erkannt und nimmt Gelegenheit, sich zu bessern. Mit dem bisher Gesagten sind bereits die Betriebsbesichtigungen begründet, abgesehen davon, daß sie eigentlich dazu bestimmt sind, festzustellen, ob in den Betrieben die Voraussetzungen für die Verleihung des Zeichens für landwirtschaftliche Markenware von Baumschulpflanzen gegeben sind.

Der Umstand, daß die 3000 deutschen Baumschulen in den meisten Fällen einzeln im Lande verteilt sind, bringt es mit sich, daß hier die nachbarliche Anregung fehlt, wie z. B. beim Bauern. Der oberschlesische Bauer ist indirekter Nachbar des Bauern aus Schleswig und Baden. Es gibt keinen Tag, an dem nicht die Arbeit und Leistung des einzelnen beobachtet und begutachtet würde von berufener Seite. Die sonntäglichen Spaziergänge der Bauernfamilien durch die Gemarkung sind in erster Linie Betriebsbesichtigungen. Die Landwirtschaft in einer mittelrheinischen Ortsbauernschaft hat sich z. B. seit 1927 derart gehoben, daß ein seit dieser Zeit an einen anderen Ort verzogener Bauer dieser Bauernschaft seine heimatlichen Felder nicht wiedererkannte, so hatte sich in dieser Zeit der Kulturstand gehoben. Anstatt früher 150—180 erntet man heute 240—250 Zentner Zuckerrüben pro preuß. Morgen. Diesen neuen Geist hat der Verwalter P. des Bauern R. in die Gemeinde hineingetragen.

Leider ist ein solcher Fortschritt bei den Baumschulen nur in den seltensten Fällen auf dieser Grundlage möglich. Durch die heute zu besprechenden Besichtigungen sollen die Entfernungen, die den

einen Baumschuler vom anderen trennen, überbrückt werden.

Was finden wir nun vor auf einer Besichtigungsfahrt? Zugrunde liegt ein Gebiet mit durchschnittlich gutem Kulturstande, nämlich die rhein. Baumschulen, in anderen Landesbauernschaften ist es bestimmt nicht besser bestellt. Die nun folgenden Berichte sind nicht etwa aus der Luft gegriffen, sondern entsprechen den Tatsachen. Ich habe weder die Absicht, meinen eigenen Stand in schlechtes Licht zu stellen, noch meine Berufsfreunde zu kränken, noch die Absicht, die Wahrheit zu entstellen, es ist meine Ueberzeugung: „Jedes nicht auf der Grundlage der harten Wahrheit gesprochene Wort würde besser nicht gesprochen." Etwa 10 vH aller Baumschulen sind so, wie eine Baumschule nur sein kann, 50 vH haben den Stand, den man erwarten muß, die übrigen 40 vH Baumschulen sind in einem Zustande, wie er nicht sein dürfte, sie liegen unter dem, was zu verantworten ist; das heißt aber, das deutsche Volk hat in ihnen schlechte Verwalter heiligen Bodens.

Man kann nicht glauben, daß jene Volksgenossen sich immer klar darüber sind, Schädiger deutschen Gutes zu sein. Als Beirat der Landesbauernschaft Rheinland für Baumschulen muß ich gestehen, obschon unsere Baumschulen einen guten Ruf haben, der Anblick mancher hat mich erschüttert. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie eine schlechte Baumschule aussieht, und Ihnen auch nicht auszurechnen, wie nun diese Betriebe zusammenbrechen. Den Ersparnissen an Dünger, Arbeitskraft und Schädlingsbekämpfungsmitteln sowie der Verwendung minderwertiger Unterlagen steht ein bis 80prozentiger Ausfall an Fertigware gegenüber, was die Ersparnisse natürlich um ein Vielfaches übertrifft. Ein ganz trauriges Zeichen für die Verantwortungslosigkeit oder aber die Ohnmacht des Betriebsinhabers in finanzieller Hinsicht ist die Tatsache, daß man oft ganze Quartiere antrifft, die zwar niemals auch nur teilweise verkauft werden können, nicht etwa rodet, sondern stehen läßt, die Belastung wird immer größer, das Ansehen des Geschäfts leidet immer mehr, und mit dem Vertrauen mindert sich naturgemäß der Umsatz.

Es würde sich hier kaum lohnen, alle die Feststellungen zu machen, wie sie nun einmal in derartigen Betrieben angetroffen wurden, der gute Baumschuler weiß genau wie der schlechte, wo die Übel ihre Wurzel haben. Ich möchte vielmehr einmal veranlassen, darüber nachzudenken, wie wir alle deutschen Baumschulen in den würdigen Zustand bringen, und das können wir nur, indem wir des Übels Wurzel erkennen. Zunächst ist es klar, daß die Ursache bei 90 vH bei der Person liegt, und da gibt es folgende Möglichkeiten:

1. Der Mensch ist nicht in Ordnung, d. h. er ist kein Bauer und Gärtner, sondern nur Geschäftsmann. Zur Anzucht von Bäumen und Sträuchern gehört aber mehr als der Bleistift. Wer eine Baumschule führen will, muß seine Pflanzen ihretwegen hegen und pflegen und nicht des etwa in Aussicht stehenden finanziellen Vorteiles willen. In solchen Betrieben, wo der sogenannte Baumschuler aus Kaufmannskreisen kommt, ohne eine Aus-

bildung im Berufe genossen zu haben, ist das Wohnhaus, das Büro und der Mann pikfein in Ordnung, und sonst nichts. Bei einem echten Baumschuler ist es umgekehrt, der Mann macht nicht viel aus sich, er lebt bescheiden, aber seine Lieblinge sind frisch und blank, sind sauber, gut ernährt und daher gesund, und werden einmal gesundes Obst spenden oder die Heimat verschönern zur Freude der deutschen Menschen. Zum Bauern muß man geboren sein wie zum Gärtner und Baumschuler. Um seine Pflanzen pflegen zu können, muß man sie täglich beobachten und verstehen, Geldmenschen sollen sich an anderen, vielleicht toten Dingen versuchen, aber die Hände fortlassen von Pflanzen, um damit Geld zu verdienen. Wir gebrauchen daher zur Gesundung unseres Berufes nur wahrhafte Baumschuler, die Menschen müssen in Ordnung sein.

II. Der Mensch ist zwar in Ordnung, aber der Fachmann nicht! Diese Gruppe trifft man ebenfalls häufig an. Arbeitsfreudigkeit, Bescheidenheit ist zwar vorhanden, aber es fehlt an Berufsausbildung. Die Gesetze der Bodenbearbeitung und Düngung werden nicht beherrscht. Die Einrichtung und Anlage des Betriebes ist denkbar umständlich. Von Schädlingsbekämpfung hat man wenig Ahnung und geht nur an die heran, die selbst und in ihrer schädigenden Wirkung sehr ins Auge fallen, die anderen Schädlinge werden erst bekämpft, wenn sie ihre verderblichen Spuren aufgezeichnet haben. So trifft man nach der Methode der Winkelbaumschulen Quartiere an, die nicht etwa in der Länge der Parzelle angelegt sind, sondern quer, der Spaten wird immer noch als Bodenbearbeitungsgerät benutzt, was natürlich bei allen Flachwurzlern, namentlich aber den auf Zwergunterlage veredelten Formen sehr nachteilig ist. Gewiß kann auch hier die Besichtigung befruchtend wirken, doch nicht ganze Arbeit leisten, so daß hier eine augenfällige Besserung eintreten wird.

Folgerung: Der Mann ist an sich in Ordnung, aber er muß geschult werden. Eine Möglichkeit, selbst Betriebsinhaber fortlaufend zu schulen, bietet der im Rheinland gegründete Beratungsring. Schon immer hatten wir rheinischen Baumschuler gewünscht, die fachliche Beratung in unsere eigenen Hände zu legen, dieser Gedanke scheiterte. Erst das Verordnungsblatt der Landesbauernschaft Nr. 13 brachte uns neue Hoffnung, die Schulung selbst übernehmen zu können. Auf den ersten Anhieb meldeten sich über 100 rheinische Baumschuler, dem Beratungsring beizutreten und die ihnen zufallenden Unkostenbeiträge zu zahlen. Wie sehr dieser Gedanke den vorwärtsstrebenden Baumschulern erwünscht war, ging aus den begeisterten Anmeldeschreiben hervor. Nach einigen Wochen ist bereits die erste praktische Arbeit geleistet worden.

Bei allen Möglichkeiten, die uns eine vollkommene Schulung gibt, muß sie unfruchtbar bleiben bei den Kollegen, die ich unter Punkt III behandeln möchte. Zum ordnungsgemäßen Führen einer Baumschule gehört Geld; ist es eine kleine Baumschule, so genügt

weniger Geld, ist es eine große Baumschule, so muß viel Geld da sein. Diese Weisheit ist selbstverständlich, und doch erleben wir bei Besichtigungen immer wieder die Schwäche bei Kollegen allzu großen Ehrgeizes, eines falschen Ehrgeizes, nämlich ein großer Mann sein zu wollen. Diese Gruppe von Kollegen brauchen gar keine untüchtigen Fachleute zu sein, aber selbst ihr Fleiß und Können genügt nicht, sie haben nicht die Kraft, das begonnene Werk zu meistern. Ihre Großmannssucht wurde ihnen zum Verhängnis. Die Kulturerfolge sind wegen allgemeiner Unzulänglichkeiten z. T. sehr gering, statt 90 vH gelangen nur 40—50 vH der aufgeschulten Wildlingszahl zum Verkauf, der Betrieb hat zuviel Unkosten im Vergleich zur Einnahme. Um nur ein Beispiel zu nennen, es kam sogar vor, daß Wildlinge im ersten Jahre nicht veredelt wurden. Nicht nur das Jahr Verlust ist zu rechnen, sondern auch die Tatsache, daß aus diesen überständigen Wildlingen nichts wird, da sie sehr anfällig für Krankheiten sind und die Veredlungen meist nicht annehmen. Hier bedeutet der größere Betrieb für den Kollegen keine Aufstiegsmöglichkeit, sondern er hängt ihm wie würgendes Blei am Halse und läßt den Menschen nicht froh werden.

Unsere Freunde müssen erzogen werden.

Fort mit der alten Auffassung, der ist groß und angesehen, der einen großen Betrieb sein eigen nennt, nein, der ist groß, der relativ aus seinem Boden das meiste herausholt mit den geringsten Mitteln, groß ist der, der eine deutsche Gesinnung hat, d. h. der seine Leute anständig behandelt, seine Kollegen pünktlich bezahlt und seine Pflichten der Allgemeinheit gegenüber erfüllt. Diesen Maßstab haben wir anzulegen bei der Beurteilung ob groß oder klein.

Ein Mittel, auch den Inhaber eines kleinen Betriebes zum selbstbewußten Manne zu machen, ist seine Heranziehung zur ehrenamtlichen Berufstätigkeit, selbst wenn veraltete Betriebsführer glauben, ihnen allein hätte der Herrgott Verstand gegeben. Man mag darüber streiten, ob ein großer Betrieb rentabler ist oder ein kleiner, niemand ist in der Lage, einen Beweis für oder gegen anzutreten. Ein guter und kleiner Betrieb ist besser als ein schlechter großer, und umgekehrt ist ein guter großer Betrieb einem kleinen vorzuziehen, der schlecht ist. Wir sahen herrliche Kleinbetriebe und desgleichen große, aber auch verkommene beiderlei Ausdehnung.

IV. gibt es auch Baumschulen, die aus Gründen der Zeitverhältnisse in Not geraten sind. Persönliche Tatkraft und reiche Kenntnisse ihrer Väter und ihrer selbst, hatte sie einst groß gemacht, aber die Zeit war stärker und brach sie entzwei. Der Aufbau einer Baumschule, so hat es sich erwiesen, ist ein Risiko. Lange Jahre sind notwendig, eine Kultur fertig zu machen. Was aber in der Zeit eintreten kann, weiß niemand. Absatzstockungen, Ueberproduktion

oder andere mehrfach dagewesene Rückschläge haben wir genügend anzuführen. Hier kann man nur den Wunsch aussprechen: möge die Regierung durch nun eingeführte weitsichtige Maßnahmen den Beruf schützen. Das Dritte Reich ging den Weg, der notwendig war, einen bedrohten Stand zu retten; wir Baumschuler empfinden ein tiefes Dankgefühl gegenüber dem Führer und seinen Männern.

Mit dem soeben Geschilderten habe ich gesagt, daß zwar ein Teil unserer Baumschulen einen guten bis befriedigenden Kulturzustand aufweist, daß aber dieser Befund bei einem Teile noch nicht festzustellen ist. Ich wiederhole den zu beschreitenden Weg, um möglichst rasch zu einer Beseitigung der Mängel zu kommen:

1. Durch Fernhaltung ungeeigneter Menschen aus dem Beruf; nur wahrhafte Gärtner eignen sich für den Baumschulerberuf.
2. Durch eine ausgedehnte fachliche Schulung der gesamten Baumschuler durch Beratungsringe. Beispiel Rheinland.
3. Daß nicht die Ausdehnung des Betriebes den Baumschuler ehrt, sondern seine Leistung, muß Allgemeinauffassung werden.
4. wolle der Reichsnährstand durch geeignete, bereits eingeführte und weitere Maßnahmen den Beruf vor Katastrophen schützen.

V. Das **beste Erziehungsmittel** ist jedoch die Betriebsbegehung, wie sie in den vergangenen Monaten durchgeführt wurde. In den meisten Betrieben, die auch im vergangenen Jahre besichtigt wurden, war ein auffallender Fortschritt festzustellen. Soll aber die Kontrollkommission einen Eindruck machen und ernst genommen werden, so dürfen nur solche Leute an den Besichtigungen teilnehmen, die als vorbildliche Fachleute bekannt sind. Der die Kommission begleitende Beamte muß ebenfalls ein angesehener und gereifter Beamter sein. Leider sind nicht immer diese ausschlaggebenden Momente berücksichtigt worden. Zu bedenken ist auch, daß eine vielköpfige Kommission mehr Erfolg haben wird als eine solche in geringer Zahl. Wer die Arbeit anderer bewerten will, muß selbst etwas von der Sache verstehen.

VI. Leider werden noch lange nicht alle Baumschulen von der Kontrolle erfaßt, sondern nur diejenigen, die den Antrag stellen. Wie es nun mit den Betrieben steht, die entweder aus Opposition oder aber aus Furcht eine Besichtigung ablehnen, kann man sich vorstellen. Aber auch diese Baumschulen ziehen jene Jungbäume, die einst unser deutsches Volk mit Obst versorgen sollen, auch diese Baumschulen verwalten heilige deutsche Erde, und somit kann es der Allgemeinheit nicht einerlei sein, wie jene Betriebe wirtschaften und was für Ware sie auf den Markt bringen. All unser Bestreben kann nicht vollkommen von Erfolg sein, solange nicht dieses Loch zugestopft ist. Hier fragen wir uns, sollten nicht auch jene erfaßt werden können, die sich außerhalb stellen?

Bei der Eröffnung dieser Ausstellung hat der Reichsbauernführer wiederholt von deutschen Baumschulern gesprochen, nicht von Baumschulbesitzern. Damit aber hat er uns zu verstehen gegeben, daß ihn

und das deutsche Volk gar nicht interessiert, was wir besitzen, sondern, daß ihn und das deutsche Volk nur interessiert, was wir leisten und schaffen. In diesem Augenblick war auch der Meinungskampf, ob Baumschuler oder Baumschulenbesitzer richtig sei, erledigt zugunsten der Berufsbezeichnung Baumschuler, d. h. Arbeiter, Gärtner, Pflanzenpfleger. Wer also stolz darauf ist, eine Baumschule zu besitzen, der mag sich Baumschulenbesitzer nennen, wer aber stolz auf seine Arbeit und Leistung ist, wer sich bewußt ist, etwas zu können, und damit in der Lage ist, seinen Platz in der Volksgemeinschaft auszufüllen, der wird sich Baumschuler nennen.

Irgendwo in Deutschland wirkt der zwar unbekannte größte Baumschuler, vielleicht arbeitet er mit seiner Frau in seinem einige Morgen großen Betriebe, aber er ist der größte, weil er relativ das Beste leistet, vielleicht ist es der Inhaber eines großen Betriebes, der in unermüdlichem Fleiß und großer Sachkenntnis seinen Betrieb leitet und so dem Vaterlande dient. *Jenem* größten Baumschuler wollen wir nacheifern, den wir nicht kennen, wir grüßen ihn. *Aus eigener Kraft wollen wir Bestes leisten und damit unseren Volksgenossen dienen*, denn sie sind Deutschland, dessen Führer wir verehren und grüßen!

2. Fachgebiet Blumen- und Zierpflanzenbau

Zuchtziele im Blumen- und Zierpflanzenbau

Prof. E. Maurer, Berlin-Dahlem

Welchen beispiellosen Fortschritt wir im Gartenbau durch die Züchtung im Laufe der Zeiten erreicht haben, ist Ihnen allen bekannt. Wir besitzen in unseren Kulturen viele Pflanzen, an denen 200 bis 300 Jahre züchterisch gearbeitet werden mußte, um sie zum heutigen Hochstand zu erziehen. Bei ihnen ging — durch viele Einflüsse gehemmt — die Vervollkommnung entweder stetig oder durch kurze Erfolgsperioden mit darauffolgenden Zeiten der Beharrung wechselnd sehr langsam vorwärts. Wir bewundern aber auch Pflanzen, bei denen das Tempo der Veredlung und Vervollkommnung bis zum heutigen Hochstand ungeahnt schnell war oder ist — ich verweise hier nur auf Primula obconica und P. malacoides —, oft so schnell, daß man züchterisch kaum noch wesentlich wichtige Ziele aufstellen kann.

Wenn auch im Obst- oder Gemüsebau die Zuchterfolge im Laufe der letzten Jahrhunderte und besonders seit 1850 zu einer ungeahnten Steigerung der Sortimente führten, so steht doch für mich fest, daß im Blumen- und Zierpflanzenbau eine in Farbe, Form, Gestalt, Reichblütigkeit und Haltbarkeit unerhörte schöpferische Züchterleistung wie auf keinem anderen Gebiete hinter uns liegt und täglich vorwärts drängt. Das Maß des für den Markt Brauchbaren und ernster Züchterarbeit Würdigen ist sogar oft überspitzt. Edles, schönes artet ins Monströse, Übertriebene, Aufgeblähte aus. Diese Erscheinung aber hat ihre Ursache in dem ungeheuren Reichtum der Arten und Hybriden, ihrer Vielgestaltigkeit und Farbenfülle, der weitverzweigten Herkunft auf unserem Erdball und der dadurch bei Kreuzungen sich ergebenden Fülle des Auftretens neuer Merkmale. Die Fülle der Sorten ist sogar zu einem unerträglichen Übermaß, zu einer teilweise unerträglichen Verwirrung gediehen, daß es höchste Zeit ist, aus der Masse des Angebotenen das Würdige, Dauerhafte und zuverlässig Durchgezüchtete zu retten. Darf ich hier nur das Beispiel der Begonia-semperflorens-Züchtung als Nachweis anführen.

Im Laufe der letzten 6 bis 7 Jahre, in denen ich die Ehre habe, in Dahlem den Blumen- und Zierpflanzenbau zu vertreten, hat sich mir immer mehr die Überzeugung aufgedrängt, daß wir außer der systematischen Verfolgung ganz großer Züchteraufgaben, wie sie uns z. B. bei der Maiblume, der Rose und Edelnelke entgegentreten, uns dazu entschließen müssen, unseren gegenwärtigen Standort genauer zu erkennen und festzulegen, das Erzielte durch züchterische Bearbeitung zu befestigen und zu verbessern und allzu schweren Ballast rücksichtslos

zu ersäufen. Nirgends ist dies nötiger, außer dem soeben erwähnten Beispiel von Begonia semperflorens, als bei der Rose, dem Cyclamen, Delphinium und vielen anderen wertvollen gärtnerischen Kulturpflanzen.

Es ist geglückt, die bei der Vererbung waltenden Gesetzmäßigkeiten zu erkennen. Der Pflanzenzüchter von heute muß und kann sich ihrer bedienen und nicht mehr wie vordem nur rein gefühlsmäßig kreuzen und sichten. Denn auch die Verbraucher aller Art stellen heute strengere Anforderungen an eine Neuheit als vordem. Ohne langjährige Erfahrung und sich auf ihr aufbauender schöpferischer Züchterarbeit wird es natürlich auch in der Zukunft keine Fortschritte geben, aber nur beides — die Erfahrung einerseits und Beobachtung der Vererbungsgesetze andererseits — miteinander verbunden, wird uns erst zu wirklich dauerhaften und wirtschaftlich befriedigenden Erfolgen führen.

Ebenso habe ich die Überzeugung, daß der Züchterwille des Gärtners, und nicht zuletzt des deutschen, zum Teil falsche Wege gegangen ist. Die Gigas-Züchtungen mit den übertrieben großen Blütenständen oder Einzelblüten, z. B. bei Edel-Syringen, Edelnelken, großblumigen Calceolarien, Gladiolen, Canna und vielen anderen, ebenso die Zwergvertreter, z. B. bei Ageratum, Begonia semperflorens und Sommerastern, deren Blütenmasse bei einem kurzen Dauerregen verfault oder bei heißer Sonnenwirkung verbrennt, über- oder unterschreiten häufig jedes Ebenmaß. Hier wird Zügelung dazu beitragen, gezüchtetes Protzentum bei der Blume zu beseitigen.

Wir dürfen außerdem aber nicht aus dem Auge verlieren, daß bei allem Fortschritt die Zeitgötzen: Geschmack und Mode, ihre oft fast teuflisch geführte Karte ins große Spiel werfen und dabei alles verderben! Wer hätte vor 30 Jahren z. B. geglaubt, daß die weiße Farbe als Favorit jemals, wie bei Azalea indica und Rosen, von 60 bis 80 vH auf unter 10 vH im Anbau sinken müsse, um dafür den leuchtenden, zum Teil sogar brennenden Farben Platz zu machen. Oder was würde der alte Findeisen heute sagen, wenn er sähe, wie seine 30 Jahre lang in einer entlegenen Kalthausecke trauernde Paul Schäme plötzlich ihren Siegeszug über die ganze Erde angetreten hat, weil der Farbgeschmack sich wandelte!

Diese unbezwinglichen und nicht vorherzusehenden Einflüsse von außen her zwingen aber erst recht zur Auswertung aller Größen, mit denen wir den Kampf um die Existenz unserer Betriebe, besonders der risikovollen Züchterbetriebe, siegreich führen müssen.

Die neuzeitliche Züchtungsforschung zeigt uns, daß die meisten unserer hochgezüchteten Kulturpflanzen die mehrfache Zahl von Chromosomen besitzen als ihre Ausgangs- oder Wildarten. Vergrößerung und Anreicherung von Blatt und Blüte, Verstärkung oder Verkoppelung der Farbtöne, Veränderung zu Zwerg- oder Gigaswuchs wird dadurch hervorgerufen. In den meisten Fällen hat die Natur diese Formen ohne Beeinflussung durch den Züchter selbst geschaffen. Der Gärtner hat sie aufgefunden, durch seine Willensrichtung beeinflußt, ausgelesen und dadurch verbessert. Heute kennen wir nicht nur

die Gesetzmäßigkeiten, sondern wir lernen, sie zunehmend besser zu beherrschen. Der praktische Züchter muß aus wirtschaftlichen Gründen bei Artkreuzungen in der ersten, bei Sortenkreuzungen zumindest aber in der zweiten Kreuzungsgeneration stark auslesen und alles das verwerfen, was seinem Zuchtziel nicht entspricht oder Platz- und Geldmangel ihm vorschreiben. Dabei wird naturgemäß viel verworfen, was die gewünschten Eigenschaften wahrscheinlich verdeckt enthält. Der Züchter in der Praxis wird durch seine große Erfahrung große Fortschritte machen, aber die Gesetzmäßigkeiten erkennen, die ihm die Arbeit erleichtern helfen, wird dem züchterischen Forscher auch in Zukunft überlassen bleiben müssen. Hier sollte eine viel engere Zusammenarbeit mit den wissenschaftlichen Instituten eintreten, denn in ihnen werden bei der Züchtung alle Typen erhalten bleiben und sicher wertvolles Ausgangsmaterial für neue, wertvolle Sorten bilden können. Dies ist heute eher möglich als früher, weil die Deutsche Forschungsgemeinschaft in engster Verbindung mit dem Forschungsdienst, Reichsarbeitsgemeinschaften der deutschen Landbauwissenschaft, und in diesem die Reichsarbeitsgemeinschaft 4 — Gartenbau — erhebliche Mittel zur Verfügung hat, um hier im Sinne der Erzeugungsschlacht helfend mit einzugreifen.

Lassen Sie mich noch einige Worte zur sogenannten Resistenzzüchtung sagen! Das Heer der Schädiger und Schädlinge an unseren Kulturpflanzen wird täglich größer und die Widerstandsfähigkeit unserer hochgezüchteten Pflanzen gegen sie immer geringer. Die pilzlichen und bakteriellen Schädiger sind außerdem in der Lage, neue Formen, sogenannte Biotypen, zu bilden, wie bittere Erfahrung bei der Resistenzzüchtung gegen die Blattfäule der Kartoffel gezeigt hat. Denn hier war es so, daß die Kartoffelneuzüchtungen, die sich zuerst als gegen Blattfäule resistent erwiesen hatten, plötzlich von ihr befallen wurden, und zwar durch neuentstandene, bisher noch nicht beobachtete Biotypen der Erreger dieser Krankheit. Das Auftreten neuer Formen erfolgt schneller, als selbst der genialste Züchter in der Lage sein dürfte, eine Pflanze widerstandsfähig zu züchten.

In einer einseitigen Resistenzzüchtung sehe ich eine nicht unerhebliche Gefahr. Lassen Sie mich ein Beispiel gebrauchen, für das Sie gewiß alle weitgehendes Verständnis haben.

Auf was wird nicht alles bei Wein gezüchtet! Der eine züchtet auf Immunität gegen die Markkrankheit, der andere gegen die Rollerkrankheit, der dritte gegen den Roten Brenner, der vierte will eine Rebe haben, die gegen Peronospora immun ist, der fünfte treibt Resistenzzüchtung gegen Meltau. Alle haben natürlich als Endziel einen guten Geschmack des Weines. Und doch ist es leider so — der edle Geschmack geht dabei verloren. Und darauf kommt es an! Viel wichtiger und richtiger erscheint es mir, folgenden Weg einzuschlagen: Aus großem Zuchtmaterial allgemein widerstandsfähige Typen gegen möglichst viele Feinde auszulesen. Dann werden wir uns auch darauf einstellen müssen, den einen oder anderen Schädiger durch möglichst giftfreie Bekämpfung niederzuhalten.

Ehe ich zu Einzelheiten übergehe, bitte ich, mir noch ein offenes Wort an die Herren Züchter zu gestatten.

Ich kenne aus meiner jahrelangen Erfahrung aus der Praxis, wie schwer es einem tüchtigen und anständigen jungen Züchter, der durch die eine oder andere unserer ausgezeichneten Züchter-Lehrstätten gegangen ist, gelingt, in andere Züchterbetriebe zu gelangen, um dort den Nachweis seines Könnens zu führen und sich die ersten Sporen zu verdienen. Ich kenne aber auch die berechtigten Bedenken unserer Züchterbetriebe, diese Kräfte bei sich aufzunehmen, weil sie die durch tausend bittere Erfahrungen erarbeiteten Erkenntnisse nicht preisgeben wollen und schon häufig teures Lehrgeld für aus dem Betrieb hinausgetragene sogenannte Zuchtgeheimnisse zahlen mußten.

Und doch bitte ich dringend, die bisher geübte Zurückhaltung aufzulockern. — In unserem jungen, durch Lehranstalten oder Hochschule ausgebildeten Nachwuchs haben wir ganz ausgezeichnet vorgebildete, leidenschaftlich für die Züchterarbeit bewegte Berufskameraden, die darauf warten, ihr Können unter Beweis zu stellen. Selbstverständlich geht dies nur, wenn auch ihnen Vertrauen entgegengebracht und Gelegenheit zum Sammeln praktischer Erfahrungen aus den bewährten Züchterhänden gegeben wird. Die landwirtschaftlichen fortschrittlichen Züchterbetriebe sind uns hier seit 30 Jahren vorbildlich geworden. Vieles wäre für die Freiheit der deutschen Ernährung nicht erstritten worden, wenn nicht der leidenschaftliche Wille zur Mitarbeit durch den befähigten Teil des Nachwuchses eingefangen und genutzt worden wäre.

Ich erlaube mir, darauf hinzuweisen, daß für den Fall der dauernden Ausschließung dieser Kräfte aus dem Dienst in den anerkannten gartenbaulichen Züchterbetrieben diese eines Tages auf eigene Füße gestellt und mit den Waffen der modernen Züchtungswissenschaft und -technik ausgerüstet, in einen sehr unangenehmen und überraschenden Wettbewerb mit ihnen treten könnten. Die deutsche gärtnerische Züchtung aber kann nur führend sein, wenn Wissenschaft und praktische Erfahrung miteinander eng verbunden vorwärts arbeiten.

Ein weiterer Übelstand für die Züchtung im Blumen- und Zierpflanzenbau besteht darin, daß in der von den einzelnen Forschungsstellen durchgeführten Versuchsarbeit keine Einheitlichkeit in der Erforschung der Methoden und der Versuchstechnik herrscht. Die in der Landwirtschaft und im Gemüsebau bewährten Verfahren können hier keine Anwendung finden. Auch die Berufspraxis war bis jetzt nicht in der Lage, der Forschung den aus langjähriger Erfahrung entstandenen Maßstab zu liefern, mit dem einerseits ein klares Zuchtziel umrissen und Züchtungs- wie Versuchsergebnisse gewertet werden können. Die Standardisierungsnormen sind nur ein Notbehelf, der für wissenschaftliche Zwecke nicht ausreichend ist.

Für die in meinem Institut für gärtnerischen Pflanzenbau in Bearbeitung stehende Obst-Unterlagenzüchtung habe ich bereits den Anfang für eine methodische Erforschung in Zuchtbüchern gemacht.

Die Objekte im Blumen- und Zierpflanzenbau aber können

ebensowenig gewichts- wie zahlenmäßig erfaßt werden, weil neben der rein sachlichen Bewertung auch schwer zu umreißende Schönheitswerte, die das Mitschwingen des Gefühls einschließen, zu beurteilen sind. Die Gütebezeichnungen und Sortierungsvorschriften bei den Schnittblumen sind ein gewisser Anfang, bei den Topfpflanzen aber fehlt so gut wie alles.

Geben Sie, meine Herren Berufskameraden, die Möglichkeit, uns mit Ihnen an die Ausarbeitung dieser notwendigen Grundlagen zu machen!

Soviel allgemeine Erörterungen! Wenden wir uns zu den wichtigsten Blütenpflanzen und verfolgen das Geleistete und noch zu Leistende!

Bei Pelargonium zonale ist m. E. der Höhepunkt der Züchtungsmöglichkeiten im Hinblick auf Bau, Wüchsigkeit, Blühwilligkeit und Reinheit der Blütenfarben erreicht. Nur ein Wechsel der Beliebtheit der Farbtöne wird künftig das Züchtungsziel bestimmen. Durch die dauernde Stecklingsvermehrung tritt nach einiger Zeit mehr oder weniger ein sogenannter „Abbau" ein, dem entgegengewirkt werden muß. Durch Kreuzung sind ähnliche oder sogar noch bessere Formen als die vorhandenen zu erzielen. Ein weiteres Zuchtziel von großer Wichtigkeit ist die Erzielung virus-nicht-anfälliger Sorten.

Das Edelpelargonium kann hier übergangen werden. Auch bei ihm sind alle Züchtungsmöglichkeiten ausgeschöpft. Es ist nur zu bedauern, daß diese herrliche Pflanze in so geringem Maße herangezogen wird.

Primula obconica stellt bekanntlich das glänzendste Beispiel in der Topfpflanzenzüchtung dar, wie Züchterwille — und zwar der von Arends, Ronsdorf — eine Wildpflanze zu einer der besten Kulturpflanzen umformen kann. Das wichtigste Zuchtziel von heute ist die Erzielung einer giftfreien, nicht hautreizenden Obconica. Dies wird von einigen Stellen, insbesondere auch von uns, erstrebt.

Primula malacoides ist heute bereits eine geschätzte Handelspflanze, knapp 20 Jahre, nachdem dieses Unkraut Chinas bekanntgeworden ist. Wie sehr sie sich seit ihrer Einführung verändert hat, wissen Sie alle. Von den deutschen Züchtungen sind besonders die von Weihenstephan und Oranienburg hervorzuheben. Böhnerts Zuchtziel, durch Einkreuzung von Primula sinensis zu robusteren, nicht über Nacht umkippenden und wegfaulenden Formen zu gelangen, ist das vordringlichste Zuchtziel bei dieser Pflanze und wichtiger als alle anderen, wie Steigerung der Blütengröße und Leuchtkraft der Farbe.

Die Gloxinie, Sinningia speciosa, wurde vor dem Kriege fast nur zweijährig gezogen, Blüten waren meist nur in geringer Zahl vorhanden. Dank deutscher Züchterarbeit ist sie nunmehr zu einer Marktpflanze ersten Ranges geworden. Das geschmeidige Blatt, rasches Wachstum, große Blütenfülle und frühes Einsetzen mit der Blüte ist erreicht, aber leider nur in den roten, blauen und reinweißen Blütenfarben, nicht in den edlen Farben der Benaryschen

Züchtungsskala. Die Verwirklichung dieses Zuchtzieles scheint mir sehr bedeutungsvoll zu sein.

Bei den Begonien der Semperflorens- und Gracilis-Gruppe ist wohl auch der Höhepunkt der Züchtungsmöglichkeiten erreicht. Einzelne Wünsche werden immer auftreten und durch neue Sorten befriedigt werden müssen. Die Zuchtziele sind gerade hier durch den Verwendungszweck gegeben, so fehlt noch eine niedrig bleibende rein weiße, reichblütige Sorte. Rücksichtslos muß die schlechtere oder gute Sorte durch die bessere ersetzt werden.

Dem Ziel der Beurteilung der Sortengüte und der Bereinigung des Sortimentes dienen die Sortenvergleichsversuche, die in Zusammenarbeit mit dem Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter an verschiedenen Lehranstalten, so auch bei uns in Dahlem, laufen. In diesen Versuchen zeigt sich recht deutlich, daß Sorten leider manchmal bereits in den Handel gebracht werden, wenn sie noch nicht genügend durchgezüchtet sind, so daß sie die Bezeichnung „Sorte" noch nicht verdienen. Ferner zeigt sich, wie ungemein groß die Gefahr der Aufspaltung durch nicht sorgfältig durchgeführte Bestäubung und Ausmerzung falscher Typen ist.

Bei den winterblühenden Begonien der Lorraine-Gruppe kann nicht von einzelnen Zuchtzielen gesprochen werden, da die wenigen Bestäubungsmöglichkeiten dies nicht zulassen. Doch dürften m. E. als neue Sorten nur solche Sämlinge eingeführt werden, die im Zimmer haltbarer sind als die vorhandenen oder in ihrer Blütenfärbung stark von den bekannten Sorten abweichen. Wir führen seit Jahren in Dahlem Haltbarkeitsversuche im Zimmer mit diesen Begonien durch und haben dabei gefunden, daß vor allem die Sorten Blütenball, Juwel, Melior, Triumph und die Konkurrent-Abkömmlinge sich gut halten.

Hingegen sind klare Zuchtziele bei den sogenannten Elatior-Begonien möglich, besonders im Hinblick auf Blütenfarbe und -fülle. Hier stellen die neuen Züchtungen Baardses bemerkenswerte Fortschritte dar. Das wichtigste Zuchtziel ist, Sorten zu erhalten, deren Anzucht nicht die großen Schwierigkeiten bereitet, die heute der allgemeinen Verbreitung der so schönen Pflanze entgegenstehen.

Zur Hortensie: Was ist hier in knappen 25 Jahren nicht alles geleistet worden! Dankbares Blühen, feste drahtige Stengel, die nicht aufgebunden zu werden brauchen, niedriger gedrungener Wuchs u. a. m. Dennoch wird es hier besondere Zuchtziele geben, die zur Neuzüchtung führen. Ob gefüllte und stark gefranste Blüten ein erstrebenswertes Zuchtziel darstellen, wird eine Frage des Zeitgeschmackes bleiben.

Bei Cyclamen gilt es, unter anderem die vorhandenen Sorten noch reiner durchzuzüchten, als es bislang der Fall ist. Unsere Versuche in Dahlem zeigen immer und immer wieder, wie schwer es anscheinend ist, zu einem reinen Farb- und Formtyp zu gelangen. Da bei Cyclamen nur Gruppenauslese möglich ist, ist der Weg nicht allzu einfach. Aber es muß geschafft werden im Hinblick auf den deutschen und außerdeutschen Käufer des Saatgutes.

Über Zuchtziele bei Rosen im einzelnen zu sprechen, erscheint mir abwegig bei der Fülle der Arten und Kulturformen, die wir haben. Und doch haben sich die Züchter bestimmte Zuchtziele gesteckt, denen sie nachstreben. Ich erinnere nur an die Bestrebung, den flachen Bau der Polyantha-Rosen durch die Hoch- und Spitzform unserer Edelrosen zu ersetzen. Daß daneben bei den Rosen die Resistenzzüchtung große Bedeutung hat, dürfte Ihnen allen klar sein, die Sie nur allzuoft den durch Strahlenpilz und Rost hervorgerufenen vorzeitigen Blattfall betrauern müssen.

Bei den Hausnelken kann die Züchtung, wie sie gegenwärtig bei Edelnelken betrieben wird, nur zu ähnlichen Formen führen, wie sie bereits vorhanden sind. Großblumigkeit der Sämlinge ist insofern ein wichtiges Zuchtziel, als erfahrungsgemäß die Blütengröße der Sorten nach längerem Anbau nachläßt, und daher neue Sorten notwendig werden. Das wichtigste Zuchtziel bei Nelken ist jedoch die Züchtung einer Nelke mittlerer Blütengröße, die auch in den Wintermonaten reichlich blüht und der italienischen Nelke gleichwertig sein muß bei annähernd gleicher Wohlfeilheit für den Käufer. Wir sind bei dieser Arbeit und hoffen, einen Erfolg zu erzielen.

Bei der Maiblume muß die Zahl der Blütenglocken von 12 bis 13 auf 18 bis 20 gesteigert werden, ohne daß die Treibfähigkeit eine Einbuße erleidet. Gleichzeitig müssen die Stiele kräftig genug sein, die zahlreichen Blüten zu tragen. Daneben ist auf gute Treibfähigkeit und Gesundheit dieser Stämme zu achten. Dies alles sind Zuchtziele, an denen im Institut für gärtnerischen Pflanzenbau seit 6 Jahren gearbeitet wird. Seine Erreichung bedarf aber wohl eines Menschenalters.

Für Freilandstauden bringe ich nur einige Beispiele, da Einzelheiten im Rahmen dieses Vortrages zu weit führen würden.

Astilbe japonica stellt gleich Primula obconica ein Musterbeispiel Arendsschen Züchterwillens dar. Die neuen Sorten sind nicht nur schöner in Bau und Blütenfärbung, sie sind zugleich auch besser zu treiben.

Bei Delphinium fehlen leider immer noch die meltaufesten Züchtungen. Meltau-Resistenz ist neben Windfestigkeit das erstrebenswerteste Zuchtziel. Andere Farbtöne, wie z. B. Weiß oder Rot, sind bei uns weniger begehrt als im Ausland.

Iris stellt ein schönes Beispiel dafür dar, wie die Blütengröße durch Veränderungen im Chromosomen-Bestand der Zelle beeinflußt wird. Hier gibt es bei Iris germ. normal diploide, triploide, tetraploide und hexaploide Formen. Die ältesten Sorten sind wie die Wildart diploid. Triploid sind „Alliers" und „Ballerina", beide Sorten allerdings kaum bekannt, tetraploid „Ambass a deur", eine neue, bereits mehr bekannte Sorte von blauer Blütenfarbe und sehr großen Blüten, hexaploid und mit den größten Blüten die Sorte „magnifica".

Bei Freilandprimeln ist durch Artkreuzung sicher noch viel zu erreichen, wie das Beispiel von P. Helenae und P. Bullenſiana zeigt.

Auch für die Züchtung der Ein- und Zweijahrsblumen nur einige Beispiele:

Bei Antirrhinum hat der verstorbene große Pflanzenzüchter Baur gezeigt, welche züchterischen Möglichkeiten in einer Pflanze liegen. Hier ist heute, rein gärtnerisch gesehen, die Züchtung auf Rostwiderstandsfähigkeit das vornehmste Zuchtziel. Zwar gibt es schon einige rostfreie Kulturformen, sie entsprechen aber nicht den an diese Pflanzen zu stellenden Schönheitsanforderungen.

Bei der Sommeraster, Callistephus sinensis, müssen wir unbedingt zu völlig welkeresistenten Typen kommen. Ferner brauchen wir Formen, die gegen das überhandnehmende dauernde Verkrüppeltbleiben widerstandsfähig sind.

Bei der Levkoje galt bis vor kurzem 100prozentiges Gefülltsein als wichtigstes Zuchtziel. Hier hat die Vererbungswissenschaft die für die Blütenfüllung herrschenden Gesetzmäßigkeiten aufgedeckt. Für den Samenanbauer der Gegenwart bedarf es daher keiner Geheimnistuerei mehr. Doch muß gesagt werden: Es hat sich durchaus als richtig erwiesen, daß aus der Form der Schoten auf Füllung geschlossen werden kann. Kappert, Dahlem, arbeitet hier wohl bahnbrechend.

100prozentige Füllung zu erreichen war auch bei Petunia immer ein erstrebenswertes Zuchtziel, wurde aber erst jetzt erreicht, und zwar in Japan wahrscheinlich auf empirischem Wege, in Deutschland durch Kappert auf dem Wege der wissenschaftlichen Erkenntnis. Sie ist damit also kein Geheimnis einzelner, sondern Allgemeingut der Züchter. Weiter wurde bei der Superbissima-Klasse erreicht, daß nur großblütige Nachkommen erzielt werden. Es ist dies die Arbeit eines jungen, auf vererbungswissenschaftlichem Gebiet arbeitenden Gärtners!

Von Knollen- und Zwiebelgewächsen sei nur die Dahlie herausgegriffen.

Die Dahlien sind ein gutes Beispiel für Verlagerung der Zuchtziele. Ehedem wurde Wert auf rundliche, dachziegelartige Formen gelegt, später züchtete man die Kaktusdahlie und die Riesenkaktusdahlie.

Weitere Zuchtrichtungen stellen u. a. die Pompondahlie und die Seerosendahlie dar.

Bei Dahlien werden alljährlich dem Handel eine Menge Neuheiten übergeben. Diese Neuheiten sind aber oft nicht wert, als solche gewertet zu werden. Gerade bei dieser Pflanze zeigt sich nur allzu deutlich, wie wenig kritikfähig bei Herausgabe ihrer Sämlinge oder Neuheiten einige „Auch"-Dahlienzüchter — wir haben Gott sei Dank auch andere — sind. Es ist ein Krebsschaden der Zierpflanzenzüchtung an sich und ein großer Nachteil der wirklich ernsthaften Züchter, wenn alljährlich Neuheiten mit hochklingenden Namen herausgegeben werden, die nicht besser oder gar noch schlechter als bereits vorhandene Sorten sind. Es geht eben nicht an, jeden einigermaßen brauchbaren Sämling als neue Sorte zu bezeichnen und das Heer der Sorten unnötig zu bereichern. Bei Dahlien ist es trotz der

vielen Sorten doch so, daß tatsächlich noch Wünsche unbefriedigt sind. So fehlt heute noch eine gute, langstielige, sehr haltbare Schnittdahlie, wie bei den alljährlich hier in Dahlem stattfindenden Dahlienprüfungen von seiten der anwesenden Blumengeschäftsinhaber wiederholt betont wird.

Die Zuchtziele bei den verschiedenen Blütensträuchern seien heute hier auch übergangen, da alles einzeln aufzuzählen zu weit führen würde.

Der Blumentopf

Diplomgärtner Dr. Brescke, Pillnitz/Elbe

Wir sind im gärtnerischen Pflanzenbau bemüht, unseren Pflanzen die besten Entwicklungsbedingungen zu geben. Wir mischen die passendste Erde, messen die Reaktion des Bodens, düngen, wässern, regulieren das Licht und die Wärme und beachten schließlich auch die scheinbar weniger wichtigen Wachstumsfaktoren. So fragen wir uns auch: „Hat das Gefäß, in dem wir die Pflanzen heranziehen, hat der Blumentopf einen Einfluß auf den Pflanzenertrag?", und fragen weiter: „Hat die Beschaffenheit des Blumentopfes einen Einfluß auf den Wirtschaftserfolg?" Soweit sich Gärtner zu diesen Fragen geäußert haben, war die Antwort durchweg bejahend. Nur über die Wirkungsweise dieses Einflusses und über seinen Umfang besteht noch nicht die wünschenswerte Klarheit. Sie läßt sich auch nicht allein durch das Beobachten der mehr oder weniger zufällig auftretenden Erscheinungen im praktischen Betrieb gewinnen, sondern hier muß die experimentelle Prüfung einsetzen. Solche Untersuchungen haben wir in Zusammenarbeit mit dem Leiter des Institutes für gärtnerischen Pflanzenbau an der Universität Berlin, Herrn Professor Maurer, in der Versuchs- und Forschungsanstalt für Gartenbau in Pillnitz durchgeführt. Die Landesbauernschaft Sachsen und der Forschungsdienst, Reichsarbeitsgemeinschaft Gartenbau, haben durch die Bereitstellung von Mitteln die Arbeit gefördert. Dafür auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen, ist mir eine angenehme Pflicht. Die bisher gezeitigten Ergebnisse haben uns schon manchen Einblick tun lassen. Sie werden gestützt und erhärtet durch die verdienstvollen Arbeiten der Studiengesellschaft für Technik im Gartenbau, sowie der Arbeiten aus dem Forschungsinstitut von Görbing in Rellingen und eines norwegischen Forschers.

Unsere Untersuchungen erstreckten sich zunächst auf den Tontopf als den gegenwärtig noch bei weitem häufigsten Typ. Später sind dann auch Betontöpfe verschiedener Herstellungsweise, Blechtöpfe und ein neuartiger Papptopf hinzugekommen.

Von den verschiedenen wertgebenden Eigenschaften des Tontopfes interessierten uns in erster Linie die Porösität und im Zusammenhang damit die Luft- und Wasserdurchlässigkeit der Töpfe, ferner die Festigkeit und schließlich die chemische Wirksamkeit.

Die Porösität der Topfwandung wird im allgemeinen als der entscheidende Faktor für den Wert des Topfes als gärtnerisches Kulturgefäß angesehen. Ich will gleich vorwegnehmen, daß diese Meinung zu Unrecht besteht. Von den 5 Topftypen, die wir aus verschiedenen Gegenden Deutschlands bezogen, und in denen sich die Pflanzen auch verschieden entwickelten, haben fast alle die gleiche Porösität. Bei näherer Überlegung finden wir das auch verständlich, denn die Porösität sagt uns nur etwas über die Gesamtgröße der Poren aus, in Beziehung gesetzt zum Raum der Topfwand. Diese Größe interessiert uns aber doch nur mittelbar. Viel wichtiger muß uns die Luftdurch-

lässigkeit der Topfwandung erscheinen, und das ist es wohl auch, was man meint, wenn von der Porösität gesprochen wird.

Der Raum der offenen Poren wird allgemein durch die Wasseraufnahme bestimmt. So habe ich es auch getan. Dabei wollte ich auch ein Bild von dem Verlauf der Wasseraufnahme bekommen und habe deshalb einen Topftyp ¼ Jahr gewässert und in bestimmten Abständen die Gewichtszunahme jedes einzelnen Topfes bestimmt. Das Ergebnis überraschte insofern, als die Wasseraufnahme während der ganzen Versuchsdauer anhielt und nach einem Vierteljahr beim Abbrechen des Versuches anscheinend immer noch nicht beendet war. Selbstverständlich wird in den ersten Tagen des Wässerns mehr aufgenommen als in den späteren, weil die größeren Poren sich leicht mit Wasser füllen, aber es darf doch niemand glauben, daß er mit einstündigem Wässern oder gar bloßem Überbrausen des Topfstapels die Töpfe mit Wasser gesättigt hätte.

Die Luftdurchlässigkeit der von mir untersuchten 5 Topftypen war sehr unterschiedlich, stand aber mit der Porösität in keinem einfachen Zahlenverhältnis. Das stimmt überein mit den Ergebnissen anderer Forscher, die keramische Erzeugnisse untersuchten und die ebenfalls bei gleicher Porösität verschiedene Luftdurchlässigkeit und bei gleicher Luftdurchlässigkeit verschiedene Porösität gefunden haben. Für die Messung der Luftdurchlässigkeit bei Tontöpfen stand noch kein brauchbares Gerät zur Verfügung; wir haben eine Apparatur zusammengestellt, die es gestattet, die durchfließende Luftmenge unmittelbar zu messen und auf bestimmte Einheiten umzurechnen.

Mit der bloßen Feststellung der großen Unterschiede in der Luftdurchlässigkeit ist uns Gärtnern natürlich noch wenig gedient. Viel wichtiger ist die Frage, wie sich diese Unterschiede auswirken. Dabei wollen wir unterscheiden den Einfluß auf den Boden und den Einfluß auf den Pflanzenertrag. Um die Unterschiede deutlicher zu machen, begnügten wir uns nicht mit den gegebenen Verschiedenheiten der einzelnen Topftypen, sondern steigerten sie dadurch, daß wir einen Teil der Töpfe durch einen farblosen Überzug völlig luftdicht machten, einen Teil zur Hälfte abdichteten und den Rest unbehandelt ließen. In den so behandelten Töpfen haben wir Chrysanthemen, Malacoides-Primel, Tomatenjungpflanzen und Pelargonien kultiviert. Gegenwärtig laufen Versuche mit Alpenveilchen und Chrysanthemen. Den Ertrag haben wir für Chrysanthemen, Tomaten und Pelargonien für jede Pflanze einzeln gewichtsmäßig festgestellt. In jeder Gruppe waren 12 bzw. 32 Parallelen.

An dem Ergebnis des Chrysanthemenversuches fällt auf, daß der Unterschied zwischen den völlig undurchlässig gemachten Töpfen und den unbehandelten sehr gering ist. Er betrug im Gesamtmittel nur etwa 5 vH und prägte sich im Äußeren der Pflanze, also im Marktwert, überhaupt nicht aus. Größer war der Unterschied zwischen den einzelnen Topfherkünften; die größte Differenz betrug rund 11 vH und war auch äußerlich erkennbar. Man muß allerdings beachten, daß die Pflanzen nur 9 Wochen im Versuchstopf gestanden haben, die Dauer der Einwirkung also verhältnismäßig kurz war.

Aber auch bei dem Tomatenversuch wiederholte sich das gleiche Bild: Der Unterschied zwischen den künstlich geschaffenen Durchlässigkeitsstufen war gering. Er betrug hier sogar nur 3,5 vH, und auch hier war der Unterschied zwischen den einzelnen Herkünften viel größer, im extremen Fall rund 20 vH. Dieser Unterschied prägte sich schon sehr deutlich aus und hätte den Verkaufswert der Pflanzen beeinflußt.

Noch stärker prägte sich diese Erscheinung bei den Pelargonien aus, die allerdings auch 10 Monate in den Versuchstöpfen gestanden hatten. Hier betrug der Unterschied zwischen der besten und der schlechtesten Herkunft sogar rund 31 vH und fiel jedem Beschauer ohne weiteres in die Augen. Allerdings war hier auch der Unterschied zwischen den einzelnen Durchlässigkeitsstufen ungewöhnlich groß und betrug im Gesamtmittel 50 vH.

Das Ergebnis des Versuches an Primula malacoides nimmt eine Sonderstellung ein. Hier war es beim besten Willen nicht möglich, aus den nebeneinanderstehenden 500 Pflanzen die nach Behandlung und Herkunft verschiedener Topfgruppen am Pflanzenwuchs irgendwie zu unterscheiden. Aufbau, Blattmasse, Eintritt der Blüte, Blühwilligkeit waren gleich, dementsprechend auch der Verkaufserlös.

Wenn man versucht, aus diesen Ergebnissen Regeln oder gar Gesetzmäßigkeiten abzuleiten, steht man vor Schwierigkeiten, die sich mit dem vorliegenden Material noch nicht völlig überwinden lassen. Das haben Sie wohl selbst schon beim Anhören der Ergebnisse gefolgert: Der Wert der einzelnen Topfherkünfte für die Pflanzenkulturen ist sehr unterschiedlich; einige Pflanzenarten reagieren stark auf die Verschiedenartigkeit der Beschaffenheit, andere weniger.

Der Einfluß der Luftdurchlässigkeit ist geringer, als man annimmt. Das wird verständlich, wenn man erfährt, daß die Luftdurchlässigkeit feuchter, in Kultur befindlicher Töpfe bei 200 mm Quecksilbersäule Druckunterschied praktisch gleich Null ist. Ich glaube, man muß zur Erklärung der Erscheinungen und damit zur Wertung der Töpfe noch einen anderen Umstand in Betracht ziehen, das ist die Wasserdurchlässigkeit der Topfwand und der von ihr beeinflußte Wasserhaushalt im Topfballen.

Vergleicht man die Ergebnisse der Wasserdurchlässigkeitsprüfungen, dann findet man auch hier große Unterschiede. Einzelne Töpfe durchfeuchten schnell und gleichmäßig flächenhaft. Bei anderen dauert der Vorgang lange und die Durchfeuchtung beginnt tupfenweise. Manche Töpfe lassen soviel Wasser durch ihre Wandung, daß es in Tropfen abläuft, andere sind im Versuch unter den gleichen Verhältnissen nur eben angefeuchtet. Ein wasserdurchlässiger Topf entzieht in trockener Luft dem Erdballen fortwährend Wasser und verdunstet es an der Außenseite. Die Bodenräume, die vorher mit Wasser gefüllt waren, füllen sich jetzt mit Luft, die von oben nachgesaugt wird. Dieser Wechsel zwischen völliger Durchfeuchtung und mäßigem Austrocknen wirkt auf die meisten Pflanzen anscheinend günstig ein. Pflanzen mit großem Wasserbedarf, z. B. Chrysanthemen während des starken Triebwachstums oder Tomatenjungpflanzen, dazu vielleicht noch in trockener Luft stehend, brauchen die Mitwirkung der Topfwand nicht, um sich

von einem Wasserüberschuß zu befreien. Dazu kommt wahrscheinlich ein verschiedenes spezifisches Luftbedürfnis der Pflanzen. Es gibt Pflanzen, die durch Anpassung, durch besondere Einrichtungen im inneren Bau befähigt sind, in Böden zu wachsen, die vollkommen mit Wasser gesättigt sind, andere wünschen durchaus einen trockenen Standort und viel Bodenluft. Diese Umstände wirken hier zusammen und drücken sich in den unterschiedlichen Ertragswerten aus. Es wird allerdings nötig sein, diesen Deutungsversuch durch weitere Untersuchungen, vor allem an verschiedenen Pflanzen, zu stützen.

Dabei werden wir noch weitere Folgeerscheinungen der unterschiedlichen Luft- und Wasserdurchlässigkeit ins Auge fassen müssen. Dazu gehört die Beobachtung der Bodenreaktion. Unsere Messungen hatten das erwartete Ergebnis: In den undurchlässigen Töpfen versauerte der Boden, was ja leicht dadurch erklärt wird, daß der Luftabschluß die Entwicklung reduzierender Bakterien fördert. Die Wirkung der Versauerung ist nun allerdings nicht durchweg nachteilig; im Gegenteil, bei den Morbeetkulturen z. B. wäre der entgegengesetzte Vorgang, die Entsäuerung, weit schädlicher. Bei Pflanzen aber, die einen neutralen oder gar schwach alkalischen Boden wünschen, ist der wenig durchlässige Topf eine dauernde Gefahr, besonders wenn nicht ganz zuverlässige Leute das Gießen besorgen.

Ein Umstand, der allerdings keine entscheidende Bedeutung hat, soll hier nur erwähnt werden. Die Temperatur in den durchlässigen Töpfen ist wegen der dauernden Wasserabgabe bei trockener Luft niedriger als bei undurchlässigen Töpfen. Im Modellversuch fand ich Unterschiede bis zu 3,1° C, in der Kultur bei Chrysanthemen bis zu 2° C.

Neben den Untersuchungen wandten wir unsere Aufmerksamkeit der Festigkeit der verschiedenen Topftypen zu. Für die Bestimmung der Festigkeitsgröße haben wir ein besonderes Gerät konstruiert. Die zum Zerreißen nötige Kraft wird in Kilogramm ausgedrückt.

Zunächst stellten wir fest, daß die Unterschiede innerhalb der einzelnen Herkünfte sehr groß sind, so daß man zahlreiche Einzelmessungen vornehmen muß, um zu gesicherten Ergebnissen zu gelangen. Wenn das geschehen ist, kann man weiter feststellen, daß die Unterschiede zwischen den verschiedenen Herkünften ebenfalls sehr beträchtlich sind. In der Gruppe der 10-cm-Töpfe z. B. betrug die Differenz der Festigkeit zwischen den festesten und dem schwächsten Typ 67 vH, bei den 13-cm-Töpfen sogar 71 vH; selbst bei den 6-cm-Töpfen betrug die größte Schwankung noch 58 vH.

Ich nehme an, daß diese Unterschiede der Festigkeit auch durch das Ausgangsmaterial der Topfherstellung, den Ton, bestimmt sind. Bei meinem Material ist es allerdings schwer, Beziehungen zwischen den Ergebnissen der physikalischen und chemischen Analyse des formgerechten Tons und der Festigkeit zu finden. Dagegen war es einfach, die Festigkeit der Brennprodukte in Beziehung zu setzen zur Brenntemperatur. An Probeziegeln, die ich aus dem Ton formte, und die in der Keramikerschule in Zwickau bei bestimmten Temperaturen zwischen 815° C und 1200° C gebrannt wurden, ließ sich zeigen, daß die Festig-

keit innerhalb des beobachteten Bezirkes mit der Brenntemperatur wächst. Die Unterschiede waren außerordentlich groß: Bei 1200° C gebrannt waren die Ziegel rund 5mal fester als bei 815° C gebrannt. Hiernach möchte man also den Topfherstellern sagen, brennt die Töpfe bei höherer Temperatur, damit sie fester werden. Diesem Wunsch könnten die Fabrikanten allerdings nicht nach Belieben nachkommen, selbst wenn sie den Willen dazu hätten. Das hängt von der Zusammensetzung des Tones ab. Je mehr Flußmittel er enthält, desto früher setzt mit steigender Temperatur das Sintern der Masse ein und damit ein Verziehen der Form bis zum völligen Zusammenfließen. Hier sind also die Grenzen gesetzt. Aber ich habe den Eindruck, daß eine nennenswerte Erhöhung der Brenntemperatur und damit der Festigkeit möglich wäre, ohne daß die Gefahr des Versinterns zu groß wäre.

Es ist noch ein weiterer Grund, der die Fabrikanten davon abhält, die Brenntemperatur zu erhöhen. Mit zunehmender Brenntemperatur sinkt nämlich die Porösität und die Luftdurchlässigkeit, und da bei den Abnehmern, also bei uns Gärtnern, offenbar noch einhellig die Meinung besteht, der wesentlichste Wertfaktor des Topfes ist seine Porösität, müssen wir es uns selbst zuschreiben, wenn die Töpfe nicht so fest gebrannt werden, wie es meines Erachtens möglich wäre. Ich möchte noch hinzufügen, daß ich bei den Töpfen mit der geringsten Festigkeit nicht etwa die höchsten Pflanzenerträge erzielt habe.

Wenn von der chemischen Wirksamkeit der Tontöpfe die Rede ist, denkt man im allgemeinen an lösliche Salze und freie Säuren, die in der Topfwand enthalten sein sollen. Diese Bestandteile sollen dann die Bräunung an den Wurzeln und den Kümmerwuchs hervorrufen, den man bei Verwendung von ungewässerten Töpfen beobachtet hat. Bei den Tontöpfen, die ich untersuchte, habe ich die Reaktion elektrometrisch gemessen und gefunden, daß sie durchweg im alkalischen Gebiet liegt, bei manchen Herkünften über PH 8. Auch bei anderer Prüfung des chemischen Zustandes von Topfauszügen wurde festgestellt, daß diese Töpfe keinen Überschuß an Säuren, wohl aber an Basen haben. Wenn also jemand in einer gärtnerischen Fachzeitschrift den Rat gibt, beim Wässern der Töpfe Thomasmehl zuzugeben, damit der darin enthaltene Kalk die Säuren binden könne, dann geht der Verfasser von falschen Voraussetzungen aus. Es ist nicht nötig, die Töpfe zu entsäuern, eher wäre das Gegenteil am Platze. Denn der Schaden, der durch Verwendung wenig gewässerter oder gar ungewässerter Töpfe hier oder dort einmal entstanden ist, wird vermutlich durch die alkalisierende und ätzende Wirkung des Topfes hervorgerufen worden sein, daneben spielt die Austrocknung des Ballens eine Rolle.

Manchmal ist die Vermutung ausgesprochen worden, die Tontöpfe könnten noch bestimmte Giftstoffe enthalten, die durch den Rohstoff oder durch den Brennvorgang in sie hineingelangt sind. Um diese Frage zu klären, habe ich in Glasgefäßen Salat und Calendula in reinem Sand wachsen lassen und fein zerriebene Topfmasse und Auszüge aus solchem Topfmehl dazu gegeben. Das Ergebnis überraschte insofern, als die Pflanzen in den Gefäßen mit Topfmehl und die mit Topflösungen behandelten Pflanzen weit besser standen als die nur

mit einer Nährlösung versorgten. Die chemische Untersuchung zeigte, daß die verwendete Topfmasse Phosphorsäure und auch Kali enthielt. Von einer hemmenden Wirkung war nichts zu spüren. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß andere Pflanzen, die empfindlicher sind, doch geschädigt werden können.

Der Tontopf hat, soweit mir bekannt ist, in den vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten der Topfpflanzenkultur unbestritten als das zweckmäßigste Gefäß gegolten. Interessant ist es nun, daß fast zu gleicher Zeit Männer auftraten, die dem Tontopf diesen Rang streitig machen wollen und ihre Erfindungen höher stellen. Die Richtung, in der sie das gärtnerische Kulturgefäß weiterentwickeln wollen, ist dabei gerade entgegengesetzt: Dem einen ist die Festigkeit des Tontopfes zu gering, er steigert sie auf Kosten der Durchlässigkeit und präsentiert den Blechtopf; dem anderen ist die Durchlässigkeit des Tontopfes zu gering, er steigert sie auf Kosten der Festigkeit und bietet den Betontopf an. Hier drängt sich die Frage, die wir eingangs stellten, wieder auf: Wie steht es mit dem physiologischen und dem wirtschaftlichen Wert dieser Topftypen? Wobei als naheliegendster Vergleich der Tontopf dienen kann. Prüfungen und Beobachtungen, die Antwort auf diese Frage geben sollten, sind verschiedentlich durchgeführt, in erster Linie von der Studiengesellschaft für Technik im Gartenbau und ihrer Vorgängerin, der Abteilung für technische Betriebsmittel im Reichsverband des deutschen Gartenbaues. Die Beobachtungen sind nicht abgeschlossen. Auch in Pillnitz führen wir seit einigen Monaten entsprechende Untersuchungen durch. Vor dem Abschluß von ihren Ergebnissen zu sprechen, wäre verfrüht. Soviel nur kann festgestellt werden: Chrysanthemen und Alpenveilchen stehen in den undurchlässigen Blechtöpfen nicht schlechter als in den höchst durchlässigen Betontöpfen, auch nicht schlechter als in den Tontöpfen. Die Luft- und Wasserdurchlässigkeit der Betontöpfe ist gegenüber den Tontöpfen außerordentlich groß; allerdings bestehen zwischen den beiden geprüften Erzeugnissen verschiedener Herkunft Unterschiede. Noch größer sind diese Unterschiede allerdings im Hinblick auf die Festigkeit. Während eine Herkunft Betontöpfe etwa die gleiche Festigkeit hat wie die Tontöpfe, bei der Gruppe 13 cm sogar um 11 vH darüber liegt, ist ein anderer Betontopf sehr zerbrechlich. Seine Festigkeit bleibt um 42 vH hinter der der Tontöpfe zurück. Dabei ist das Gewicht dieses Betontopfes noch um rund 25 vH höher als das des Tontopfes, während der feste Betontopf sogar etwas leichter ist als der Tontopf. Es ist also keinesfalls Betontopf gleich Betontopf zu setzen; beiden gemeinsam ist die ungewöhnlich große Durchlässigkeit für Wasser und Luft. Wenn wir Pflanzen herausfinden, bei denen dieser Umstand eine wesentliche Rolle spielt, wird man gut tun, diesen Topftyp zu erproben. Der Blechtopf ist in seinen physikalischen Eigenschaften bestechend: Seine Festigkeit ist sehr groß, er beansprucht wenig Raum, sein Gewicht ist nur rund ein Drittel so groß als das des Tontopfes. Dabei kann sein Aussehen gefällig sein. Es fehlt ihm nur die Durchlässigkeit. Wir haben aber gesehen, daß dieser Umstand bei sorgfältigem Gießen nicht immer schwer ins Gewicht fällt. So sahen wir hier in diesen

Räumen anläßlich der 1. Hallensonderschau Adiantum, die 2 Jahre in Blechtöpfen standen und sich üppig entwickelt hatten; auch verschiedene andere Fachleute berichteten, daß sie Pflanzen mit gutem Erfolg in Blechgefäßen, Eimern, Büchsen u. dgl. gezogen haben. Die natürlichen Gegebenheiten scheinen also dem Blechtopf einen guten Start zu geben, seiner weiteren Einführung steht eigentlich nur der zu hohe Preis entgegen. Da werden Erfinder und Fabrikant wohl noch weiter kalkulieren müssen, bis sie auf einen Preis kommen, der für den Gartenbau tragbar ist. Dieser Preis wird und kann auch etwas höher liegen als der des Tontopfes, er darf aber nicht das Mehrfache davon betragen. Sonst wird die Verwendung von Blechtöpfen zwangsläufig auf die Kübelgrößen beschränkt bleiben, wo das Preisverhältnis zwischen Ton- und Blechgefäß für das letztere günstiger wird.

Von den verschiedenen anderen Topftypen aus Humus und Pappe soll hier nicht die Rede sein; sie dienen als Anzuchttöpfe mehr dem Gemüsebau als dem Zierpflanzenbau. Einen neuartigen Papptopf möchte ich nur noch kurz erwähnen, den ein Dresdner Erfinder vor kurzem herausgebracht hat. Dieser Topf aus brauner Lederpappe soll nicht Anzucht-, sondern Kulturtopf sein; selbstverständlich nur für eine Kulturperiode. Die Entwicklung von Eriken und Chrysanthemen ist in dem Papptopf nicht schlechter als in dem Tontopf. Das Gewicht ist natürlich viel geringer als das der Beton-, Ton- und Blechtöpfe. Auch der Preis ist je Tausend um 8,—RM geringer als für Tontöpfe. Damit ist über die Wirtschaftlichkeit dieses Topftypes noch nichts gesagt. Bei der Kalkulation muß beachtet werden, daß der Papptopf nur einmal benutzt werden kann und sich nicht zum Verkauf von Topfpflanzen an Privatkundschaft eignet. Er soll gewisse Vorteile haben für Versandbetriebe, die ihre Pflanzen in Töpfen verschicken.

Topfpflanzen, die mehr Beachtung verdienen

Fr. Encke, Frankfurt am Main

Noch vor einigen Jahrzehnten gab es eine große Zahl verschiedenster Topfpflanzen, die in den Wohnungen unserer Eltern und Großeltern mit Liebe und Sorgfalt gepflegt wurden, die aber heute mehr oder weniger verschwunden oder höchstens in einigen ländlichen Gegenden noch anzutreffen sind. Damals war die Liebhaberei für allerlei seltene und schöne Pflanzen in weiten Kreisen, auch der städtischen Bevölkerung, anzutreffen. Doch nach und nach ließ diese Liebhaberei nach, bis wir zu dem Zustand kamen, den Sie alle kennen und der auch heute noch nicht völlig überwunden ist, ein Zustand, den man an den Schaufenstern der Blumenläden ablesen kann. Alles wird fast ausschließlich beherrscht von einer verhältnismäßig geringen Anzahl sogenannter Marktpflanzen — ich nenne zur Kennzeichnung nur Cyclamen, Primula obconica, Hortensien und Eriken —, während gute und schöne Zimmerpflanzen sehr wenig zu finden sind. Die frühere Liebhaberei zog sich auf eng umgrenzte Gebiete, wie z. B. auf die Kakteenliebhaberei, zurück. Die Gärtnereien verarmten in ihrem Inhalt immer mehr. Gärtner sowohl wie Liebhaber verloren die Pflanzenschätze früherer Jahrzehnte aus den Augen und gaben sich mit dem, was ihnen das Althergebrachte schien, zufrieden. Die älteren und alten Gärtner erinnern sich wohl aus ihrer Lehr- und Gehilfenzeit noch an so manches heute verschwundene Gewächs, das der jüngeren Generation völlig unbekannt ist. Wer die Entwicklung der letzten Jahre verfolgt hat, konnte bemerken, daß beim Publikum der Wunsch nach größerer Abwechslung bestand oder daß zum mindesten eine solche dankbar begrüßt werden würde. Gerade als gartenfachlicher Leiter des Palmengartens, der alljährlich von vielen hunderttausend Personen besucht wird, konnte und kann ich dieses Verlangen der Menschen nach schönen und seltenen Pflanzen seit Jahren verfolgen. Neben diesem Verlangen des Publikums nach einer größeren Auswahl guter Topfpflanzen lädt die neue Wohnung in ihrer Helligkeit ja auch geradezu zur Blumenpflege ein, wenn auch die Architekten bei der Planung in den meisten Fällen viel zu wenig Rücksicht auf zweckmäßige Einrichtungen für Blumenpflege nehmen. Aber auch die Mehrzahl der Gärtnerschaft, besonders auch ein Teil der Fachpresse, versagte, denn ihre Aufgabe wäre es gewesen, den Architekten klarzumachen und zu erläutern, welche Einrichtungen für erfolgreiche Blumenpflege im Zimmer zu planen und einzubauen seien.

Wenn ich sage, größere Abwechslung auf dem Topfpflanzenmarkt, und wenn ich der Pflanzenliebhaberei das Wort rede, so bitte ich, mich nicht mißzuverstehen. Unsere altbekannten Marktpflanzen werden nach wie vor eine Hauptrolle in unseren Gärtnereien spielen, aber daneben soll man in ausreichenden Mengen auch eine größere Auswahl verschiedenster Topfpflanzen für den Liebhaber heranziehen. Dabei wird keine Gärtnerei über Nacht große Reichtümer einheim-

sen können, sie wird aber auch zumindest nicht ärmer hierdurch, denn die Preise für diese Besonderheiten sind keinesfalls geringer als — um ein Beispiel zu nennen — für ein Cyclamen oder eine Primel. Jedoch sollte auch in diesen Dingen eine gewisse Arbeitsteilung stattfinden. Es sollte nicht einer alles ziehen, sondern ein jeder neben seinen Hauptkulturen ein oder mehrere dieser selteneren Topfpflanzen als Nebenkulturen aufnehmen. Ein jeder wird herausfinden, was sich für seine Verhältnisse und seine Kundschaft am besten eignet. Auch diese Nebenkulturen dürfen nicht in zu geringen Sätzen herangezogen werden. Lieber nur zwei oder drei Arten aufnehmen, diese dann aber in größerer Menge ziehen. Nur dann wird eine solche Kultur wirtschaftlich sein sowie kulturtechnisch sich auf einer solchen Höhe befinden, daß die Ware auch gern gekauft und entsprechend bezahlt wird.

Neben dem Gärtner fällt vor allem den Blumengeschäften eine wesentliche Aufgabe bei der Wiedereinführung neuer Pflanzen zu. Diese Aufgabe können sie aber nur erfüllen, wenn sich ihre Inhaber größere Pflanzen- und vor allem auch Kulturkenntnisse aneignen. Ein jeder Blumenverkäufer sollte eigentlich soviel von der Pflanzenpflege verstehen, daß er seinen Kunden ein guter Berater sein kann. Und gerade diese Beratung ist bei der Wiedereinführung schöner Pflanzen von ausschlaggebender Wichtigkeit. In jedem Geschäft ist es nun einmal leichter, die allbekannten und althergebrachten Sachen zu verkaufen, als etwas Neues an den Mann zu bringen. Doch sollen sowohl Gärtner als auch Blumengeschäfte sich immer bewußt sein, daß sie verpflichtet sind, einer breiten Masse von Menschen nicht nur die alten, sondern auch neue Schönheiten nahe zu bringen. Einen Teil der Pflanzen, die ich Ihnen jetzt nenne und über deren Kultur ich kürzer oder länger das Wesentlichste sagen will, eignet sich für allgemeinen und breiteren Anbau, ein anderer Teil nur für eine beschränktere Verwendung. Viele der Pflanzen, vielleicht die meisten, sind Ihnen bekannt, trotzdem nenne ich sie, um sie dem einen oder anderen wieder einmal in das Gedächtnis zurückzurufen. Bei einigen Arten mangelt es noch an geeigneten Kulturerfahrungen, andere lassen sich durch züchterische Tätigkeit noch wesentlich verbessern. Im Palmengarten sind wir seit Jahren dabei, aus den Beständen das auch handelsgärtnerisch Wertvollste herauszusondern und herauszustellen. Zur Zeit befinden sich im Palmengarten allein unter Glas weit über 4000 verschiedene Pflanzenarten ausschließlich aller Marktpflanzen, die, ebenfalls in großen Sortimenten vorhanden, noch hinzukommen. Diese Angaben sollen Ihnen nur zeigen, daß aus einem gewiß umfangreichen Material dasjenige, was ich Ihnen später nenne, sich als gut herauskristallisiert, richtiger gesagt, erneut als Kulturwert erwiesen hat, denn fast alle der genannten Pflanzen haben in früheren Jahren schon eine mehr oder weniger große Rolle gespielt.

Als erstes nenne ich Zantedeschia Elliottiana, in den Gärten meist als Richardia Elliottiana bekannt. Diese gelbe, hervorragend schöne Calla, bei uns recht selten anzutreffen, spielt in Amerika im Spätwinter und Frühling eine große Rolle. Ich bin überzeugt, daß sie sich

auch bei uns sowohl als Topfpflanze wie ganz besonders auch als Schnittblume einbürgern wird. Ich habe bei uns zu oft die Beobachtung gemacht, daß alle Besucher von einer gelben Calla begeistert waren. Ihre Kultur ist, wenn man in den ersten Jahren das nötige Lehrgeld bezahlt hat — und das wird wohl nicht ausbleiben —, nicht schwierig. Doch sind immerhin einige Sonderheiten zu beachten. Da vorläufig die Beschaffung ausreichenden Knollenmaterials schwierig ist, muß man sich selbst nach und nach die nötigen Mengen heranziehen. Eine Vermehrung durch Zerschneiden der Knollen ist nicht anzuraten, da einmal die Verluste zu groß, zum anderen eine ausgiebige Vermehrung auf diese Weise nicht möglich ist. Eine solche kann nur durch Aussaat erfolgen. Samen wird reichlich angesetzt. Nach der Reife, die etwa im Juli bis August erfolgt, wird der Samen, dessen Keimkraft sehr kurz ist, sofort ausgesät. Die Pflanzen bleiben nach dem Auflaufen den Winter über in den Saatschalen stehen und werden im Frühjahr auf Kästen ausgepflanzt. Sie werden luftig bei leichtem Schatten kultiviert und den ganzen Sommer über im Wachstum gehalten. Schon im folgenden Frühjahr sind sie blühfähig, von der Aussaat bis zur Blühfähigkeit genügen anderthalb Jahre. Von Natur aus blühen diese Z. im Sommer, zu einer Zeit also, wo ihr Wert nicht besonders groß ist. Man muß deshalb versuchen, sie im Spätwinter oder frühem Frühjahr zur Blüte zu bringen. Das ist auch nicht schwer. Sie werden zu diesem Zweck in Abständen schon von Oktober bis Januar eingetopft. Als Erde hat sich Lauberde mit einem Zusatz lehmiger Rasenerde gut bewährt. Zunächst kommen die Töpfe in ein temperiertes Haus, wo sie bis zum Triebbeginn dunkel stehen können. Nach guter Bewurzelung und gutem Trieb werden sie langsam immer kühler gestellt. Sie verlangen sehr viel Licht und müssen vorsichtig gegossen werden, auch sind sie dann, wenn die Blütenstiele erscheinen, für flüssige Düngung dankbar. Von Januar an kann man von der Bewurzelung bis zur Blüte etwa 12 bis 14 Wochen rechnen. Während der Ruhezeit nehme man die Knollen nicht aus den Töpfen, da sie so wesentlich besser überwintern.

Die Blätter dieser Calla sind hübsch weiß gefleckt, die Blüten halten sehr lange, sie sind beim Aufblühen grünlich gelb, werden dann rein orange bis zitronengelb, um beim Verblühen sich grünlich zu verfärben. Es gibt eine Reihe Kreuzungen von Z. Elliottiana mit andern Arten, so mit aurata, albo-marginata, Adlamii. Bekannt ist die Sorte Solfatare, daneben noch einige andere. Wo diese Sorten heute auf dem Kontinent zu beziehen sind, ist mir nicht bekannt. Die Züchter sollten sich dieser Z. annehmen, denn es ist gewiß noch viel aus ihnen herauszuholen. Die Züchtung hätte nach 2 Richtungen zu gehen. Für die als Topfpflanzen zu verkaufenden müßte auf gedrungenen Wuchs und nicht zu hohe und zu große, aber sich gut tragende Blüten hingearbeitet werden, während für die zu Schnittzwecken zu ziehenden auf langen und kräftigen Stiel, große Blumen, und bei beiden auf gute Vermehrbarkeit und gute reine Farbtönungen hinzuarbeiten wäre.

Gerade bei der Kultur von Z. Elliottiana gilt es, erst Erfahrungen

zu sammeln, dann ist die Pflege nicht schwierig, jedoch dürfen Sie sich nicht durch anfängliche Fehlschläge entmutigen lassen, denn was die Amerikaner können, muß für uns ja schließlich auch zu erlernen sein.

Eine Pflanze, über die schon viel geschrieben worden ist und über die die Meinungen sehr auseinandergehen, ist Libonia oder, wie sie richtiger heißt, Jacobinia. Bei richtiger Kultur erhält man in 9 bis 10 Monaten bei verhältnismäßig geringen Gestehungskosten reizende Verkaufspflanzen, die besonders in Gegenden mit Doppelfenstern gerne gekauft werden. Eine Beschreibung dieses immergrünen Sträuchleins mit seinen Blüten in Gelb und Scharlach erübrigt sich wohl, weil Sie alle diese Pflanze kennen werden. Die Vermehrung erfolgt im März aus krautigen Stecklingen, die ins warme Vermehrungsbeet gesteckt werden. Die Weiterkultur erfolgt entweder im Kalthaus oder mit dem gleichen Erfolg im kalten Kasten, in beiden Fällen immer in voller Sonne. Die Erde sei vor allem nahrhaft und lehmhaltig, mehr schwer als leicht. Nach Bedarf, meist zweimal, wird gestutzt. Vom Auspflanzen während des Sommers rate ich ganz entschieden ab, da die Pflanzen beim Eintopfen meist die Blätter verlieren. Zwei Besonderheiten müssen von Anfang an bei der Kultur beachtet werden: erstens, die Pflanzen verlangen wohl viel Sonne und Licht, aber sie dürfen n i e w a r m stehen, auf keinen Fall versuche man, sie im Winter durch Warmstellen zur Blüte zu bringen. Die Blüte würde so verblassen, daß man glauben könnte, eine andere Art vor sich zu haben. Je kühler diese Libonie im Winter gehalten wird, desto intensiver die Farbe ihrer Blüten und desto größer ihre Haltbarkeit im Zimmer. Zweitens, die Pflanzen dürfen n i e t r o c k e n werden, da sie sonst völlig die Blätter verlieren. Sowohl der Blumengeschäftsinhaber als auch der Laienkäufer ist auf diese Eigenart unbedingt hinzuweisen. Die alte Jacobinia pauciflora ist überholt. Sie eignet sich nur zur Heranzucht von großen und alten Schaupflanzen, jedoch wird sie für den Topfverkauf ersetzt durch J. penrhosiensis. Noch besser scheint mir aber durch ihren viel buschigeren Wuchs und ihre noch reichere Blütenzahl J. pauciflora var. umbrosa zu sein, doch kann ich darüber noch kein abschließendes Urteil abgeben, da ich diese Art erst etwas über ein Jahr besitze.

Eine Pflanze, die Ihnen allen bekannt ist, die aber zur Zeit in Deutschland sehr wenig gezogen wird, ist die alte Ardisia crenulata. Ich sagte, in D e u t s c h l a n d wenig gezogen, denn in Amerika ist sie eine der beliebtesten Marktpflanzen für Weihnachten. Auch wir sollten gerade diese Kultur wieder in größerem Maße aufnehmen. Der etwas langen Kulturzeit steht die ungemein lange Haltbarkeit der Beeren — sie bleiben etwa ein Jahr frisch an der Pflanze — sowie ihre Schönheit und auch Widerstandsfähigkeit im Zimmer gegenüber. Allerdings muß der Verkäufer den notwendigerweise höheren Preis dem Käufer gegenüber mit der ungemein langen Haltbarkeit, die von keiner Blüte oder Frucht einer anderen Pflanzenart erreicht wird, auch überzeugend begründen.

Die Kultur muß sehr sorgfältig gehandhabt werden, dabei sind einige Besonderheiten zu beachten. Die Vermehrung durch Stecklinge

ist der durch Samen entschieden vorzuziehen, da einmal das Wachstum der Stecklingspflanzen ein wesentlich rascheres ist, zum andern Stecklingspflanzen sich auch von unten her besser verzweigen. Bei Aussaaten schneide man die Köpfe der Sämlingspflanzen als Stecklinge ab, die Sämlingspflanzen selbst behalte man als gute Mutterpflanzen, die durch Jahre hindurch ausreichendes Stecklingsmaterial liefern. Zum stets raschen Durchtreiben werden sie bei 18 bis 20° aufgestellt. Die Stecklinge, die von Trieben mit halbreifem Holz genommen werden müssen, bewurzeln sich bei 20 bis 25° Wärme in etwa 4 Wochen. Die Erde muß durchlässig und nahrhaft sein, beim Verpflanzen ist darauf zu achten, daß der Stamm nicht zu tief in die Erde kommt. Der Stand der Pflanzen sei immer hell, nahe unter Glas und luftig, besonders während der Blütezeit ist reichlich zu lüften. Im Sommer wird an heißen Tagen Schatten gegeben. Etwa von Oktober an sind die Beeren voll entwickelt, sie benötigen jetzt besonders viel Licht, damit die Beeren sich gut färben. Die Wärme verringere man langsam auf 10 bis 15°, da die Pflanzen ja jetzt nicht mehr wachsen sollen. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß man als Mutterpflanzen nur die am reichlichsten Beeren tragenden Sträucher bzw. Samen von ihnen nimmt. Die schlimmsten Schädlinge sind Woll- und Schildläuse, die sich selbst bei bester Kultur nie ganz vermeiden lassen. Da hilft meist nichts anderes als die befallenen Pflanzen zu waschen.

Eine wohl den meisten von Ihnen unbekannte Pflanze ist Iindenbergia grandiflora, eine Skrofularizee aus dem Himalaja. Dieser Halbstrauch ist etwa 40 cm hoch und blüht von Oktober bis Dezember über und über mit etwa 2 cm langen goldgelben Blüten. Sein besonderer Wert ist, daß er zu einer Zeit blüht, in der hübsche gelb blühende Topfpflanzen selten sind Er wird im frühen Frühjahr durch Stecklinge vermehrt und im Verlauf der Kulturperiode mehrere Male gestutzt. Man nehme reine Mistbeeterde, der man aber auch Lauberde und Lehm beimischen kann. Kultur am vorteilhaftesten das ganze Jahr hindurch im luftigen Kalthaus. Durch sorgfältige Auslese wird man diese Pflanze noch sehr verbessern können. In kleinen Mengen nebenher gezogen wird diese hübsche Pflanze mit ihren mimulusähnlichen Blüten und ihrem frühlingsmäßigen Aussehen gewiß ihre Liebhaber finden.

Früher weiter verbreitet, heute aber seltener geworden sind verschiedene Veronica-Arten, die wohl für den Topfverkauf geeignet sind, vor allem die im Frühjahr von Ziegenbalg hier auf der Ausstellung gezeigte Veronica diosmifolia mit zierlicher Belaubung und zierlichen hellblauen bis weißen Blütchen. Außer dieser sind zu empfehlen oder vielleicht besser gesagt versuchswert eine Anzahl Hybriden, meist Kreuzungen von V. speciosa mit V. salicifolia und elliptica, so z. B. die daraus hervorgegangene V. Andersoniana. Vielleicht würde eine weitere züchterische Bearbeitung dieser Gattung sich lohnen. Vermehrung erfolgt im Februar durch Stecklinge, die ins warme Vermehrungsbeet gesteckt werden. Diese werden gleich nach dem Anwurzeln gestutzt, bleiben bis zum Mai im Gewächshaus und werden dann im Freien

auf Beete gepflanzt, um im September etwa wieder eingetopft zu werden. Die Überwinterung erfolgt bei 8 bis 10°. Laub-, Mistbeet- und lehmige Rasenerde mit reichlich Sand hat sich bewährt. Man nehme mehr breite als tiefe Töpfe, verpflanze oft, dünge flüssig und stelle die Pflanzen an eine recht sonnige Stelle.

Hippeastrum oder Amaryllis sind so bekannt und so weit verbreitet, daß ich sie hier nicht zu erwähnen brauche. Doch haben alle unsere Gartenformen, die heute gezogen werden, einen großen Fehler, und das ist, daß sie einen Teil des Jahres ohne Blätter dastehen. Vom Laien aus betrachtet ist dies für eine Zimmerpflanze weder schön noch wünschenswert. Deshalb sollte man in großen Mengen die immergrünen Hippeastrum, die ebenfalls alle sehr schön blühen, heranziehen, denn sie sind von größtem Wert fürs Zimmer. Neben der schönen immergrünen Belaubung bringen auch sie ansehnliche Blüten, meist im Januar und März, hervor. Gute Arten sind vor allem H. aulicum mit der ausgezeichneten Form robustum, auch unter H. Tettaui gehend, daneben H. Ackermannii, Johnsonnii, Harrisonii u. a. Alle diese Arten sind immergrün, wachsen sehr üppig und bilden viele kräftige Nebenzwiebeln. Zu beachten ist, daß sie Halbschatten lieben und vor allem, daß sie Sommer und Winter gegossen werden wollen, im Winter allerdings sparsamer als im Sommer. Die Amaryllis-Hybriden nehme man nur zum Schnitt, H. aulicum und Verwandte nur als Zimmerpflanzen.

Ganz anderer Art als die großblumigen Hippeastrum ist das Pfeffergewächs Peperomia resediflora, die zu einer der besten mir bekannten Topf- und Zimmerpflanzen gehört. Es müßte nur einmal einer den Mut haben, sie in größeren Mengen in guten Pflanzen zu ziehen und sie in größerer Menge in einem Schaufenster zur Schau zu stellen. Sie ist im Zimmer fast unverwüstlich und blüht mindestens zwei bis drei Monate lang. Außerdem duftet sie ganz vorzüglich. Sie vereinigt alle guten Eigenschaften einer dankbaren Zimmerpflanze in sich, denn sie ist von großer Widerstandsfähigkeit gegen Temperaturunterschiede und ungleichmäßiges Gießen. P. resediflora hat dunkelgrüne herzförmige Blätter. Die von Juni an erscheinenden aufrechten Blütenrispen, die entfernt an Reseda erinnern, sind mit dem Blütenstiel 30 bis 40 cm hoch. Die Blütenstiele selbst sind rotbraun und vielfach verzweigt, die Blüten weiß und sehr wohlriechend. Die Anzucht ist einfach: Blattstecklinge können zu jeder Zeit mit Ausnahme der dunkelsten Wintermonate gemacht werden. Am vorteilhaftesten ist es jedoch, die Vermehrung im August nach dem Abblühen vorzunehmen, man bekommt dann bis zum nächsten Sommer hübsche verkaufsfähige Pflanzen mit 8 bis 12 Blütenstielen. Die mit den Stielen abgeschnittenen und ins warme Vermehrungsbeet gesteckten Blätter bilden nach kurzer Zeit am Grunde des Blattstiels junge Pflanzen. Diese werden in kleine Töpfe in sandige Lauberde gepflanzt und im temperierten Haus weiter kultiviert. Man nehme während der ganzen Kultur, und das ist sehr wichtig, die Töpfe nie zu groß, da die Pflanzen mit verhältnismäßig wenig Nahrung auskommen. Hauptsache ist, daß die Erde locker und durchlässig ist. Im Sommer

spritzt, schattiert und verpflanzt man nach Bedarf in größere Töpfe in die oben genannte Erde. Der Verkaufstopf sollte nie größer als 9, höchstens 12 cm sein. Vor der Blüte härte man die Pflanzen in einem luftigen und kühleren Hause genügend ab. Eine ganze Reihe ihrer Verwandten sind ebenfalls gute Zimmerpflanzen, die allerdings nicht der Blüte, sondern der schönen Belaubung wegen gezogen werden.

Das fleißige Lieschen, Impatiens Sultani und Holstii, ist überall bekannt, doch weit besser als die eben genannten Arten ist I. Petersiana, bei der alle Teile der Pflanze rot sind und die im Gegensatz zu den vorhergehenden kürzer und gedrungener bleibt, was man als großen Vorteil buchen kann. Alle Impatiens sollten wieder mehr angeboten werden, da sie beliebte, vorzügliche immerblühende Topfpflanzen sind. Durch Kreuzung ließe sich hier gewiß noch manches erreichen, so wäre es schon ein großer Vorteil, wenn man den gedrungenen und langsameren Wuchs von Petersiana auf I. Sultani und Holstii übertragen könnte. I. Petersiana verlangt etwas mehr Wärme als die vorigen.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit dem fleißigen Lieschen hat Vinca rosea mit seinen großen rosa und weißen Blüten. Sie ist eine vorzügliche, vom Sommer bis in den Herbst blühende Topfpflanze für den Liebhaber. Ihre Kultur ist billig. Vermehrt wird am besten im Februar-März durch Aussaat, jedoch blühen Pflanzen, die aus Stecklingen gezogen werden, frühzeitiger als die Sämlinge. Es wird sich daher unter Umständen lohnen, beide Vermehrungsweisen anzuwenden. In beiden Fällen pflanze man mehrere Pflanzen in einen Topf, dadurch wird der Topf von Anfang an voller und buschiger. Gestutzt wird nur einmal, und zwar unter dem 6. bis 10. Blatt. Die Kultur kann sowohl im Kalthaus als auch im kalten Kasten erfolgen, doch bevorzuge ich das erstere. Als Erde ist reine Mistbeeterde, also eine nahrhafte humose Erde geeignet. Diese Vinca bringt eine hübsche Abwechslung in die Reihe der Topfpflanzen des Sommers.

Scutellaria Mociniana, eine „alte Neuheit" möchte man sagen, denn unsere Großeltern haben sie schon gut gekannt, ist eine wirklich gute Wiedereinführung, wenn sie auch nicht hundertprozentig befriedigt. Auf ihre Kultur sei näher eingegangen, da sie vielfach noch nicht richtig gehandhabt wird. Haupterfordernis ist, sie immer im kühl temperierten Haus zu ziehen. Sobald die Pflanzen einmal für längere Zeit zu warm stehen, werden sie so stark von Ungeziefer befallen, daß man sie gleich fortwerfen kann. Die Erde sei sehr locker und sandig, denn das Wasser soll bei dem häufig notwendigen Gießen hindurchlaufen, ohne daß stehende Feuchtigkeit im Topf entsteht. Die Vermehrung kann das ganze Jahr hindurch erfolgen. Sofort nach der Bewurzelung wird das erstemal gestutzt. Dieses Stutzen ist öfter zu wiederholen. Die Hauptsache bei der ganzen Pflege ist und bleibt: nie zu warm, aber auch nie zu kalt halten, da die Pflanzen das ganze Jahr hindurch sich im Wachstum befinden und nie ins Stocken geraten dürfen. Ein großer Vorteil für den Käufer besteht darin, daß seine Pflanze bei guter Pflege das ganze Jahr hindurch blüht, denn jeder neue Trieb endigt mit einem Blütenbüschel. Auch als Schnittblume soll diese Scutellaria recht haltbar sein, doch habe ich selbst noch keine

Erfahrungen damit gemacht. Alle Mängel, die die Pflanze hat, werden aufgehoben durch die schöne und seltene Farbe — die Blütensäule ist orange-scharlach, Schlund und Lippen dunkelgoldgelb. Dadurch, daß sie das ganze Jahr hindurch blüht, ist und bleibt sie eine ideale Zimmerpflanze, der ich trotz so mancher gegenteiligen Meinung weitere Verbreitung wünsche.

Ein im Herbst, etwa von September bis November, blühender kleiner Kalthausstrauch, der in beschränktem Umfang der Verbreitung wohl wert ist, ist Cestrum aurantiacum. Seine äußerst zahlreich erscheinenden Blüten sind schön orangegelb. Die Kultur ist sehr einfach, vermehrt wird im frühen Frühjahr aus krautigen Stecklingen, die immer gleich nach der Bewurzelung zum erstenmal gestutzt werden müssen. Dieses ist noch einige Male zu wiederholen. Zu beachten ist das starke Verlangen nach viel Nahrung. Dem ist durch häufiges Umpflanzen und Düngen zu entsprechen. Frühjahrsstecklinge sind bis zum Herbst verkaufsfähig. Den Sommer über, etwa vom Juni bis zum September, stellt man die Pflanzen ins Freie, zur Überwinterung genügen 5 bis 10° vollständig. Nur junge Pflanzen sind schön, ältere blühen meist zu wenig. Auch hier wäre durch Auslese im Laufe der Zeit eine besonders reich blühende Rasse von guter Farbe zu erzielen.

In der Topfpflanzenanzucht haben Akazien bis heute nur eine ganz geringe Rolle gespielt. Bekannt sind sie als Schnittblumen, die unter dem Namen „Mimose“ besonders in früheren Jahren in riesigen Mengen, meist von der Riviera kommend, in Deutschland eingeführt wurden. Solche nur zum Schnitt verwendeten Akazien können Sie in Pillnitz in großen und alten Exemplaren sehen. Ihre Kultur als Schnittblume kommt in Deutschland im allgemeinen nicht in Frage, jedoch sollte man versuchen, sie mehr als Topfpflanzen zu ziehen, stellen sie doch ganz vorzügliche Zimmerpflanzen, die bei guter Pflege auch in der Wohnung immer größer und schöner werden, dar. Vorläufig fehlt es allerdings noch sehr an ausreichender Erfahrung über die besten Arten für Topfkultur, praktischste Vermehrungsweise und anderes. Wahrscheinlich wird man wirklich gute Akazien für den Verkauf als Topfpflanze erst durch zielbewußte Kreuzungen schaffen, genau so, wie heute an der Riviera die besten Sorten zum Schnitt vielfach aus Kreuzungen hervorgegangen sind.

Von diesen Sorten scheinen sich auch einige als Topfpflanze verwenden zu lassen, so z. B. die Sorten Rustica und Goluas. Diese müssen allerdings vegetativ vermehrt werden. Die beste Vermehrungsart wäre noch herauszufinden. Meines Wissens sind ausgedehnte Versuche darüber in Deutschland noch nicht ausgeführt worden. Im Süden werden sie durch Anplattieren, das in ziemlich primitiver Form erfolgt — ich nehme an, auf Wildarten —, vermehrt. Doch glaube ich, daß bei uns die Vermehrung durch Stecklinge aus halbreifen Triebspitzen entweder im Frühjahr oder im Juli-August zweckmäßiger und rationeller sein wird. Die besten Arten für Topfkultur scheinen ihres kompakten Wuchses wegen A. Drummondii und armata, die auch heute schon hier und da angeboten wird, zu sein. Diese heute angebotenen

Pflanzen sind verhältnismäßig teuer, da ihre Kulturzeit noch zu lang ist. Zu der Kultur, die im Sommer im Freien, im Winter im Kalthaus zu erfolgen hat, nehme man in der Hauptsache Heideerde mit etwas Lehm und Sand vermischt. Zu beachten ist, daß beim Verpflanzen, das im August beendet sein muß, der Ballen nicht beschädigt wird. Vielleicht nehmen sich unsere Lehr- und Forschungsanstalten einmal dieser Pflanzengattung an. Gerade unter den Kalthauspflanzen wird noch so manches schöne Gewächs auftauchen, das in früheren Jahrzehnten weit verbreitet war.

Eine andere Pflanze, die zur Zeit an mehreren Stellen auf ihren Wert geprüft wird, ist Leonotis leonurus, eine Scrophulariacee, die als Winterblüher mit eigenartig gefärbten Blüten an sich sehr schön ist, doch ist es vorläufig noch fraglich, ob gerade diese Pflanze, die sich allerdings vor einem halben Jahrhundert und noch früher in vielen Bürgerstuben fand, sich einbürgern wird. Die Blüte scheint sich über längere Zeit zu verteilen, so daß sich wohl immer einige blühende Zweige an der Pflanze befinden, jedoch nie der Eindruck einer vollblühenden, fertigen Pflanze entsteht. Die Erde sei sehr nahrhaft. Im Sommer stehen die Pflanzen am besten ganz im Freien. Man kann sie sogar mit Erfolg auspflanzen, muß sie dann aber schon Anfang September wieder in Töpfe pflanzen. Ein Nachteil des Auspflanzens über Sommer besteht darin, daß man beim Wiedereinpflanzen zu große Töpfe nehmen muß und die Pflanzen trotz aller Sorgfalt viele Blätter verlieren. Vorläufig glaube ich nicht, daß die Anzucht und Verbreitung dieses Strauches eine sehr große sein wird, doch habe ich mit Absicht gerade diesen Leonotis genannt, um anzuregen, ihn da, wo genügend Platz vorhanden, auf seinen Wert zu prüfen.

Das Zwiebelgewächs Veltheimia viridiflora wird hier und da schon mit Erfolg gezogen. Es ist immerhin eine eigenartige Erscheinung, die immer seinen Käufer finden wird. Vermehrung erfolgt am besten aus Nebenzwiebeln, die in größerer Anzahl erscheinen. Auch Aussaat ist möglich, doch ist hierbei die Kulturzeit eine etwas längere als bei vegetativer Vermehrung. Die Ruhezeit, etwa von Juni-August, September, ist streng einzuhalten. Danach wird nach Bedarf verpflanzt und den Pflanzen im nicht zu kalten Kalthaus ein recht heller Platz gegeben. Der Blütenstand hält sich sehr lange, ein Vorteil, der bei einer Topfpflanze gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

In England ist das hübsche Zwiebelgewächs Lachenalia besser bekannt und weiter verbreitet als bei uns. Dort gibt es sogar eine größere Anzahl Gartenformen von ihnen. Lachenalia sind gut und gerne gekaufte Schnittblumen, aber fast noch schöner sind sie als Ampelpflanzen. Gerade als solche werden sie auch gerne, natürlich nur in geringeren Mengen, gekauft werden. In ihren Ansprüchen sind sie recht bescheiden und ihre Kultur ist mit wenigen Kosten verknüpft. Zur Bepflanzung nimmt man entweder Drahtkörbchen oder mit vielen Löchern versehene Tonkugeln. Dort hinein legt man die Zwiebeln, und zwar ziemlich dicht, damit später das Ganze einer grünen Kugel gleicht. Zur Blütezeit, die etwa 8 bis 10 Wochen dauert, ist eine solche Kugel von seltener Schönheit, und bei uns sind schon seit vielen Jahren

die Besucher immer wieder von neuem entzückt davon. Die Zwiebeln werden im August gelegt und die Gefäße bis Ende Oktober in einen kalten Kasten gehängt. Später kann man sie ins Kalthaus, wo sie am besten bei einer Temperatur von 5 bis 10° wachsen, hängen. Ein Treiben ist nicht möglich. Bei zu hoher Wärme verkrüppeln die Blüten, die bei normaler Kultur von Februar bis März blühen. Nach dem Abblühen werden die zur Vermehrung benutzten und etwa nicht verkauften Pflanzen so lange sorgfältig weiter gepflegt, bis das Laub anfängt abzusterben. Von da ab werden sie nicht mehr begossen bis zum Wiedereinlegen im Herbst. Ein Vorteil ist die rasche Vermehrbarkeit. Innerhalb eines Jahres verdoppeln sich die Zwiebeln. Von diesem Zuwachs ist zumindest ein Drittel blühfähig, die übrigen im folgenden Jahr. Auch die Vermehrung durch Aussaat ist nicht langwierig. Die ersten Pflanzen blühen schon im ersten Jahr nach der Aussaat. Leider ist die Sortenauswahl hier in Deutschland noch sehr beschränkt. Am weitesten verbreitet ist die alte L. tricolor. Daneben gibt es aber eine große Anzahl anderer Arten und Spielarten, die man, und sei es nur zu Kreuzungs- und Vermehrungszwecken, einführen sollte.

Eine Pflanze, die in vielen Gegenden unseres Vaterlandes, besonders auf dem Lande, auch heute noch häufig anzutreffen ist und deren Verbreitung meist durch Weitergabe von Stecklingen von dem einen Liebhaber an den anderen erfolgt, während in der Regel die Gärtner keine Notiz von ihr nehmen, ist Campanula isophylla mit der var. Mayi, daneben in geringerem Maße C. fragilis, beide in blauen und weißen Formen. Erstere blühen im August, September, letztere mehr vom Frühling bis in den Sommer hinein. Gute vollblühende Pflanzen würden ohne Zweifel gerne gekauft werden. Wie oft kommt an uns die Frage heran, wo denn diese schönen Glockenblumen zu kaufen seien, meist ohne daß man in der Lage ist, eine Gärtnerei als Bezugsquelle nennen zu können. Die Kultur ist so einfach, daß man nichts darüber zu sagen braucht. Vermehrung aus Stecklingen und Weiterkultur in schwerer lehmiger Erde, die recht nahrhaft sein soll. Die Überwinterung und Kultur erfolgt am besten im Sommer und Winter im luftigen Kalthaus. Im Sommer schattiere man während der heißesten Tagesstunden etwas. Um schneller buschige und ansehnliche Pflanzen zu bekommen, pflanzt man gleich 3 bis 4 Stecklinge zusammen in einen Topf. Gerade solch alte Topfpflanzen, die auch heute noch bei unserer Bevölkerung beliebt sind, sollten unsere Gärtnereien zum eisernen Bestand ihrer Kulturen zählen.

Das kleine blaublühende Exacum affine brauche ich Ihnen wohl nicht zu nennen, da es Ihnen allen bekannt sein wird. In manchen Gegenden läßt es sich sehr gut verkaufen, in anderen wieder gar nicht.

Alle Pflanzen, die ich bisher nannte, sind solche mit schönen Blüten, und auch nur eine Auswahl solcher Gewächse wollte ich heute nennen. Was ich bisher behandelte, ist allerdings nur eine Auslese, aber eine solche, in der nur das beste genannt wurde. Neben diesen gibt es noch eine ganze Anzahl anderer wertvoller Pflanzen, deren einer Teil so bekannt ist, daß er nicht ausführlicher behandelt zu

werden braucht und den ich deshalb nur nennen werde, sowie ein anderer Teil solcher Pflanzen, die entweder zuwenig erprobt oder aber nur für engere Verbreitung unter besonderen Liebhabern geeignet sind. Von ersteren seien nur genannt die schönen Bougainville, von denen die von Ruser ausgestellte Crimson lake und einige seiner eigenen Züchtungen dem Besucher der Frühjahrshallenschau noch wohl im Gedächtnis sein werden. Ganz anderer Art ist die von Königer eingeführte Beloperone, über die ja heute die Meinungen noch weit auseinander gehen, die aber m. E. doch zu einer der besten Zimmerpflanzen, die wir besitzen, zu zählen ist. Sie ist im Zimmer nahezu unverwüstlich, auch hat das Publikum an ihrer aparten, wenn auch nicht schreienden und auffallenden Schönheit viel Freude. Allerdings, auch ihre Kultur will verstanden sein, die meisten Pflanzen von ihr, die man heute in den Blumengeschäften sieht, sind alles andere als wüchsig und schön. Aber so ist es ja schließlich mit allen neuen Sachen, zuerst muß die nötige Kulturerfahrung gesammelt werden. Mit Kalanchoe Bloßfeldiana, dieser idealen Topfpflanze, war es in den ersten Jahren auch nicht anders. Hübsch und haltbar sind die neuen, leider auch zuwenig gezogenen Abutilon-Formen, zumal sie gar wenig Pflegeansprüche stellen. Saintpaulia ionantha, das Usambaraveilchen, findet noch immer seine Abnehmer. Meist ist das Angebot kleiner als die Nachfrage. Ebenfalls bekannter und in den Zeitschriften der letzten Jahre ausführlich behandelt sind die Zwerg-Granaten (Punica granatum nanum), die, falls sie in geringen Mengen angeboten werden, immer zu verkaufen sind. Von Gesneriaceen gibt es eine Anzahl, die weiterer Verbreitung wert sind. Neben Streptocarpus Isoloma, Tydaea, Idaea Gesneria seien die reizenden Achimenes nicht vergessen. Sie alle ähneln in der Kultur den Gloxinien und sind in den letzten Jahren des öfteren in den Fachzeitschriften beschrieben worden. Sehr zu empfehlen für den Sommer ist die hier und da gezogene schöne Torenia Fournieri mit blau und schwarzen und Torenia Baillonii mit gelb und schwarzen Blüten. Sie sind nur einjährig und sterben nach der Blüte ab, doch sind sie wegen der kurzen und billigen Kultur für einen geringen Preis zu verkaufen. Weiter sei geraten, auch einige der folgenden Pflanzen wieder einmal mehr anzuziehen. Alle sind gute und allbekannte Zimmerpflanzen, so daß echte „Fleißige Lieschen" (Malva capensis), Nertera depressa mit ihren leuchtenden und auffallenden Früchtchen, das alte Rosengeranium (Geranium radula v. rosodorum) und seine Verwandten mit wohlriechenden Blättern, der Judenbart (Saxifraga granulata) mit seinen bunten Formen, die unverwüstlich und immer schön sind. Auch Mimosa pudica mit ihren reizempfindlichen Blättern, im Frühjahr auf den Markt gebracht, lockt immer zum Kauf, allerdings nur dann, wenn der Preis für solch einfach zu ziehende Pflanzen entsprechend niedrig gehalten wird und nicht etwa eine Art Seltenheitswert, der in Wahrheit gar nicht vorhanden ist, zugeschlagen wird. Auch einige Begonien seien noch erwähnt, obwohl man gerade über sie einen besonderen Vortrag halten könnte. Ich erinnere nur an Begonia weltoniensis, metallica, Scharffiana, Credneri crassicaulis und so manche andere, nicht zu ver-

gessen auch die neue gefüllte semperflorens Gustav Lind, die ganz vorzüglich zu werden verspricht.

Als Übergang zu den Blattpflanzen, von denen ich nur einige besonders gute und erprobte nennen will, ohne weiter auf ihre Kultur einzugehen, seien die Bromelien genannt. Nur ganz wenige Arten dieser großen Familie sind heute allgemein verbreitet. Mit Unrecht, denn unter der großen Menge der in unseren botanischen Gärten gezogenen stecken noch viele Arten, die Massenverbreitung verdienen. Doch ein ausführlicheres Eingehen darauf sowie eine Erläuterung ihrer Pflegeansprüche würde den Rahmen meines Vortrages übersteigen. Deshalb seien von den Blattpflanzen nur einige genannt. Allen voran die Palmen. Von ihnen weiter verbreitet sind nur Kentia und Phoenix, in kleinen Mengen vielleicht noch Cocos Weddelliana und Phoenix Roebelenii. Neben diesen gibt es aber andere Palmen, die mindestens so schön wie die eben genannten sind und ihnen auch an Widerstandsfähigkeit und leichter Anziehbarkeit nicht nachstehen. Ich nenne nur den vorzüglichen Chrysalidocarpus lutescens, der selbst in Zentralheizungszimmern unverwüstlich ist, allerdings unter der Voraussetzung, daß er dauernd in einem mit Wasser gefüllten Untersatz steht. Gerade dieser Chrysalidocarpus gehört zu den schönsten aller mir bekannten Palmen. Die Bergpalmen, Chamaedorea, wachsen sehr rasch aus Samen und sind mit ihren schlanken, bambusähnlichen Stämmchen sehr dekorativ. Besonders gut wirken solche Töpfe, in denen mehrere Stämmchen zusammengepflanzt wurden. Die fein gefiederten Arten von Chamaedorea wirken fast am besten. Im Habitus Chrysalidocarpus ähnlich ist Geonoma gracilis, während Geonoma acaulis im Aussehen mehr zu manchen Chamaedorea-Formen paßt. Auch den so besonders unempfindlichen Rhapis sollte man wieder mehr in die Kulturen aufnehmen. Neben diesen gibt es noch eine ganze Anzahl guter und wüchsiger anderer Palmen, doch es wäre schon viel erreicht, wenn mit den eben genannten, besonders mit Chrysalidocarpus, einmal ein Anfang gemacht würde. Denn meiner Beobachtung nach nimmt die Liebhaberei für leichte und malerische Palmen wieder zu. Von Gummibäumen sind Ihnen allen bekannt Ficus elastica und pandurata. Neben diesen gibt es aber eine Menge anderer, die ebenso schön sind. Viel bestaunt wird immer wieder die bunte Form von F. elastica, die man leider viel zu selten angeboten findet. Zu empfehlen ist aber auch so manche andere Art, wie z. B. F. bengalensis, diversifolia, nitida, Schlechteri, buxifolia, Eetveeldiana und viele andere mehr, nicht zu vergessen für kühle Räume Ficus australis mit seiner bunten Form. Weiter nur genannt als vorzügliche Zimmerpflanzen Acanthus montanus und polystachium, Sansevierien, die bunte Clivia miniata foliis variegatis, das reizende weißbunte und gedrungen wachsende Caladium Humboldtii, das sich lange Zeit im Zimmer hält, Casuarina, junge Kaffeesträucher, die prachtvolle Coprosma Baueri, deren leuchtend grüne Blätter wie mit Lack überzogen glänzen, die eleganten Cordyline congesta und stricta, die bizarr gewachsene Corokia cotoneaster, Curculigo mit breiten, elegant überhängenden Blättern, Cyperus alternifolius, der, vorausgesetzt,

daß er dauernd im Wasser steht, zu einer der ausdauerndsten Zimmerpflanzen gehört, Dracaena, Eucalyptus, junge Eugenia, die vorzügliche und haltbare bunte Eurya japonica fol. var., Hoya carnosa, die Wachsblume oder, wie sie früher allgemein genannt wurde: Asclepias, eine der häufigsten Pflanzen unserer Großeltern, Myrsine africana, Ophiopogon, Pilea muscosa, Pittosporum, Rosmarin, Ruscus und noch so vieles andere, deren Nennung hier zu weit führen würde. Nur eine ganz kleine Auswahl stellen die eben genannten Blatt- oder Grünpflanzen dar. Sie glauben gar nicht, wie viele haltbare und schöne Pflanzen ich Ihnen in diesem Zusammenhang noch nennen könnte. Gerade diese Blattpflanzen, vor allem die strauchigen Arten, werden in Zukunft eine größere Rolle als bisher spielen, denn gerade auf sie wird man bei der Ausschmückung der Arbeitsplätze und Arbeitsstätten in Fabriken und Kontoren zurückgreifen müssen. Wer sich besonders hierüber unterrichten will, den verweise ich auf meine Ausführungen und Listen in den Nummern März, April, Mai der Gartenschönheit.

Erfahrungen bei der Marktregelung bei Blumen und Zierpflanzen

W. Moll, Köln

„Wer findet, bevor es verloren ist — und kauft, bevor es feilgeboten wird, — der stirbt durch mich, bevor er krank geworden.“

Diese Worte, die auf einem alten Richtschwert eingeätzt sind, möchte ich denen zurufen, die im vorigen Jahre bei Einführung der Marktordnung für Erzeugnisse des Blumen- und Zierpflanzenbaues den baldigen Zusammenbruch derselben vorhersagten.

Die Erfahrungen, die wir in den verflossenen 15 Monaten in Köln gesammelt haben, beweisen klar und eindeutig, daß eine vernunftgemäße Marktordnung nicht nur durchführbar, sondern auch notwendig war.

Das Chaos beim Absatz der Blumen im Kölner Gebiet war die eigentliche Ursache, daß in Köln die Absatzregelung zuerst durchgeführt wurde. Die Vorgänge, die nun fast 1½ Jahre hinter uns liegen, sind zu bekannt, als daß ich sie nochmals im einzelnen aufführen müßte.

Erzeuger und Verteiler waren von der Unordnung auf dem Markte gleich hart betroffen. Diese unsinnigen Zustände haben nicht nur dem Gartenbau geschadet, sondern auch die Verteiler haben darunter gelitten.

Auf freiwilliger Grundlage erträgliche Verhältnisse zu ermöglichen, war bei der verschiedenartigen Einstellung der Beteiligten nicht denkbar.

Es war für die am Kölner Markt interessierten Erzeuger und Verteiler eine Anordnung von einschneidender Bedeutung, durch die der Vorsitzende der Hauptvereinigung der Deutschen Gartenbauwirtschaft am 9. April 1935 jeglichen Verkauf von Blumen im Umherziehen, also den sogenannten Hausierhandel, verboten hat! Als Ersatz für das Hausieren wurde durch genannte Anordnung als alleinige Verkaufsmöglichkeit in Köln der Verkauf auf dem Blumengroßmarkt eingerichtet.

Die Mißstände, die vordem die Preisbildung für unsere Erzeugnisse ungünstig beeinflußten, waren beseitigt. Wenn früher eine Übersicht über das wirkliche Angebot nicht vorhanden war, so konnte man, nachdem die gesamte Erzeugung an einem Platze zusammen zum Verkauf gestellt war, das Angebot sehr gut übersehen. — Da aber auch die Käufer eine andere Möglichkeit, als auf dem Blumengroßmarkt einzukaufen, rechtmäßigerweise nicht mehr hatten, hatten bald die Erzeuger einen guten Überblick über den Bedarf.

Mit der Marktregelung bei Blumen und Zierpflanzen soll erreicht werden:

1. Anpassung der Erzeugung an den Bedarf,
2. Leistungssteigerung, d. h. eine Steigerung der Güte, nicht der Menge der Erzeugnisse,

3. Sicherung des gerechten Preises,
4. Werbung für den Verbrauch von Blumen.

Wichtigste Voraussetzung für die Anpassung der Erzeugung an den Bedarf ist das Kennenlernen des wirklichen Bedarfes.

Es war notwendig, zu erkennen, was die Verteiler gebrauchten, hierbei haben wir die Erfahrungen gemacht, daß unser Wissen vom Bedarf bisher recht lückenhaft war. Wohl wußten wir, daß zu gewissen Zeiten Erzeugnisse im Überfluß da waren; ebenso wußten wir, daß der Spitzenbedarf in den meisten Fällen nicht gedeckt werden konnte. Das Erkennen, wann und was benötigt wird, muß für die Erzeugung wegweisend sein.

In Köln hat sich gezeigt, daß die Ordnung des Marktes abhängt von den Wechselbeziehungen zwischen Angebot und Bedarf. Sind sie harmonisch, dann ist der Markt geordnet. Dazu ist zu sagen, daß die Erzeuger diese Harmonie der Wechselbeziehungen aber auch kennen müssen, um sie günstig für sich auszuwerten.

„Es ist zwar wichtig, zu erkennen, was not tut, das Erkennen allein genügt aber nicht, man muß auch danach handeln."

Wenn wir also durch die Erkenntnis über die Zeiten des Spitzenbedarfes die Erzeugung dem Bedarfe anpassen, dann kommen wir zu einer planmäßigen Bedarfsdeckung.

Obwohl es nichts Neues ist, will ich hier noch einmal sagen, daß die schlechte Wirtschaftslage im Gartenbau ihre Ursache nicht in zu geringer Arbeitsleistung hat, sondern in der oftmals zu wenig nutzbringenden Art der Arbeit.

Die Erkenntnis von der zeitlichen Verteilung des Bedarfes wird von den Leitern der Marktordnung durch statistisches Erfassen der wirklichen Verkäufe festgehalten und zu einem Bilde abgerundet, das in dem Augenblicke, wo es vollständig ist, der Wirtschaftsplan für die Erzeugung sein muß.

Dadurch, daß die nutzlose Erzeugung des Zuviel und Unverwertbaren ausgeschaltet wird, erfahren auf der einen Seite die Erzeugungsunkosten eine Ermäßigung und die Verkaufsergebnisse eine Steigerung, und diese günstigen Wechselbeziehungen zwischen Erzeugungsunkosten und Verkaufserlös steigern die Wirtschaftlichkeit. Die größere Wirtschaftlichkeit kommt nicht nur den Berufsangehörigen, sondern der ganzen Volkswirtschaft zugute.

Die Arbeiten, die zur statistischen Erfassung des Bedarfes notwendig sind, sind sehr umfangreich und über eine längere Zeit hindurch zu führen, um ein Bild zu gewinnen, das beständig ist.

So haben wir den Bedarf an Blumen und Zierpflanzen bei uns in Köln festgestellt.

Setzt man den Bedarf im Dezember = 100, so ergibt sich folgendes Bild:

Januar	82	Juli	60
Februar	60	August .	38
März . .	120	September	43

April	145	Oktober	68
Mai	200	November	75
Juni	120	Dezember	100

Für einzelne Gelegenheiten gibt es nun wieder besondere Feststellungen. So war für uns die Tatsache vollkommen überraschend, daß für einen besonderen Fall und in zwei Jahren übereinstimmend der größte Spitzenbedarf zu Pfingsten zu verzeichnen gewesen ist. Dann folgte Weihnachten; an dritter Stelle Ostern, an vierter Stelle Weißer Sonntag und an fünfter Stelle Muttertag! Die Hauptnamenstage, die in den katholischen Gegenden eine besondere Rolle spielen, sind den Kassenausweisen zufolge bisher immer überschätzt worden, wenngleich auch zu diesen Tagen der Bedarf wesentlich über den täglichen Bedarf steigt.

Das Verhältnis der Topfpflanzen zu den Schnittblumen ist, über das ganze Jahr gesehen, nicht einheitlich.

Während zu Weihnachten der Umsatz der Topfpflanzen im Vergleich mit Schnittblumen sich etwa die Waage hält, ändert sich dieses Verhältnis in den Monaten Januar und Februar sehr zugunsten der Schnittblumen. In diesen beiden Monaten steigt der Anteil der Schnittblumen bis zu 70 vH. In den Monaten März, April sind Topfpflanzen wieder etwas stärker gefragt, aber auch in dieser Zeit überwiegt der Umsatz an Schnittblumen mit etwa 60 vH. In den Monaten Mai und Juni steigt wohl der Bedarf an Topfpflanzen mengenmäßig an, wertmäßig aber bleibt das Verhältnis bestehen. Auch im Juli, August und September überwogen mengenmäßig die Schnittblumen. Der Anteil wird wertmäßig für Topfpflanzen mit 60 vH und für Schnittblumen mit 40 vH ausgewiesen. Im Oktober halten Schnittblumen und Topfpflanzen sich wert- und mengenmäßig die Waage. Im November überwiegen die Topfpflanzen mit 55 zu 45 vH. Im Dezember sind dann wertmäßig die Topfpflanzen mit 60 vH führend.

Diese Zahlen geben an sich wohl über die Verlagerung des Bedarfes wertvolle Aufschlüsse, bekommen aber erst die rechte Bedeutung durch die eigenen Erfahrungen der Erzeuger.

Durch die Anpassung der Erzeugung an den wirklichen Bedarf wurden Kräfte frei, die nunmehr restlos für eine Leistungssteigerung in qualitativer Hinsicht eingesetzt werden konnten.

Die Entwicklung in den letzten zwanzig Jahren hatte in sehr vielen Betrieben zu einer Vermehrung des Anbaues geführt, ohne daß für diesen vermehrten Anbau die entsprechenden Kultureinrichtungen vorhanden gewesen wären. Kultureinrichtungen, die es z. B. ermöglichten, in einer Kulturzeit 3000 Hortensien aufzunehmen, konnten unmöglich für 6000 Hortensien ausreichende Lebensbedingungen gewährleisten. Man hatte den unrichtigen Weg gewählt und glaubte, durch einen vermehrten Anbau in der Menge den Verlust, der durch abgleitende Preise entstand, wieder wettmachen zu können.

Die neue Art des Verkaufes auf dem Blumengroßmarkt Köln wurde Ansporn zur Steigerung der Güte. Jedem ist klar, daß durch ein Zurschaustellen der Erzeugnisse aller Erzeuger an einem Platz jeder bestrebt ist, es in der Qualitätserzeugung seinem Kollegen zu-

mindest gleichzutun. Der stärkste Ansporn zugunsten der Gütesteigerung war die Erzielung angemessener Preise, die besten Erzeugnisse wurden am schnellsten und zu den höchsten Preisen verkauft! Beweis für die wirklich erfolgte Qualitätssteigerung auf dem Blumengroßmarkt Köln ist die Anerkennung durch die Verteiler. Diese Anerkennung wird erhärtet durch die Tatsache, daß aus sehr vielen rheinischen und westfälischen Gegenden Aufkäufer nach Köln kommen wegen der dort vorhandenen Qualitätsware!

In diesem Zusammenhang muß allerdings mit aller Offenheit bekannt werden, daß durch diese Qualitätssteigerung gegen die Einrichtung Gegnerschaft entstanden ist, die Nichtskönner sind bei diesem Wettbewerb ins Hintertreffen gekommen, sie können ihre Erzeugnisse weniger gut verkaufen und schreiben dies der Marktordnung zu!

Nebenher sind noch die vielen Anregungen und Möglichkeiten zu bemerken, das Angebot vielseitiger zu gestalten. Der Vergessenheit verfallene und eigenartige Pflanzen werden in den Kulturplan wieder aufgenommen, bereichern die Auswahl und beleben durch diese bemerkenswerte Abwechslung die Kauflust.

Hand in Hand mit dem bisher Gesagten sind die Bestrebungen zur Sicherung eines gerechten Preises notwendige Merkmale der Marktordnung.

Die sicherste Gewähr für den gerechten Preis gibt, wie schon eingangs erwähnt, das harmonische Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage.

Immer wieder aber werden Störungen dieses guten Verhältnisses vorkommen, werden durch gute geschäftliche Erfolge spekulative Auswertungsvorhaben und dadurch Störungen einer vernunftgemäßen Erzeugung sich einstellen.

In den letzten Wochen haben wir diese Störungen zum Beispiel besonders bei den Gladiolen-Schnittblumen wahrnehmen können. Ein verhältnismäßig guter Absatz im Jahre 1935 bewirkte einen konjunkturmäßig vermehrten Anbau. Dabei stand diese Spekulation auf zwei Füßen. Im Sommer sollten die Gladiolenblüten und im Frühjahr die Gladiolenknollen verkauft werden. Ganz abgesehen von dem Betrug, der durch das Schneiden der Blüten auf Kosten der Güte der Knollen begangen wird, machen die Gladiolenknollenzüchter ihren Abnehmern die geschäftliche Auswertung der gekauften Knollen zunichte. In diesen und ähnlich gelagerten Fällen muß mit allen Mitteln das gute Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage gesichert werden.

Wir haben in Köln erleben müssen, daß Großanbauer von Gladiolen, die mit dem Wirtschaftsgebiete Köln in ihrem bisherigen Leben nicht das geringste zu tun hatten, durch zusätzliche Anfuhren von 15- bis 20 000 Gladiolenblüten je Tag die Ordnung des Kölner Marktes gefährdeten.

> „Nationalsozialistische Marktordnung unterscheidet sich eben durch das vernunftgemäße, dem Gemeinwohl dienende, — von der kapitalistischen Wirtschaftsordnung —."

Man darf es den Stellen, die für die Marktordnung verantwort-

lich sind und die sie durchführen sollen, nicht übelnehmen, wenn sie derartige Störungen isolieren oder unmöglich machen.

Der gerechte Preis ist nun aber auch keine schrankenlose Entwicklung nach oben; genau so wie ein Absinken der Preise von Übel ist, muß eine ungesunde Entwicklung nach oben verhütet werden, denn nicht nur der Erzeuger soll durch diese Marktordnung geschützt werden, sondern auch der Verbraucher.

Die Werbung für einen vermehrten Blumenverbrauch ist ebensosehr Ausgangs- als auch Schlußpunkt jeder Marktordnung.

Über die Notwendigkeit einer schlagkräftigen Absatzwerbung sind sich schon alle Beteiligten gleich einig gewesen, nur nicht bei der Aufbringung der dazu notwendigen Mittel.

Erstmalig ist nun Gelegenheit gegeben, im Verlauf der weiteren Entwicklung der Marktordnung auf einer gerechten Grundlage die Mittel für die Werbung zu beschaffen.

Der Widerhall, den die Marktordnung in den Kreisen der Beteiligten gefunden hat, ist nicht einheitlich gewesen. In allen Fällen jedoch wurde die Aufnahme günstig oder ungünstig beeinflußt durch die Bindungen, die die einzelnen zu unserem Berufe haben. Wo Standesbewußtsein und Gefühl für Berufsgemeinschaft die Einstellung beeinflußten, war freudige Mitarbeit und Zustimmung festzustellen. In einzelnen Fällen war Unkenntnis des Vorhabens Ursache zu Befürchtungen, die dann aber sehr bald zerstreut und überwunden wurden.

Es muß zugegeben werden, daß der neue Weg des Absatzes etwas vollkommen anderes war, an das man sich zunächst einmal heranarbeiten mußte. Auf der anderen Seite konnte sich die Leitung nicht durch persönliche Wünsche der einzelnen Beteiligten beeinflussen lassen, ohne das Ziel zu gefährden.

Die technischen Mittel zur Durchführung dieser Marktordnung sind inzwischen so bekanntgeworden, daß ich darauf nur kurz eingehen möchte. Bei uns ist der Schlußschein der markante Nachweis jedes Ein- und Verkaufes. Dieser Schlußschein erhält allerdings erst durch die Kassenquittung seine Berechtigung. Auch die Barzahlung ist mit der wertvollste Bestand unserer Marktordnung. Für alle, die den Blumengroßmarkt aus eigener Anschauung noch nicht kennen, sei gesagt, daß alle Schlußscheine an einer zentralen Kassenstelle freigezahlt und quittiert werden. Neben der alleinigen Möglichkeit, auf dem Blumengroßmarkt Köln zu verkaufen, und der Pflicht, Schlußscheine in dreifacher Ausfertigung zu schreiben — der Schlußschein gibt die Möglichkeit zur genauen statistischen Erfassung des Bedarfes —, besteht auf dem Blumengroßmarkt nur der Barzahlungsverkauf. Das Kreditwesen hat damit bei uns sein Ende gefunden, und um 10 Uhr vormittags sind die Erzeuger im Besitz ihres Geldes. Ein Teil der Erzeuger läßt jedoch die Verkaufserträge wöchentlich zusammen seiner Bank überweisen.

In diesem Zusammenhange muß noch gesagt werden, daß in Fällen großen Bedarfes der Verteiler mit Zustimmung des Blumengroßmarktes einige Tage Kredit in Anspruch nehmen kann, der im höchsten Falle bis zu 5 Tagen währt.

Das Schreiben der Schlußscheine ist sehr schnell den Erzeugern in Fleisch und Blut übergegangen, denn eine Kontrolle beobachtet, daß über alle Ware, die den Blumengroßmarkt verläßt, quittierte Schlußscheine mitgeführt werden.

An jedem Markttag hat die Geschäftsstelle des Blumengroßmarktes etwa 2000 Schlußscheine zu bearbeiten. Das Ergebnis dieser Arbeit gibt den Nachweis

1. über den Gesamtverkauf,
2. über den Erlös für die einzelnen Topf- und Schnittblumenarten,
3. über den täglichen Durchschnittsumsatz der einzelnen Topf- und Schnittblumenarten und -qualitäten.

Nach der monatlichen Zusammenstellung ist dann der gesamte Monatsverkauf, der Monatsdurchschnitt und die monatliche Menge gegeben. Für den Monat Juli dieses Jahres ergibt sich folgendes Bild: die wichtigste Schnittblume war die Freilandschnittrose, dann folgt die Remontantnelke, als drittes kommen Gladiolen. Weiter zeigt unser Julinachweis ein genaues Bild der Umsätze der übrigen Sommerschnittblumen. Wir können so auf Grund der Belege unseren Erzeugern die Bedeutung der einzelnen Schnittblumenarten mitteilen. Um nur eine Pflanzenart zu nennen, ist Löwenmaul eine Pflanze, die für den Schnittblumengärtner noch kaum Bedeutung hat. Der Durchschnittspreis für Löwenmaul betrug im Juli 1936 nur 40 Rpf. pro 100 Stiele.

Für die Hauptarten wird dann auf Kurvenblättern die Preisentwicklung festgehalten und anschaulich gemacht.

Bei der Durchführung der Marktordnung wurde jede Mitarbeit dankbar begrüßt und jeder verbessernde Vorschlag bereitwilligst angenommen.

Über die Entwicklung kann gesagt werden, daß diese in stetiger Aufwärtsbewegung verläuft. Die Verkaufsnachweise betrugen in diesem Jahre das 2- bis 3fache gegenüber dem Vorjahre.

Trotz der manchmal bedeutenden Umsätze sind in keinem einzigen Falle durch die Arbeit der Kassenstelle Unstimmigkeiten bei der Abrechnung vorgekommen, was eindeutig beweist, daß der Arbeitsweg der Kassenstelle der richtige ist.

Wir in Köln sind der Auffassung, daß die Voraussetzungen für die Marktordnung bei Blumen und Zierpflanzen in Deutschland sehr verschieden sind, sind aber davon überzeugt, daß eine vernunftgemäße, den Verhältnissen angepaßte Marktordnung in allen Teilen Deutschlands einer gedeihlichen Entwicklung unseres Berufes sehr dienen wird.

3. Fachgebiet Gemüsebau

Der Einfluß verschiedener Kulturmaßnahmen auf das Bitterwerden der Gurken

Dr. F. Vogel, Weihenstephan

Die nachfolgenden Ausführungen gründen sich auf umfangreiche Versuche, Bitterkeitsprüfungen, Untersuchungen an Gurkenpflanzen und auf Bodenuntersuchungen. Diese Arbeiten wurden in den Jahren 1930 bis 1936 seitens der Abteilung Bodenkunde und Pflanzenernährung an der Staatlichen Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau in Weihenstephan durchgeführt. Sie erstreckten sich auf Treib- und Kastengurken. Die Untersuchungen beziehen sich also zunächst noch nicht auf Freilandgurken, obschon manches Versuchsergebnis auch im Freilandgurkenanbau sinngemäße Anwendung finden kann.

Zweck der Untersuchungen war die Klärung der Standortseinflüsse auf das Bitterwerden, soweit sie vom Boden und Klima ausgehen, um zu erkennen, ob das Bitterwerden auf Kulturfehlern schlechthin beruht, ob überhaupt und welche Möglichkeiten es zur Verminderung oder Verhütung des Bitterwerdens durch geeignete Kulturmaßnahmen gibt, bzw. ob das Bitterwerden selbst bei Anwendung geeigneter Kulturverfahren nicht vollständig vermieden werden kann. Die Aufgabe wurde darin erblickt, den deutschen Gurkenanbau durch Verbesserung der Anbaubedingungen zur Erzeugung guter innerer Qualität der Gurken instand setzen zu helfen, damit die in zunehmendem Maße auf Binnenversorgung angewiesene deutsche Hausfrau die eigene Erzeugung ohne Hemmungen und mit Freude aufnehmen kann.

Die Versuche wurden teils im Großgewächshaus unter Verwendung von freistehenden Giebelspalieren bei Grundbeetpflanzung in geräumigen Betonkästen oder bei freier Auspflanzung sowie unter Verwendung von Vegetationsgefäßen und in Wasserkultur, teils in schmalen Spezialgurkenhäusern mit ihren eigenartigen Klimabedingungen, teils in Frühbeetkästen eingerichtet. In mehreren Jahrgängen wurde jährlich zweimaliger Anbau betrieben, und zwar stets mit Sorten mit möglichst verschiedener Anfälligkeit für das Bitterwerden. Die Zahl der Versuchspflanzen schwankte dabei jährlich zwischen 300 und 700. Sämtliche Früchte wurden versuchsmäßig nach Zahl und Gewicht in Größensortierungen erfaßt. Außerdem wurden in den einzelnen Jahren 60 bis 98 vH aller geernteten Früchte an Hand von Einstich- und Querstichproben teilweise an drei Stellen

auf Bitterkeit mittels der Geschmacksprüfung geprobt. Die Zahl der auf diese Weise in 6 Jahren geprüften und dabei entwerteten Früchte liegt bei 25 000 Stück. Durch Bodenuntersuchungen wurden die Ergebnisse begründet und gestützt. Durch laufende Witterungsbeobachtungen im Freien und in den Kulturräumen unter Verwendung zahlreicher meist selbstschreibender Instrumente ließen sich die Zusammenhänge zwischen dem Bitterwerden und den Klimaeinflüssen auffinden. Dadurch konnte auch Einblick gewonnen werden in das Zusammenwirken von Boden und Klima. Die jeweilige Feststellung der Erträge war dabei deshalb von Wert, weil sich bestimmte Kulturmaßnahmen zwar als ertragssteigernd, aber gleichzeitig als bitterkeitsfördernd erwiesen, während sich durch andere Maßnahmen das Bitterwerden trotz großer Erträge verringern ließ.

Aus den Ergebnissen werden zunächst einige allgemeine Feststellungen vorausgeschickt.

Die Verteilung des Bitterstoffes in bitteren Früchten zeigt die größte Anhäufung in der Gegend des Stielendes, während in Richtung zur Blütennarbe eine mehr oder weniger starke Abnahme die Regel bildet. Am meisten bitter ist die Schicht von 3 bis 8 mm unter der Schale. Das Kernhaus wird nicht bitter.

Form und Farbe der Früchte geben keine sicheren Kennzeichen für ihre Bitterkeit. Gebogene und gerade, eingeschnürte und gleichmäßig starke Früchte sind bald bitter, bald wohlschmeckend. Gelbgrüne und hellgrüne Früchte sind, soweit es sich nicht um Sortenmerkmale handelt, zwar nie bitter, aber meist von fadem und salzartigem Geschmack, während normalgrüne und gestreifte Früchte bald süß, bald bitter schmecken. Manchmal erwiesen sich jedoch auffallend stark dunkle, infolge von Wachstumshemmungen nach unten verjüngte und gebogene Früchte als eklig süß und bitter zugleich.

Die Behinderung der Leitbahnen durch Knicken oder Niederhängen, durch Überkreuzen und Abbinden von Fruchtstielen und Stengelteilen läßt keinen sicheren Rückschluß auf das Bitterwerden der davon betroffenen Früchte zu.

Zu den besonderen Ergebnissen dieser Arbeiten zählt zunächst die eindeutige Erkenntnis, daß die Bitterstoffbildung vom Wasserhaushalt in der Gurkenpflanze abhängt. Dieser wiederum wird mitbestimmt vom Wasserhaushalt des Bodens. Bei **Auswahl der Gurkenerden** hat der Gärtner diesem Umstand seither Rechnung getragen durch Verwendung einer mittelschweren bis schweren Erde bei mindestens teilweise gröberer Verteilung, bei tunlichst großem Gehalt an groben Verwesungsstoffen und bei gutem Gehalt an feinerdig verwesten, nährstoffspendenden Humusteilchen. Durch solche Auswahl und Bereitung von Gurkenerde ist es möglich, den Wassergehalt tunlichst groß zu machen, ohne den Wasserdurchtritt und den Wasseraufstieg zu hemmen, den Nährstoffgehalt groß zu gestalten, ohne die Menge der in der Hauptwachstumszeit verfügbaren, die Stärke der Bodenlösung erhöhenden Nährstoffmengen übermäßig zu vergrößern. Die diesem Zweck entsprechenden lehmigen

Misterden müssen aber selbst bei Zusatz von feinerdigen Humuserden durchaus nicht immer zweckentsprechend sein.

Bekanntlich ist die Gurke sehr wasserreich; sie nimmt riesige Wassermengen auf und geht bei der Verdunstung verschwenderisch mit dem Wasser um. Die erheblichen Gießwassermengen quittiert aber besonders eine an grobverteilten Verwesungsstoffen reiche, schwere Erde damit, daß sie sich dichter lagert und die Verwesungsstoffe bei Wasserüberfluß durch aufkommenden Luftmangel zum Faulen bringt. Dadurch wird auch der lehmige Anteil der Erde in Mitleidenschaft gezogen; er wird schmierig, nimmt von unten her den Geruch nach faulen Eiern an und verfärbt sich graugrünlich oder blaugrau. Sobald die Erde faul wird, sind die Wurzeln zum Absterben verurteilt; neues Wurzelwachstum ist darin unmöglich. Die Bewurzelung bleibt auf die oberste Bodenschicht von 15 bis 20 cm beschränkt. Die Gurkenpflanzen leiden dann unter Wassermangel nicht nur trotz, sondern sogar infolge des Wasserreichtums und der Luftarmut solcher „Gurkenerde", die eher die Bezeichnung Faulschlamm verdienen würde.

Wer mit lehmiger Misterde arbeitet, darf nicht versäumen, ihre Wandelbarkeit in den tieferen Schichten mittels des Bodenbohrers laufend zu überprüfen. Weit zweckmäßiger ist es, durch Auswahl geeigneter Erde dem Faulen vorzubeugen. Hierbei ist ein Gemisch von gleichen Teilen Grob- und Feintorf**streu** eines der geeignetsten Mittel. Mengenmäßig sollte aber im Interesse der Nährstoffversorgung der nährstoffarme Torf nicht mehr als ein Drittel der übrigen nährstoffreichen Erde betragen. Er darf erst beim Auffüllen der Gurkenbeete und soll stets in nassem Zustand zugesetzt werden; denn er soll während der Kulturdauer der Gurken möglichst wenig in Abbau geraten, sondern den Wasserdurchtritt sicherstellen und dennoch gleichzeitig Wasserspeicher für die Pflanzen sein.

Diese Auffassung wurde durch mehrere Versuche mit verschiedenen Bodenmischungen und Bewässerungsmengen bestätigt. So wurde beispielsweise der Hundertsatz an bitteren Früchten bei einem an Torfstreu reichen Erdgemisch nicht nur nicht vermehrt, sondern gegenüber lehmiger Misterde mit 26 vH bitteren Früchten vermindert auf den belanglosen Wert von 5,5 vH. Weiterhin wurde die Zahl der bitteren Früchte auf Misterde besonders während des Sommers erhöht, wenn sich die Wassergaben nicht über das gewöhnliche Maß erhoben. Durch verstärkte Bewässerung wurde sie zwar auf Misterde zeitweise gesenkt, nahm aber besonders im letzten Drittel der Kulturdauer empfindlich zu, während sie auf torfstreureichem Erdgemisch kaum auf halber Höhe lag und gegen Ende der Kulturzeit nur unerheblich zunahm. Die Zunahme der Bitterkeit erwies sich bei mehreren Versuchen zwar als Folge des Alterns und Verholzens der Leitbahnen; sie geht aber weit langsamer vor sich, wenn Bodenverdichtung und Bodenfäulnis durch Zusatz von Torfstreu vermieden bleiben.

Von großem Interesse ist die Frage, ob durch Düngung das

Bitterwerden der Früchte begünstigt wird, zumal die Gurkenpflanze einen recht großen Nährstoffbedarf aufweist. Zahlreiche Versuche über Nährstoffmangel, über geeignete Nährstoffverhältnisse, über verschiedene Düngeformen, über die verschiedene Wasserlöslichkeit der Salze, über organische und mineralische Düngung, über Volldünger und Einzeldünger, über fest und flüssig verabreichte Düngung, über Vorrats-, Kopf- und Nachdüngung zeigten bemerkenswerterweise, daß auf lehmiger Misterde Ertragssteigerungen nur selten und in kaum nennenswertem Maße erhalten werden. Eine beachtliche Erhöhung der Erträge kam nur dann zustande, wenn der Torfzusatz zur Erde ein Drittel des Bodenraumes überstieg.

Bei solchem Sachverhalt wiegen nachstehende, auf das Bitterwerden bezügliche Ergebnisse durch unterschiedliche Düngung um so schwerer. Die Zahl der bitteren Früchte wird durch salzartige, wasserlösliche Düngemittel vermehrt, wenn der Boden an sich reich ist an wasserlöslichen Salzen und wenn er zu leicht oder zu trocken gehalten wird. Darauf jedoch, daß zu große Nässe auf zur Fäulnis neigenden Böden bitterstoffmehrend wirkt, wurde bereits hingewiesen. Es ist also in Rücksicht auf die Fruchtqualität nicht leicht, die wasserlösliche Düngung zur Bewässerung und zur Bodenart ins richtige Verhältnis zu setzen. Deshalb ist von wasserlöslichen Düngemitteln bei der Gurkenkultur selbst auf nährstoffärmeren Böden sparsamer Gebrauch zu machen. Mehr als 1 kg wasserlösliche Gesamtsalzmenge je Kubikmeter Erde bei der Vorratsdüngung und größere Lösungsstärke als 0,2 vH bei der Kopfdüngung und Nachdüngung mit Lösungen müssen in Rücksicht auf das Bitterwerden vermieden werden. Soweit möglich, sollte die Düngung auf Vorrat in nicht wasserlöslicher Form gegeben werden. Auf nährstoffreichen Erden, wie es die auf der Grundlage von Stalldünger und Lehmboden gewonnenen Misterden sind, kann die wasserlösliche Düngung weder auf Vorrat, noch als Kopfdüngung, noch als Nachdüngung empfohlen werden. Einseitig übertriebene Stickstoffdüngung ist stets zu vermeiden. Stickstoff in Form von Kalksalpeter ist geeigneter als in anderen Bindungsformen; am ungeeignetsten ist das schwefelsaure Ammoniak. Unter den Kalidüngemitteln ist das schwefelsaure Kali den übrigen Kalidüngemitteln vorzuziehen. Von den Volldüngemitteln ist Hakaphos den sonst gebräuchlichsten Volldüngern, auch dem Nitrophoska, voranzustellen. Abgesehen davon macht derjenige, der sich in den Gesetzen der Pflanzenernährung und in der Anwendung der Einzeldünger nicht zurechtfindet, mit Hakaphos im Hinblick auf das Bitterwerden der Gurken die geringsten Fehler. Die Phosphorsäuredündung ist stets auf Vorrat, spätestens beim letzten Umsetzen der in Vorbereitung befindlichen Gurkenerde, und zwar in Form von Thomasmehl oder Rhenaniaphosphat, zu verwenden. Auch die Kalidüngung wird in Rücksicht auf das Bitterwerden der Früchte möglichst schon einige Monate vor Verwendung der Erde zugesetzt. Organische Düngemittel unterstützen die Fäulnis der Erde bei zu spätem Zusatz besonders dann, wenn sie sehr feinkörnig gemahlen sind. Insoweit können sie ebenfalls das Bitterwerden der Früchte fördern. Sie wären also min-

destens 6 Monate vor Verwendung und sollten nur bis zu 5 kg je Kubikmeter Erde zugesetzt werden.

Die bitterkeitsfördernde Wirkung der Düngung kann besonders nach Verwendung wasserlöslicher Düngemittel und namentlich in nährstoffreicher Erde nicht unerheblich gesenkt werden, wenn bei langanhaltenden Schönwetterperioden verstärkte Bewässerung verwendet wird. Übertreibung der Wassergaben führt aber selbst bei hohen Temperaturen nicht selten zum Bodensumpf und zu vermehrter Bitterkeit. Nachdüngung ist bei trockenem Wetter mit viel Sonneneinstrahlung trotz Beschatten um so mehr bitterkeitsfördernd, je spärlicher bei solcher Witterung bewässert wird.

Die Bewässerung mit kaltem Leitungswasser hat sich auf lehmiger Misterde zwar auf die Erträge nicht nachteilig ausgewirkt, aber die Qualität der Früchte ungünstig beeinflußt. Deshalb, weil sie sowohl bei längeren Regenzeiten die Bodenfäulnis begünstigt, als auch bei guten Bodentemperaturen durch Störung des Bodenlebens die Verwesungsvorgänge hemmt, ist die Bewässerung mit Leitungswasser stets durch solche mit abgestandenem Wasser zu ersetzen.

Abgesehen von diesen beachtenswerten Beziehungen der Bewässerung zur Düngung und zur Bodenverdichtung, kommt der Höhe der Wassergaben, soweit sie der Außenwitterung und dem Gewächshausklima Rechnung tragen, außerordentliche Bedeutung auf die Bitterstoffbildung zu. So wurden beispielsweise in einem Bewässerungsversuch mit abgestandenem Wasser bei spärlicher Bewässerung 53 vH Früchte mit 1159 Bitterstoffpunkten gefunden, während unter sonst gleichartigen Bedingungen die normale Bewässerung nur 35 vH mit 627 Punkten und die verstärkte Bewässerung sogar nur 16 vH mit 261 Punkten an bitteren Früchten brachte. Bodensumpf wurde hierbei allerdings selbst durch die verstärkte Bewässerung vermieden. Die spärliche Wassergabe betrug ⅔, die verstärkte das 1½fache der normalen Menge.

Im Zusammenhang mit einem Bewässerungsversuch stand die Frage nach der Auswirkung der Bodendichte beim Einfüllen und nach der Wirkungsweise der Bodennachfüllung. Die Pflanzen mit verstärkter Bewässerung lieferten bei Bodennachfüllung die wenigsten bitteren Früchte, und zwar waren diese bei locker eingefüllter Erde etwas weniger bitter als bei eingedrückter. Bei Unterbleiben der Bodennachfüllung stieg die Bitterstoffbildung im allgemeinen leicht an, etwas mehr bei lockerer Füllung. Die Pflanzen mit spärlicher Bewässerung wiesen bei Unterlassen der Nachfüllung und bei lockerer Lagerung eine geringere Bitterstoffbildung auf als bei leicht eingedrückter Erde. Die Bodennachfüllung erhöhte bei spärlicher Bewässerung die Bitterstoffbildung, und zwar etwas mehr bei lockerem Einfüllen als bei leichtem Andrücken der Erde. Die Pflanzen mit normaler Bewässerung wiesen geringere Bitterstoffgrade bei leicht angedrückter Einfüllerde auf. Es stellte sich also heraus, daß die Pflanzen bei spärlicher Bewässerung auf Grund eines bei Versuchsende festgestellten tiefergreifenden und feiner verzweigten Bewurzelungsbildes durch die Bodennachfüllung zu einer deutlichen Erhöhung der

Bitterstoffbildung gelangten, während durch die gleiche Maßnahme bei verstärkter Bewässerung eine leichte Verminderung des Bitterwerdens eintrat. Das Wurzelwerk wurde also offenbar durch die Nachfüllung in der Wasseraufnahme gestört, während das wesentlich flacher streichende Wurzelwerk bei verstärkter Bewässerung infolge der Bildung von Beiwurzeln im nachgefüllten Erdreich eine Ergänzung fand, die zur Verbesserung der Wasserversorgung und dadurch zum Rückgang des Bitterwerdens führte. Das Nachfüllen von Erde hat also eine sachgemäße Bewässerung zur Voraussetzung. An sich muß dem Nachfüllen das Wort geredet werden, wenn frühzeitig Bodensumpf eintritt und wenn die Pflanzen unter Nährstoffmangel leiden. Im letztgenannten Sinne ist Erdenachfüllung der Nachdüngung mit wassergelösten Salzen vorzuziehen.

Umfangreiche Versuchsergebnisse liegen vor über das *Zusammenwirken der einzelnen Klimafaktoren*, wie Belichtungsstärke, Belichtungsdauer und Beschattung, Lufttemperatur, Luftfeuchtigkeit und Lüftung. Dabei wurden die Beziehungen dieser Bedingungen zueinander, zu verschiedener Bewässerung und teilweise auch zu verschiedenen Erdarten studiert. Da sich die einzelnen Klimawerte gegenseitig bedingen und ihre Größen vielfach durch den Verlauf der Außenwitterung bedingt sind, muß ein Teil derselben als unabänderlich hingenommen werden und wird hier überhaupt nicht oder nur kurz erwähnt.

Unter den Witterungseinflüssen hat das *Licht beherrschende Bedeutung* für das Bitterwerden der Gurken. Ihm kommt wohl nach Sonnenscheindauer wie Lichtstärke sogar die größte Bedeutung von sämtlichen Standortsbedingungen zu. Zwar zeigte der *Verlauf des Bitterwerdens* der Früchte durch den allgemeinen Anstieg der Zahl von bitteren Früchten gegen Ende der Kultur, daß das Altern der Pflanzen hierbei eine große Rolle spielt. Daneben läßt sich aber aus diesem Verlauf bei sämtlichen Gewächshaus- und Frühbeetversuchen stets und in eindeutiger Weise folgendes erkennen: Starke Lichtwirkung während *gewitterreicher Perioden* (besonders im Mai und Juni) läßt trotz zeitweiser Wolkenbedeckung das Bitterkeitsprozent in ähnlicher Weise hinaufschnellen wie *langanhaltende Schönwetterperioden* (besonders im Juli und August). Im ersten Fall scheint der Lichtstärke, im letzten der Belichtungsdauer die größere Bedeutung zuzukommen. Die Bitterstoffbildung scheint zwar mit erhöhtem Lichtgenuß alsbald einzusetzen, sie kommt jedoch gewöhnlich erst in den 6 bis 8 Tage nachher geernteten Früchten zum Ausdruck. Schon bei 3- bis 5tägigen Niederschlags- und Bewölkungsperioden geht die Zahl der bitteren Früchte nicht selten um 30 vH zurück und findet in der Fruchternte vom 3. bis 6. Tage ab ihren Ausdruck. Bei länger dauernder, zusammenhängender Wolkenbedeckung können bei sonst günstigen Klima- und Bodenbedingungen bittere Früchte zur Seltenheit werden. Gewinnt der Lichteinfluß schon im *jugendlichen Alter* der Pflanzen nicht selten entscheidende Bedeutung für das Verbittern der Früchte, so

sind die Pflanzen im vorgerückten Alter, etwa von der 10. bis 12. Woche nach dem Auspflanzen ab, außerordentlich leicht zur Bitterstoffbildung geneigt. Die Ausdehnung der Kulturdauer über 4 Monate verbietet sich in Rücksicht auf das Bitterwerden um so mehr, wenn die Pflanzen die Anzeichen des Alterns zeigen und wenn die sonstigen Klima- und Bodenbedingungen nicht streng in Ordnung gehalten wurden. Dabei ist zeitweise übersteigerte Temperatur von größerem Einfluß als durch Lüften zu groß gewordene Lufttrockenheit, Wassermangel von stärkerer Wirkung als ungeeignete Düngung, obschon sich die Faktoren beider Gruppen steigern und sich wiederum beide Gruppen im Sinne gehäufter Bitterstoffbildung zeigen.

Zur Förderung der Erkenntnis über die Bedeutung der einzelnen Klimawerte dienten besondere Versuche in Spezialgurkenhäusern über die Wirkung verschiedener Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Beschattung. Außerdem ließen sich mehrere Versuche im Großgewächshaus im Hinblick auf die Klimagestaltung auswerten, da hier zur Erfassung des Kleinklimas fünf Serien von selbstschreibenden Witterungsinstrumenten aufgestellt waren.

Eine im Verhältnis von 10 : 7 größere Wärmesumme bei 10 : 11 geringerer Luftfeuchttigkeitssumme hatte bei der Februar-Juni-Kultur im Spezialgurkenhaus im Mittel aller sonstigen Faktorenvereinigungen keinen Einfluß auf die Bitterstoffbildung. Eine im Verhältnis von 10 : 8 höhere Luftfeuchtigkeitssumme bei fast gleicher Wärmesumme übte bei der Juni-September-Kultur auf die Erhöhung der Erträge einen größeren Einfluß aus als auf die Minderung der Bitterkeit. Temperatur und Luftfeuchtigkeit sind also zwar nicht belanglos, dürfen aber in ihrer Bedeutung nicht überschätzt werden.

Die volle Belichtung ohne alle Beschattung gab schon bei der Frühkultur durch vermehrte Verdunstung der Pflanzen und verminderte Luftfeuchtigkeit, besonders aber infolge großer Lichtwirkung zur Bitterstoffbildung weitgehend Anlaß. Gleichzeitig wurden die Erträge gehoben. Bei der Sommerkultur wurde die Bitterkeit durch volles Licht und die dadurch bedingte Erwärmung bei geringerer Luftfeuchtigkeitssumme bis auf 62 vH gesteigert, während sie durch das Beschatten im Mittel verschiedener Luftfeuchtigkeitsverhältnisse auf 38 vH zurückging.

Mangel an Bodenwasser und damit verbundener Rückgang des Zellsaftdruckes steigerten das Bitterwerden bei der Frühjahrskultur ganz allgemein, am meisten jedoch in den der vollen Sonne ausgesetzten Häusern und hier wieder bei unzureichender Nachttemperatur mehr (bis auf 57 vH) als bei bester Nachttemperatur. Demgegenüber wurden bei Zusammentreffen von Halbschatten, verstärkter Bewässerung und bester Nachttemperatur 19 vH bittere Früchte erzielt. In der Sommerkultur wurde durch die Faktorenvereinigung Wassermangel — geringe Luftfeuchtigkeit — volles Licht die Bitterkeit bis auf 64 vH gesteigert. Daß auch hierbei dem Licht die größte Bedeutung zukommt, wird dadurch bewiesen, daß die Faktorenzusammenstellung Wasserüberschuß — geringe Luftfeuchtigkeit — volles Licht nur den geringen Rückgang auf 59 vH zuließ, während geringe Luftfeuch-

tigkeit — Wassermangel — Halbschatten eine Minderung auf 43 vH und das Zusammentreffen von geringer Luftfeuchtigkeit — Wasserüberschuß — Halbschatten die weit geringere Zahl von 31 vH bitteren Früchten ermöglichte.

So bedeutungsvoll das Beschatten auf die Verminderung der Zahl der bitteren Früchte sein mag, so nachteilig wirkt es sich auf die Erträge aus, denn diese sinken fast durchweg um 10 bis 18 vH infolge der Herabsetzung der Leistung der Blätter. Diese tritt besonders stark ein, wenn eine dichte „Schattierfarbe" bei Eintreten schlechten Wetters nicht sofort abgewaschen wird. Es besteht also noch ein Mangel an geeigneten „Schattierfarben". Diese müßten folgenden Anforderungen entsprechen. Große Dichtigkeit bei starker Belichtung, größte Aufhellung bis zur Durchsichtigkeit bei Regen und durch Aufspritzen von Wasser auch bei regenfreiem Wolkenschatten, große Haftfähigkeit, Freibleiben von Rissen und Abblättern.

Außer der Aufgabe, eine geeignete Schattierfarbe aufzufinden, obliegt der Technik im Gartenbau noch die Verbesserung der Gewächshaustypen für die Treibgurkenkultur. Hierbei mag zunächst von Interesse sein, daß im Frühbeetkasten sicher nicht allein wegen der größeren Widerstandsfähigkeit der Kastengurken gegen das Bitterwerden die Zahl der bitteren Früchte im Durchschnitt unter 10 lag, während sie im Großgewächshaus meist an 20 heranreichte und im Spezialgurkenhaus über 30 gewöhnlich weit hinaus ging. Das Spezialhaus stellt durch seine engen Verhältnisse, durch die niedrigen Stehwände über hohen Mauersockeln und infolge der großen Glasnähe der Spaliere, zumal bei betoniertem Mittelgang, den denkbar ungünstigsten Kulturraum für Treibgurken dar. Den Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung lieferte das Großgewächshaus. Hier zeigte sich z. B. bei einem Versuch im Jahre 1935 mit genauen Aufzeichnungen über das Kleinklima an fünf verschiedenen Orten des Hauses eine regelmäßige Abnahme der Zahl der Bitterkeitsprozente von der Nordsüdreihe an der östlichen Wand über die 4 mittleren Reihen bis zur Reihe an der westlichen Wand. Der große Einfluß der durch die Eigenart der Kulturräume bedingten Klimaverhältnisse ist also unverkennbar. Abhilfe tut auch hier not.

Da bei den Versuchen seit 1931 alljährlich mindestens zwei Sorten Verwendung fanden und hierbei die Sorte „Weigelts Beste" als glatter Typ neben der Sorte „Spot resisting" als stachligem Typ immer wieder Verwendung fand, konnten auch Anhaltspunkte dafür gewonnen werden, in welchem Ausmaße diese beiden Testsorten neben anderen Sorten bitter werden. Aus der Fülle der hierüber vorliegenden Zahlen werden nur folgende genannt. Bei ungünstigsten Boden- und Klimabedingungen wurde Weigelts Beste bis zu 69 vH, aber auch Spot resisting bis zu 45 vH bitter. Während indes bei besten Klimabedingungen Weigelts Beste noch bis zu 35 vH bitter wurde, sank unter gleich guten Bedingungen das Bitterkeitsprozent bei Spot resisting auf den belanglosen Wert von 3 bis 5 vH. Dieses und andere Versuchs-

ergebnisse stellen gebieterisch die Aufgabe, das Bitterwerden der Gurken als **Züchtungsfrage** anzufassen. Dabei wäre es nötig bei Erhaltung der hervorragenden inneren und äußeren Qualitätsmerkmale, wie sie beispielsweise in den Früchten der Weigelts Besten vertreten sind, die Neigung für das Bitterwerden wegzuzüchten.

Die in dieser Richtung liegenden Vorarbeiten wurden durch vergleichende Prüfung einer Anzahl von Treib- und Kastengurkensorten begonnen. Dabei standen neben den Erträgen die Bitterkeitsprozente im Vordergrund. Unter Verzicht auf die Angabe der Erträge werden nachstehend die festgestellten Bitterkeitswerte in Prozenten aller geernteten Früchte angegeben.

Ein 1934 angestellter Versuch mit 8 Treibgurkensorten brachte folgende interessante Abstufung der Bitterkeitsprozente: Holländer Spiers 66, Bonner Haus (nicht sortenecht) 64, Weigelts Beste 41, Weigelts Neuheit 31, Rollisons Telegraph 27, Spot resisting 23, Schützes Reform Treib 18, Becks Namenlose 8. Bei teilweiser Wiederholung und Erweiterung bis auf 10 Sorten wurde durch einen weiteren Versuch im Jahre 1935 diese Reihenfolge im allgemeinen wie folgt bestätigt: Holländer Spiers 37, Bonner Haus (sortenecht) 25, Weigelts Beste 21, Rochfords Markt-Favorite 14, Herrmanns Vollendung 13, Weigelts Neuheit 13, Spot resisting 10, Rollisons Telegraph 5, Schützes Reform Treib 2, Becks Namenlose 1.

Desgleichen wurden in beiden Jahren Versuche über das Bitterwerden verschiedener Kastengurkensorten durchgeführt. Von den 16 im Jahre 1934 geprüften Sorten lieferten an bitteren Früchten in Prozenten: Bautzener Kasten 12,5, Volltreffer 11, Blaus Rekord 10, Blaus Erfolg 9, Triumph von Würzburg 7, Oberhofgärtner Kunert 5, Blaus Allerbeste 4, Perfektion 3, Produkta 2 und Blaus Konkurrent 1. Alle übrigen Sorten, angeordnet in der Reihenfolge zunehmender Erträge, blieben frei von bitteren Früchten: Deutscher Sieger, Münchener Markt, Hampels verbesserte Mistbeet, Noas Treib, Sensation und Schützes Reform. Die im Jahre 1935 geprüften 10 Sorten ergaben nachstehende Reihenfolge: Deutscher Sieger 44, Blaus Rekord 41, Oberhofgärtner Kunert 17, Produkta 11, Perfektion 10, Noas Treib 9, Hampels verbesserte Mistbeet 8, Volltreffer 6, Sensation 2, Schützes Reform 0. Neben einigen Verschiebungen in der Reihenfolge bei den Kastengurkensorten sind die großen Unterschiede in der mittleren Höhe der Bitterkeitswerte beider Jahrgänge unverkennbar.

Im Jahre 1936 wurden daraufhin Frühbeetkastenversuche mit 14 Kastensorten im Vergleich zu 4 ägyptischen und 16 durch die deutsche Hindukusch-Expedition aus der Stammheimat der Gurke mitgebrachten Rassen und Typen angelegt. Die Ergebnisse liegen derzeit noch nicht vor.

Bei den zahlreichen, in der Durchführung teilweise recht schwierigen Arbeiten erwies sich die Gurke nicht nur als dankbares Objekt der Standortsforschung. Die langjährigen Arbeiten brachten, wie gezeigt werden konnte, eine Reihe von Ergebnissen, aus denen unsere Gärtner ohne Zögern die Nutzanwendung ziehen können und müssen,

solange die Züchtung noch nicht zu Sorten von großer Widerstandsfähigkeit gegen das Bitterwerden vorgedrungen ist. Die Züchtung aber hätte zielbewußt auf Gurkensorten hinzuarbeiten, welche den Vorzug hoher Erträge mit großer Widerstandsfähigkeit gegen das Bitterwerden und mit guten äußeren und sonstigen inneren Qualitätseigenschaften vereinigen. Der Verbraucher aber wird dem Anbauer wie dem Züchter den Dank abstatten durch vermehrten Gurkenverzehr.

Neues auf dem Gebiete des Gewächshausbaues für den Treibgemüsebau

A. Demnig, Berlin

Die offensichtliche Benutzung der Häuser zur Pflanzenzucht lenkt häufig von dem Zweck ab, in den Häusern ein Klima zu schaffen, das das Pflanzenwachstum in günstigstem Sinne fördern soll. Man bearbeitet und beobachtet die einzelnen Pflanzenwachstumsfaktoren und erzielt dabei gute Erfolge. Wenn aber trotzdem Mißerfolge eintreten, sucht man erneut nach schuldigen Faktoren, die durch das Gewächshaus vernachlässigt sein sollen. Durch dieses Auf und Ab im Erkennen und Verwerfen wird die Meinung über die Beschaffenheit der Gewächshäuser und die Verbesserungswünsche gebildet. Mit der Schaffung eines möglichst naturgetreuen Klimas im Gewächshaus scheint es aber ähnlich zu gehen wie mit der Düngung. Bei der Düngung hat man bekanntlich die Erfahrung machen müssen, daß die Gabe eines Nährstoffes vorübergehend hilft, daß aber nur im Zusammenwirken aller Nährstoffe einschließlich der Humusstoffe ein gesunder Boden erhalten werden kann, der regelmäßig auch ein gesundes Wachstum zuläßt.

Unser Klima setzt sich aus vielen Faktoren zusammen, die voneinander abhängig sind und meistens einander bedingen. Es ist den Berufskameraden bekannt, daß sinkende Temperatur bei entsprechender Luftfeuchtigkeit schließlich Taubildung zur Folge hat. Im Gewächshaus verhindern Sie die oft unerwünschte Taubildung durch Nachtheizung, also Erhaltung der Luftwärmegrade im Hause. Einige Pflanzen, z. B. Gurken, sind gegen geringe Lichtmengen sehr empfindlich, sie wollen nicht weiter wachsen; man versucht, durch künstliche zusätzliche Belichtung Abhilfe zu schaffen. Bei stagnierender Luft im Hause werden Krankheiten aller Art gefördert, die die Entwicklung der Pflanzen mindestens hindert, oft aber noch zusätzliche Schädlingsbekämpfungsmaßnahmen notwendig macht; man versucht, durch Lüftungseinrichtungen oder Ventilatoren Abhilfe zu schaffen. Und so hätte ich die drei Hauptfaktoren, die ein Klima ausmachen, Licht, Luft und Wärme, mit den Erscheinungen, die jedem Gärtner bekannt sind, in Ihr Gedächtnis zurückgerufen. Ich nenne hier nur diese drei, weil sie als sogenannte Grundfaktoren möglichst im Optimum vorhanden sein müssen, daher die Einrichtung der Bauten wesentlich beeinflussen und demzufolge viel Geld kosten. Der Kostenpunkt spielt bei unserem Können stets eine große Rolle, selbst wenn die Kenntnisse der besten Maßnahmen bekannt sind. Was ist in den letzten Jahren über die Lichtverhältnisse bekannt geworden?

Zuerst sind Untersuchungen über die Lichtdurchlässigkeit der im Handel befindlichen Glassorten und Arten angestellt worden. Es handelt sich um Blankglas, Klarglas (Rohglas) und Drahtglas (Bizellaglas). Die wissenschaftlichen Ergebnisse zeigen, daß alle genannten Glasarten das Sonnenlicht (ein Strahlungsgemisch langer und kurzer Wellen) nicht voll hindurchlassen, sondern etwa 10 bis 12 vH reflek-

tieren und absorbieren. Man weiß auch, daß die kurzwelligen Strahlen, die dem Auge nicht sichtbar sind, absorbiert werden und demzufolge ultraviolette Strahlen, die in den Kurzwellenbereich gehören, nicht in die Gewächshäuser gelangen. Man kann diese Strahlen auch photoelektrisch messen. Ebenso kann man durch thermoelektrische Messungen die unsichtbaren Langwellenstrahlen messen, die der infraroten Gruppe angehören. Weil man auch die Wellenlänge der Rückstrahlung der Erde und der Pflanzen während der Nacht kennt, weiß man, daß diese Strahlen vom Glas restlos verschluckt werden. Die für die Praxis bestimmten Versuche von Dr. Reinhold haben gezeigt, daß für eine Anzahl Gemüsepflanzen Blankglas und für andere Klarglas günstiger gewesen ist, was durch Mehrerträge nachgewiesen wurde. Als Nebenwirkung der verschiedenen Glassorten, die nach ihrer Herstellungsweise in verschiedenen Stärken angeliefert worden sind, hat sich eine günstigere oder ungünstigere Wärmehaltefähigkeit ergeben, auf die ich später noch zurückkommen will. Aus diesen Arbeiten der wissenschaftlichen Forschungen ergibt sich von selbst die Frage, welchen Nutzen hat daraus die Gewächshausindustrie oder der Gärtner gezogen? Die Gewächshausindustrie hat auf diese Frage derart geantwortet, daß sie Häuser mit größeren Scheiben anbietet. Zum Teil ist diese Erscheinung allerdings auf das Bestreben zurückzuführen, daß durch eine Neukonstruktion oder die Verwendung eines anderen Baumaterials größere Scheiben erforderlich oder besser anzubringen waren. Auch hier greift die Verbesserung eines Wachstumsfaktors, der günstigeren Belichtung, zu den anderen Faktoren über, eine bessere Luftzirkulation in den Häusern zu schaffen. Wenn die auf der Ausstellung vertretenen Gewächshausfirmen mit ihren Neuerungen kurz skizziert werden sollen, dann fällt zuerst auf, daß zwei Typen mit ganz aufklappbaren Dachflächen von den Firmen Höntsch und Augenstein gezeigt werden. Der Sinn dieser Neuentwicklung der Gewächshäuser hat allerdings erst in zweiter Linie die Ausnutzung der größeren Belichtbarkeit der Gewächshäuser zur Voraussetzung, weil bei dieser Konstruktion der größere Wert auf die bessere Belüftbarkeit gelegt worden ist. Das Gewächshaus von Böttger & Eschenhorn benutzt als Verglasung die Holländerscheibenmaße, weil sie auf der freitragenden Stahlkonstruktion sicher angebracht werden können und ein selten helles Gewächshaus damit ergeben. Hier war die Möglichkeit, große Scheiben zu verwenden, durch die Benutzung des neuen Baustoffes, der Hohlstahlsprosse, gegeben. Auch die Firma Röder hat ein Gewächshaus mit größeren Scheibenmaßen aufgestellt, wobei anscheinend auch hier die Wahl des Sprossematerials, nämlich Holzeinschiebesprossen, ausschlaggebend für die Wahl großer Scheiben gewesen ist. Die sonst noch gezeigten Gewächshäuser bieten in bezug auf die Wahl größerer Scheiben und demzufolge größerer Helligkeit im Gewächshaus nichts wesentlich Neues.

Im Gartenbau wird durch die Berufskameraden die Wahl großer Scheiben noch mit sehr gemischten Gefühlen aufgenommen. An sich ist den Berufskameraden die größere Helligkeit im Gewächshaus erwünscht, sie befürchten aber, daß bei diesen Scheibenflächen größere Verluste dadurch entstehen, daß die Scherben, die sie sonst noch zum Aufschneiden

für kleinere Scheiben benutzt haben, bei den großen Gewächshäusern fortfallen. Es haben bisher nur wenige Betriebe den Ausweg gefunden, große Scheiben von Gewächshäusern zu kleineren Scheiben für Frühbeete aufzuschneiden. In diesem Falle ist also lediglich die Wirtschaftlichkeit der Betriebsführung ein Hinderungsfaktor, wenn sich der Gartenbau der Vorteile der großen Scheibenflächen nicht bedient und bei der Neuanlage oder beim Ausbau von vorhandenen Gewächshäusern sich diesen zunutze macht. Die Forschung hat als Schlußfolgerung ihrer Arbeiten angegeben, daß Blankglas zweckmäßigerweise in den deutschen Reichsgebieten benutzt wird, die durch häufig bedeckten Himmel also geringere Lichtmengen zur Verfügung haben. Sie schlägt Klarglas (Gartenrohglas) für die Reichsgebiete vor, die im Jahr mehr Sonnenscheintage als z. B. die Küstengebiete haben. An sich ist diese Darstellung nach dem Lichtdurchgangsgesetz verständlich. Die Meteorologen gaben allerdings bekannt, daß die Lichtmenge, die durch mehr oder weniger bedeckten Himmel in den verschiedenen Jahren auf die Erde gestrahlt wird, in den einzelnen Jahren verschieden hoch ist. Sie bringt diese Tatsache durch die Anzahl der jährlichen Sonnenscheintage bzw. Sonnenscheinstunden pro Tag zum Ausdruck. Wenn man diese Angaben gleichfalls bei der Auswahl der Glashäuser berücksichtigt, ergibt sich, daß es grundsätzlich gleich ist, welche Glasart man für seine Gewächshäuser benutzen will. Die Ausgleichsfaktoren, die Sie in der zu kultivierenden Pflanzenart und der Anzahl der Sonnenscheintage in den einzelnen deutschen Gebieten und pro Jahr vorfinden, sind so mannigfaltig, daß man eine bestimmte Glasart nicht bevorzugen kann. Eine Bevorzugung kann besonders deshalb nicht erfolgen, weil in den Gewächshäusern auch die Kulturpflanzen gewechselt werden, wenn man nicht reine Spezialhäuser errichtet hat, die während ihrer ganzen Lebensdauer nur mit einer Pflanzenart bestellt werden, z. B. Gurkenhäuser. Die Industrie hat aber Wege gesucht, um in der lichtarmen Zeit Abhilfe zu schaffen. Sie hat die zusätzliche Belichtung unserer Kulturpflanzen geschaffen. Berufskameraden, die sich dieser neuen Errungenschaft bedienen wollten und die Pioniere unter den Berufskameraden, die solche Anlagen zur Probe oder aber auch auf eigene Rechnung bereits benutzen, mußten die Erfahrung machen, daß nicht alle Pflanzen gleichmäßig günstig auf die zusätzliche Belichtung reagierten. Diese Tatsache führte zu der Erkenntnis, daß die Lichtansprüche der einzelnen Pflanzen unterschiedlich sind und daß sogar die Lichtansprüche derselben Pflanzen, je nachdem was der Gärtner aus ihr erzielen will, verschieden bewertet werden müssen. Die Wissenschaft hat inzwischen festgestellt, daß sie zweijährige Pflanzen bei zu starker Belichtung zum schnelleren Blühen und zur Samenbildung veranlassen kann, während dieselben Pflanzen bei geringerer Lichtmenge üppige Laubmassen bilden, um gegebenenfalls gerade dann dem Gemüsegärtner wertvollere und beachtlichere Ernten einzubringen (Salat und Möhren).

Aus dieser Betrachtung des Wachstumsfaktor Licht ist einmal zu erkennen, daß der Gärtner aus wirtschaftlichen Gründen nicht in jedem Falle die brauchbare Neuerkenntnis wissenschaftlicher Forschungen be-

nutzen kann, und es ergibt sich ferner, daß die Benutzung der neuen Faktoren auch der Wissenschaft neue Aufgaben stellt, nämlich festzustellen, welche Pflanzen zusätzlich Licht zur Erreichung der Kulturziele des Gärtners vertragen und in welcher Menge und welche Pflanzen im Gegenteil durch stärkeres Beschatten zu besserem Gedeihen veranlaßt werden können. Auch bei der zusätzlichen Belichtung ist vor der Benutzung in der Praxis die Frage der Wirtschaftlichkeit zu prüfen, weil man durch die zusätzliche Belichtung verschiedene Ergebnisse erzielen kann.

In enger Verbindung mit dem Wachstumsfaktor Licht ist der Wachstumsfaktor Wärme zu nennen. Dieser Faktor ist deshalb von großer wirtschaftlicher Bedeutung, weil ihn der Gärtner regelmäßig, fast während eines halben Jahres, zusätzlich erzeugen muß. Wärme wird bekanntlich durch unsere Heizungseinrichtungen den Kulturräumen vermittelt. Man kann wohl behaupten, daß heute die Warmwasser- und die Niederdruckdampfheizung die Heizungen des Gartenbaues sind. Die Gewächshausindustrie hat sich in ihren Konstruktionen entsprechend den Bedingungen dieser Heizungssysteme eingestellt und Baulichkeiten, die auch eine erhebliche Rohrlast tragen können, geschaffen. Andere Heizverfahren werden sich voraussichtlich erst dann im Gartenbau einführen lassen, wenn sich durch Gewächshausneukonstruktionen, die billiger als die bisherigen sein müssen, ein neues Heizungsverfahren als notwendig erweist. In der Industrie, in großen öffentlichen Gebäuden, in Konzertsälen und anderen für Großraumheizung geeigneten Baulichkeiten, hat sich bereits die Luftheizung eingeführt, weil die Verlegung der Rohrleitungen für eine Warmwasser- oder Dampfheizung die Aufwendung zu großer Mittel verlangt und die Betreuung der Anlage zu hohe laufende Unkosten verursachen würde. Für öffentliche Gebäude ist auch Warmwasser- oder Dampfheizung wegen der Benutzung der Gebäude im Betriebe unwirtschaftlich, weil es sich in diesem Falle um eine kurze Anheizperiode handelt, um die Raumluft entsprechend zu erwärmen, und nach wenigen Stunden die Heizung bereits wieder ausgesetzt werden kann, weil durch die Eigenwärmeerzeugung der Besucher eine zusätzliche Heizung zu hohe Raumtemperaturen ergeben würde. Es muß dabei gesagt werden, daß die Baulichkeiten der genannten anderen Berufsgruppen eher die Möglichkeit bieten, Luftschächte und Kanäle mit Ventilatorenbetrieb unterzubringen als unsere Gewächshäuser. Es fehlen für die Ausnutzung einer Luftheizung bei Gewächshäusern vorläufig noch die passenden Verteilerorgane, die einen zugfreien Austausch der Raumluft einschließlich der Lufterneuerung ermöglichen. Es muß aber angestrebt werden, auch eine brauchbare Luftheizung für Gewächshäuser zu schaffen, weil die Häuser gegebenenfalls um die Last der Heizungsrohre leichter gebaut werden können und die Anlage sich um diese Rohrkosten verbilligen würde. Anfänge dazu sind bereits vorhanden, und die Firma Weigelt zeigt in der Ausstellung eine Luftheizung mit Lufterhitzer, wobei die angewärmte Luft durch den Lufterhitzer gesaugt und in den Raum geblasen wird. Die baulichen Vorteile einer Luftheizung sind im Haus von Weigelt noch nicht verwirklicht worden, weil

die übliche Konstruktion beibehalten worden ist. Ein anderer Versuch für den Wärmeverteiler ist von der Firma Höntsch gezeigt worden, die bei ihrer sogenannten Thermobauweise das Verteilerrohrnetz für die Wärme als Tragkonstruktion für das gesamte Haus benutzt. Auch hier war offensichtlich nicht die Ersparnis an Heizrohren oder Konstruktionsteilen der treibende Teil, sondern vielmehr die Kombination der neuen Heizung mit dem aufklappbaren Dach maßgebend, weil unter dem aufklappbaren Dach Heizrohre nicht angebracht werden können. Das Gewächshaus von Augenstein, das nach der Thermobauweise nicht errichtet worden ist, kann wahrscheinlich nur als Kalthaus benutzt werden, weil die Anbringung der Heizrohre nur an den senkrechten Stehwänden möglich ist. Die Wissenschaft hat aber versucht, den Faktor Wärme in anderer Weise zugunsten des Gartenbaues zu verbilligen, und zwar handelt es sich bei diesen Untersuchungen um die Frage, wieviel Wärme durch unsere Wände, in diesem Falle in der Hauptsache durch unsere verschiedenen Gläser, hindurchgeht, und hier hat, wie bereits bei den Ausführungen über den Faktor Licht erwähnt wurde, Dr. Reinhold festgestellt, daß der Wärmedurchgang bei dünneren Gläsern größer und bei dickeren Gläsern geringer wird. Das würde uns wiederum dazu führen, dickere Gläser in unseren Gewächshäusern zu verlegen. Die Hemmung der Lichtdurchlässigkeit wird nach den Versuchen von Dr. Reinhold nicht in demselben Maße geringer wie der Wärmedurchgang durch die Dicke der Scheiben verkleinert wird, d. h. also, wir können ohne Einbuße an Licht dickere Scheiben verwenden und dabei eine bessere Wärmehaltigkeit der Gewächshäuser erzielen. Wenn man aber dickere Scheiben verwendet, dann kann man auch große Scheiben benutzen. Durch die Wahl größerer Scheiben tritt aber wärmetechnisch ebenfalls eine Verbesserung ein, weil größere Scheiben nicht so viel Luftzwischenräume in der Glashaut lassen, wie es bei kleineren Scheiben der Fall ist. Für den Gärtner würde das bedeuten, bei seinen Gewächshäusern in Zukunft nach Möglichkeit dicke Glasscheiben, also 8/4-Glas oder 4-mm-Klarglas in etwa der Holländerscheibengröße zu verwenden, weil er dadurch eine bessere Wärmehaltung in seinem Haus erzielt. Er kann diesen Vorteil ohne weiteres ausnutzen, weil die Lichtdurchlässigkeit dickerer Gläser ebenso stark wie die dünnerer Scheiben ist.

Die Frage der größeren Wärmehaltigkeit unserer Gewächshäuser hängt aber wieder mit der Belüftbarkeit der Gewächshäuser zusammen, nämlich während der Sommermonate, weil dann die Temperaturen, die durch die Sonne eingestrahlt werden, im Gewächshaus sehr hoch werden und ein Teil abgeführt werden muß. Man würde also als Praktiker folgern müssen, daß bei Gewächshäusern, die mit starken großen Glasscheiben eingedeckt worden sind, die Lüftung so groß zu sein hat, daß in den Sommermonaten keine Überhitzung der Häuser eintreten kann. Auch bei dem Faktor Wärme ergibt sich wieder, daß ein Faktor den anderen bedingt, und daß es nicht gelingt einen Faktor zu bessern, ohne einen anderen zu benachteiligen.

Die Luft ist der dritte Faktor, den unser Klima ausmacht. Die Luft selbst ist ein zusammengesetzter Faktor, nämlich nach dem Sauer-

stoff und dem Kohlensäuregehalt und nach dem Wasserdampfgehalt, der von uns beeinflußt werden kann. Die Belüftung der Gewächshäuser war von jeher ein Streitobjekt unter den Berufskameraden, und die verschiedenen Ansichten, die mehr oder weniger temperamentvoll geäußert worden sind, haben auch die Gewächshausbauweise wesentlich beeinflußt. Während in den letzten Jahren vor dem Kriege die Gewächshäuser bestimmt mit zuwenig Lüftungsklappen versehen waren, ging man damals dazu über, die Anzahl der Lüftungsklappen und ihre Größe zu erweitern. Im Extrem führte die Ansicht unbegrenzter Luftmengen dazu, ganze Dachfirste aufklappbar zu machen, und heute können Sie auf der Ausstellung zwei Gewächshäuser sehen, die es ermöglichen, das ganze Gewächshausdach senkrecht zu stellen und demzufolge praktisch das in unserer Gegend übliche Freilandklima hereinzulassen. Von der rein technischen Seite aus gesehen wäre das aufklappbare Dach das erstrebte Ziel. Es bietet die Möglichkeit, den Pflanzen bei gutem Wetter die Luftverhältnisse des Freilandes zu geben und bei schlechtem Wetter den Schutz des Gewächshauses zu bieten. Ich erwähnte bereits, daß sich die Luft aus verschiedenen Teilen zusammensetzt, die vom Gärtner beeinflußt werden können, z. B. aus dem Wasserdampfgehalt, der Luftfeuchtigkeit und der Kohlensäure, die bei verschiedenen Temperaturen und verschiedenen Lichtstärken verschieden wirksam wird. Wenn Sie sich in dem Gewächshaus ein Mikroklima geschaffen haben, das in bezug auf Wärme, Licht und Luft die günstigsten Verhältnisse für die zu kultivierenden Pflanzen bietet, dann wird die plötzliche Einführung eines anderen Klimas, das je nach der herrschenden Witterung eine andere Zusammensetzung der genannten Bestandteile besitzt, bestimmt nicht förderlich sein. Schon der Wechsel in der Luftfeuchtigkeit kann verschieden ungünstige Einwirkungen auf die Pflanzen haben. Im Ausland ist man dabei, diesen Faktor eingehend zu untersuchen, und die bis jetzt vorliegenden Arbeiten geben über den Faktor Luftfeuchtigkeit etwa folgendes Bild:

Veranlassung zu der Untersuchung gab die Blattbräune bei Tomaten, die man durch Einhaltung einer bestimmten geringeren Luftfeuchtigkeit, als sie im Freien vorhanden ist, bekämpfen wollte. Die vorgenommene Versuchsanordnung zeigte, daß der Gehalt der Luftfeuchtigkeit im Gewächshaus im wesentlich höheren Grade schwankt als im Freien, weil ja der Prozentgehalt der Luftfeuchtigkeit abhängig ist von der Lufttemperatur. Es ist klar, daß im Laufe des Tages durch die zunehmende Sonnenbestrahlung die Gewächshausluft wärmer und dadurch relativ trockner wird und daß bei abnehmender Temperatur, gegen Abend, ohne zusätzliche Heizung, die Luft wieder völlig gesättigt ist. Man versuchte den Luftfeuchtigkeitsgrad in der gewünschten Höhe, etwa 75 bis 80 vH, den jeweiligen Haustemperaturen anzupassen. Durch eine automatisch eingestellte Luftbefeuchtungsanlage, die durch elektrisch arbeitende Thermographen und Hygrographen geregelt wurde, konnte man schließlich die Luftfeuchtigkeit mit 5 vH Schwankung halten und hat damit eine Verminderung des Blattbräunebefalles erreicht. Die restlose Verhinderung dieser Krankheit konnte jedoch nicht erzielt werden, weil während des Versuches durch Austausch eines

Kessels die Möglichkeit der zusätzlichen Wärmegabe nicht vorhanden war und deshalb der Versuch nur teilweise durchgeführt werden konnte. Dieses Versuchsergebnis zeigt jedoch, daß die Lüftungseinrichtungen, die ein vollständig anderes Klima in kurzer Zeit herbeiführen können, dem von uns erstrebten Ziel nicht genügen, wenn nicht gleichzeitig die Möglichkeit geschaffen wird, den Pflanzen eine gewisse Zeit zur Umstellung zu geben. Untersuchungen von anderen Stellen haben folgende Ergebnisse gezeigt:

Pflanzen, die in einem Gewächshaus kultiviert worden sind, das bei jeder Temperatur mit 100prozentig wasserdampfgesättigter Luft gehalten wird, hatten ein geringeres Wachstum zur Folge. Die Wissenschaftler führen diese Erscheinung darauf zurück, daß den Pflanzen keine Möglichkeit zur Verdunstung der aus dem Boden aufgenommenen Wassermengen gegeben war und daß demzufolge der Umlauf der Nährstoffe herabgesetzt worden ist. Wir müssen deshalb versuchen, in unserer Gewächshausluft die Luftfeuchtigkeitsdifferenz in der Höhe zu nehmen, daß unsere Pflanzen ständig verdunsten, um im Rahmen des Möglichen aus dem Boden Wasser aufnehmen zu können. Dabei müßte gleichzeitig die zur Verfügung stehende Lichtmenge mit der zur Verfügung stehenden Kohlensäuremenge im richtigen Verhältnis vorhanden sein, damit das Wachstum, das durch die Aufnahme der Bodennährsalze gegeben ist, durch die Assimilationsfähigkeit der Blätter im richtigen Verhältnis steht. Weil wir durch unsere Maßnahmen die Wärme, die Kohlensäuremenge und die Luftfeuchtigkeit beherrschen, müßten wir nur noch den von uns weniger zu beherrschenden Faktor Licht mit den anderen Wachstumsfaktoren in Einklang bringen. Nur wenn es uns bei unseren Gewächshausbauten und sonstigen Einrichtungen möglich sein wird, die Übereinstimmung der Hauptwachstumsfaktoren herbeizuführen und sie zu beherrschen, werden wir im Gewächshaus das Mikroklima erzeugen können, das zur besten Entwicklung unserer Pflanzen nötig ist. Daß diese Erwägungen richtig sind, lehrt uns die Natur. Auch dort spielen sich die genannten Wachstumsfaktoren in kurzer Zeit aufeinander ein, und die Pflanze hat die Möglichkeit, während einer bestimmten Zeit die Übergänge ohne Schaden zu ertragen. Wenn aber durch eine längere Störung dieser günstigen Wachstumsfaktoren ein neues Verhältnis eintritt, erfüllen unsere Pflanzen unsere Erwartungen in bezug auf den erhofften Ertrag nicht. Ein Beispiel bieten uns die Jahresringe unserer Holzgewächse, aus denen wir mit Sicherheit feststellen können, wann diese Mängelerscheinungen in irgendeiner Form vorhanden waren. Der Faktor Wasser, der bei den Holzgewächsen eine ausschlaggebende Rolle spielt, braucht bei unseren Gewächsen nicht berücksichtigt zu werden, weil wir ja in jedem Falle ausreichende Mengen geben können. Auf feinere Unterschiede in bezug auf Licht- und Luftfeuchtigkeit reagieren die einjährigen Wildpflanzen genau so gut, was durch die Botaniker in zahlreichen Fällen belegt worden ist.

Ich möchte am Schluß meiner Ausführungen noch einmal kurz zusammenfassen, inwieweit der heutige Gewächshausbau in der Lage

ist, uns die Schaffung eines konstanten Mikroklimas in unseren Gewächshäusern zu geben.

Den Faktor Licht können wir durch die Wahl der Scheibengrößen und die Baukonstruktion unserer Gewächshäuser zu unseren Gunsten beeinflussen. Für die Benutzung der Zusatzbelichtung sind noch nicht genügend Versuche an unseren gärtnerischen Kulturpflanzen angestellt worden, um einheitliche Anwendungsmaßnahmen bekanntgeben zu können. Den Faktor Wärme können wir durch die Wahl der Glasstärken, der Scheibengrößen und der Heizungseinrichtungen, und während der Sommermonate durch eine entsprechende Lüftung, schon heute vollständig beherrschen, so daß bei den zukünftigen Arbeiten zur Erlangung brauchbarer Gewächshäuser nur noch die Wirtschaftlichkeitsfrage der Einrichtungen aufschlußgebend zu sein braucht. Bei der Luft besteht noch die größte Unklarheit über die zulässige Luftgeschwindigkeit in Gewächshäusern, über die Beschaffenheit der Luft in bezug auf die Luftfeuchtigkeit und den Kohlensäuregehalt. Wir haben diesen Faktor in Beziehung zur jeweiligen Lichtstärke noch nicht genügend in der Hand, und umfangreiche Versuche müssen hierüber noch die nötige Klarheit schaffen. Erst wenn die Zusammenwirkung der genannten Faktoren für die einzelnen gärtnerischen Pflanzenarten geklärt ist, werden wir in der Lage sein, in unseren Gewächshäusern zu jeder Zeit Verhältnisse zu schaffen, die unseren Pflanzen die günstigsten Wachstumsbedingungen geben. Wir müssen uns bewußt sein, daß wir in unseren Gewächshäusern die günstigsten Wachstumsverhältnisse schaffen wollen, also ein Stück Idealnatur kopieren möchten, wobei uns aber nicht alle Faktoren zur freien Beherrschung zur Verfügung stehen. Ich denke dabei an das Licht. Man wird heute die Gewächshäuser nach den vorhandenen Erkenntnissen bauen, aber dabei die Pflanzen gut beobachten müssen, wie sie auf die einzelnen Faktoren reagieren.

Die Humusfrage im Gemüsebau

Dr. Reinhold, Großbeeren

Mir ist zur Aufgabe gestellt worden, über das Humusproblem im Gemüsebau zu sprechen. Hierbei — glaube ich — werden an dieser Stelle nicht so sehr die bodenkundlichen Probleme als vielmehr die von dem Gemüseertrage und von der Wirtschaftlichkeit her gesehenen Fragen interessieren. Ich möchte daher nicht die gesamten z. T. recht schwierigen Probleme der Humusdüngung berühren, sondern kann bei dem großen Umfange des Themas nur die für die Praxis besonders wichtigen Fragen andeuten.

Daß dem Humus im Boden eine für die Pflanzen wichtige Rolle zufällt, ist sehr lange bekannt. Auch Liebig, der Begründer der neuzeitlichen Pflanzenernährungslehre, hat die Bedeutung des Humus durchaus nicht verkannt, wie irrtümlicherweise von verschiedenen Seiten behauptet wird. Wenn sich in den letzten Jahrzehnten die Wissenschaft zuwenig mit dem Humus im Boden befaßt hat, so hat sie sich in den letzten 3 bis 4 Jahren doch intensiver dieser Frage zugewandt und wird sich weiter in gleicher Weise mit ihr befassen müssen. Aber auch in der Praxis des Freilandgemüsebaues hat die Humusversorgung des Bodens oft nicht die Beachtung erfahren, wie dies bei früheren Generationen der Fall gewesen ist.

Bei der Frage der besonderen Bedeutung des Humusproblems für den Gemüsebau erscheint es zweckmäßig, zwischen Freiland- und Treibgemüsebau zu trennen.

Ich möchte zunächst die Bedeutung des Humusgehaltes des Bodens für den Freilandgemüsebau an einigen Zahlen nachweisen. An 56 Stellen in der Umgebung von Berlin habe ich Versuche angestellt, in denen u. a. der Humusgehalt des Bodens genau untersucht worden war. Auf diesen Böden wurde der Gemüseertrag sehr eingehend geschätzt und in besonderen Versuchen der Frühkartoffelertrag gewichtsmäßig festgestellt. Sie sind durch eine zeichnerische Darstellung veranschaulicht.

Die Ergebnisse waren folgende:

Humusgehalt des Bodens	mittlerer Gemüseertr.	Humusgehalt des Bodens	mittlerer Frühkart.-Ertr.
0,64	65 vH	1,61	90
1,34	97 vH	1,92	96
1,82	100 vH	2,23	100
2,2	98 vH	3,03	112
2,7	114 vH		
3,5	124 vH		
Mittel:	100 vH		100

Wir wissen aber, daß der Humus allmählich einem Abbau im Boden unterliegt. Wenn wir also die Erträge auf guter Höhe halten wollen,

so müssen wir fortlaufend dem Boden Humusstoffe zuführen, um seinen Humusgehalt nicht nur auf gleicher Höhe zu halten, sondern müssen sogar versuchen, den Humusgehalt nach und nach zu erhöhen, um die Bodenfruchtbarkeit zu steigern.

Nur ganz kurz möchte ich bei den Ursachen für diese Ertragssteigerung verweilen.

Es sei daran erinnert, daß der Humus im Boden als Nährstoffträger eine besondere Rolle spielt. Die Adsorptionskraft erstreckt sich aber nicht nur auf die Nährstoffe, sondern auch auf das Wasser und die Wärme. Ferner werden bei der Zersetzung der organischen Stoffe im Boden Nitrate frei, so daß mit größerem Humusgehalt sehr oft ein höherer, für unsere Pflanzen nutzbarer Stickstoffgehalt verbunden ist. Der Humus regelt vor allem das so wichtige Stickstoff-Kohlenstoff-Verhältnis, das im günstigsten Falle im Boden 1 : 10 betragen soll. In physikalischer Hinsicht ist hervorzuheben, daß ein leichter wie auch ein schwerer Boden durch verstärkten Humusgehalt verbessert wird. Ersterer erreicht eine bessere Wasserhaltung, letzterer bei gleichzeitig guter Bearbeitung eine größere Durchlässigkeit. Die Pufferkraft des Bodens wird erhöht, wodurch schädigende Reaktionswirkungen herabgemindert werden. Mit der Verbesserung dieser chemischen und physikalischen Faktoren geht auch eine Verbesserung der biologischen Bodenverhältnisse einher. Bei dem vorhin erwähnten Zersetzungsvorgange der humusbildenden Stoffe und beim Humusabbau wird Kohlensäure frei, die als sogenannte bodenbürtige Kohlensäure von den Blättern der Pflanzen assimiliert wird und so zu besseren Erträgen führt. Zufolge der intensiveren Bakterientätigkeit wird auch die Bodengare gefördert. Erwähnt sei noch, daß vornehmlich der milde Humus die Fruchtbarkeit bedingt. — Hiermit habe ich kurz auf die wichtigsten Ursachen der Ertragsverbesserung unter dem Einflusse des Humusgehaltes des Bodens hingewiesen.

Die Humuszufuhr kann entweder mit wirtschaftseigenen Mitteln erfolgen oder mit zugekauften Düngern.

Von den wirtschaftseigenen Düngern sind Stalldung, Kompost und die Gründüngung zu nennen. Stallmist wird in der Regel bei weitem nicht in ausreichendem Maße in den Gemüsebaubetrieben erzeugt. Eine Erhebung in Gemüsebaubetrieben, die mein ehemaliger Mitarbeiter, Diplomgärtner Knauer, angestellt hat, ergibt folgendes Durchschnittsbild über den Viehbesatz in Gemüsebaubetrieben:

Betriebsgröße in ha	Großvieheinheiten je ha	Nutzvieheinheiten je ha	Zugvieheinheiten je ha
2	0,66	0,35	0,32
2—5	0,68		
5—20	0,83	0,51	0,31
20—50	0,85	0,66	0,18
50	0,45	0,30	0,11

Nehmen wir an, daß eine Großvieheinheit von 80 dz Dung je Jahr erzeugt, so entfallen auf 1 ha folgende selbsterzeugte Dungmengen in Doppelzentner:

Betriebsgröße in ha	wirtschaftseigener Dung in dz/ha
2	53
2—5	54
5—20	66
20—50	68
50	36

Hieraus ist ersichtlich, daß die selbsterzeugte Dungmenge auf keinen Fall ausreicht; denn bei einer guten Düngung in Höhe von 400 dz/ha alle 3 Jahre benötigt man durchschnittlich zusätzlich jährlich 130 dz/ha.

Die zweite wichtigste organische Dungquelle, der Kompost, wird oft noch nicht mit der Aufmerksamkeit behandelt, als es notwendig wäre. Mancher zugekaufte Zentner Dung könnte eingespart werden, wenn alles gesunde organische Material auf den Komposthaufen gebracht werden würde. Nicht nur alles aus dem Betriebe abfallende Material muß gesammelt werden, sondern auch kostenlos abzuführende Abfälle sollten verwendet werden.

Die meisten dieser Abfälle werden wir jedoch nur dann anfahren, wenn wir sie nicht oder mit nur sehr niedrigem Preise zu bezahlen brauchen. Zufolge ihres meist hohen Wassergehaltes sind sie oft nicht mehr wert als die Anfuhrkosten ausmachen.

Seit einigen wenigen Jahren sind Versuche aufgenommen worden, um einige wichtige Kompostierungsfragen zu klären. Es sei hier auf einige Ergebnisse kurz eingegangen, wobei bemerkt werden muß, daß manche offene Fragen noch nicht beantwortet werden können.

Käufliche, gewerblich hergestellte Kompostzusätze verschiedenster Art, die angeboten werden, um angeblich die Zersetzung des Kompostes und damit seinen Wert zu erhöhen, sind nach den bisherigen Erfahrungen und Versuchen nicht empfehlenswert, wenn man vom Kalk oder vom Kalkstickstoff absieht.

Hinsichtlich der Haufengröße ergab sich die Tatsache, daß niedrige Haufen von etwa 50 cm Höhe, wie sie oft angelegt werden, um sie mit Pflug oder Fräse bearbeiten zu können, einen zu schlechten Zersetzungsgrad zeigen und demzufolge auch in der Düngerwirkung zurückstehen. Auch ist hier die Gefahr der Nährstoffauswaschung verhältnismäßig größer. Andererseits ist bekannt, daß zu große Haufen nachteilig sind, weil bei ihnen im Inneren des Haufens die nicht erwünschte Fäulnis auftritt. Die Komposthaufen sollten daher nicht über 1,20 m hoch und 2 m breit angesetzt werden. Im Laufe eines Jahres sollte der Kompost mindestens 2 mal umgestochen werden. Es hat sich gezeigt, daß nicht oder zuwenig umgearbeitete Haufen zufolge schlechter Zersetzung geringere Erträge liefern.

Das Bewässern der Komposthaufen ist bedenklich, da sie hierdurch zusammensacken, die Luft aus dem Inneren des Haufens vertrieben und die Zersetzung verlangsamt wird. Auch Nährstoff-

auswaschungen sind nicht von der Hand zu weisen. Wenigstens im ersten Jahre sollte eine Bewässerung des Komposthaufens unterbleiben. Den gleichen Nachteil kann übrigens auch ein regelmäßiges Begießen des Haufens mit Jauche mit sich bringen.

Bei Vorhandensein schwerer Erde hat sich das Einbringen von Reisig bewährt, wobei das Umarbeiten der Haufen alsdann mit der Grabegabel vorgenommen werden muß. Auch das Einlegen von Dränageröhren ist bei schwerer Lehmkomposterde zwecks besserer Durchlüftung empfehlenswert.

Nach Versuchen von Maurer ist die Verwendung besonderer Kompostsilos nicht empfehlenswert; es konnten keinerlei Vorteile gegenüber dem Haufenverfahren festgestellt werden. Der Kompost kann nach ein- bis höchstens zweijähriger Behandlung in der Regel verwendet werden.

Ein guter Kompost wird in der Regel einen niedrigeren Wert besitzen als Stallmist, da ersterer stets erhebliche Erdmengen enthält. Für die Praxis wird man jedoch überschläglich annehmen können, daß an Stelle von 1 Ztr. Stalldung 2 bis 2½ Ztr. Kompost gegeben werden müssen. Jedoch ist dies Verhältnis sehr von der Güte des Stallmistes und Kompostes abhängig.

Es sei mir gestattet, mit diesen, auf Grund besonderer Versuche erhärteten Angaben die Kompostbereitungsfrage abzuschließen. Ich glaube, an dieser Stelle die allgemeinen Erfahrungen über Kompostbehandlung beiseite lassen zu dürfen. Meine Ausführungen sollen also auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Ich möchte nur auf die Frage des optimalen Kalkzusatzes, der Bepflanzung der Komposthaufen u. dgl. mehr hinweisen.

Eine besondere Kompostart ist der Kunstmist, der sich vom gewöhnlichen Kompost dadurch unterscheidet, daß er keine oder nur wenig Erde enthält. Unter Verwendung von Stroh wird ein solcher Kunstmist in der Regel nach folgendem Rezept zusammengestellt werden:

1 dz Stroh,
250 Liter Wasser,
1 kg N als Harnstoff oder Kalkstickstoff,
0,2 kg P_2O_5 als Thomasmehl oder Rhenaniaphosphat.

An Stelle von Stroh können auch andere pflanzliche Abfälle verwendet werden, die — wenn sie trocken sind — entsprechend angefeuchtet werden müssen. Der Kunstmist muß eine Heißvergärung durchmachen. Nach etwa 3 bis 4 Monaten ist der Kunstmist verwendungsfähig. Ein gewisser Stallmistzusatz beim Ansetzen des Kunstmistes ist sehr empfehlenswert.

An dritter Stelle sei die Gründüngung besonders mit Leguminosen erwähnt. Ein besonderer Anbau wird jedoch nicht in Betracht kommen; denn einen Ernteausfall können wir uns im Gemüsebaubetriebe nicht erlauben. Um so größere Bedeutung hat dagegen der Anbau von Leguminosen-Gemüsen, Erbsen, Bohnen und Puffbohnen, deren grünes Kraut nach erfolgter Gemüseernte untergepflügt wird.

Nach vorliegenden Untersuchungen entspricht eine solche Gründüngung einer Stickstoffdüngung von 5 bis 10 g N je Quadratmeter.

Alle diese Mittel reichen jedoch nicht hin, um die Humusanreicherung unseres Bodens in dem erwünschten Maße zu erreichen, so daß jeder Gemüsebaubetrieb in der Regel organischen Dünger zukaufen muß. Ein vorteilhaftes Verfahren, verhältnismäßig billig zu sehr gutem Dünger zu kommen, besteht darin, im Sommer aus den städtischen Fuhrhaltereien, Schlachthöfen usw. Dung zu erwerben und zu kompostieren, um ihn dann im Herbst oder Frühjahr zu verwenden. Im Sommer ist erfahrungsgemäß der Dünger stets am preiswertesten, und zwar liegt das ruhigste Geschäft in den Monaten Ende Mai bis Juni. Nach meinen Erfahrungen muß man z. B. im Februar—März—April für guten Dung in Berlin 0,70 RM je Zentner zahlen, während er im Juni für etwa 0,20 RM je Zentner zu haben ist. Diese Möglichkeit wird nach meinen Erfahrungen noch bei weitem nicht genügend ausgenutzt. Es sei darauf hingewiesen, daß der kompostierte Stalldung mancherlei Vorteile besitzt. Er kann z. B., da er fast geruchlos ist, im zeitigen Frühjahr zu Kohl gegeben werden, ohne daß verstärkter Kohlfliegenbefall zu befürchten ist. Außerdem ist er weiter zersetzt und darum für die Pflanzen besser wirksam.

Dort, wo Stalldünger preiswert nicht zu haben ist, muß zu anderen Mitteln gegriffen werden. Das bekannteste und beliebteste ist der Torfmull. Es sei hier auf die bildlichen Darstellungen des Reichsnährstandes im Rahmen der Reichsgartenschau betr. die Torfkompostierung hingewiesen. Der Torfmull stellt zwar noch keinen eigentlichen Humus dar, doch kann der Torf durch Kompostierung, wie insbesondere Dr. Gerdon nachgewiesen hat, allmählich in Humus umgewandelt werden. Nach meinen durch zahlreiche Versuche erhärteten Erfahrungen kann ein solcher Torfkompost folgendermaßen hergestellt werden:

¾ Ballen Torf	=	45 kg
125 Liter aufgesogenes Wasser	=	125 kg
½ cbm feuchte Landerde	=	550 kg
1 cbm locker gelagerter Torfkompost	=	720 kg

wobei
0,2 bis 0,3 kg N als Kalkharnstoff,
0,2 kg K_2O als Kalimagnesia,
und 0,2 kg P_2O_5 als Thomasmehl oder Rhenaniaphosphat zugegeben werden. Höhere Gaben halte ich für nachteilig, denn die höhere Salzkonzentration muß m. E. das Bakterienleben im Boden hemmen; auch kann besonders bei Verwendung leichter Landerde beim Ansetzen des Kompostes Schaden entstehen, wenn der Torfkompost später rein verwendet wird. Bei den von mir angegebenen Mengen ist jedoch eine schädigende Wirkung ausgeschlossen. Auch ist die Gefahr einer gewissen Nährstoffauswaschung nicht von der Hand zu weisen, die um so nachteiliger ist, je höher die Nährstoffkonzentration im Torfkompost ist. Ferner gibt man noch Kalk hinzu, falls der Boden nicht kalkreich genug ist. Die Kalkgabe sollte nur so hoch sein, daß der Kompost neutral bis schwach sauer bleibt, nicht etwa schon alkalisch wird.

Die Zubereitung erfolgt derartig, daß der Torfmull gut mit Wasser angefeuchtet wird. Dann wird der mineralische Dünger zugesetzt. Nun wird eine dünne Schicht guter Landerde oder auch Komposterde auf die Stelle gebracht, wo der Haufen aufgesetzt werden soll. Hierauf folgt eine etwa 30 cm hohe Schicht der Torfmischung, etwa 10 cm Erdschicht, und nun mietenartig geformt eine weitere Schicht der Torfmischung. Das Ganze wird mit einer 5 cm starken Erdschicht überzogen. Nach einigen Wochen wird der Haufen mit der Erde gut durchgemischt, wieder mietenförmig aufgesetzt und nochmals mit dünner Erddecke abgedeckt. Ein solcher Torfkompost ist von etwa 6 Wochen Lagerfrist ab verwendbar; vorteilhafter erscheint es jedoch, ihn länger liegen zu lassen. 1 cbm kostet einschließlich der durchschnittlichen Arbeitskosten etwa 4,00 RM, mithin 1 Ztr. etwa 0,30 RM.

Man gibt im Freiland etwa 10 kg je Quadratmeter. Wenn die Nährstoffzufuhr bei der von mir empfohlenen geringen Nährstoffkonzentration bei dieser Gabe von 10 kg/qm nicht hinreicht, so können weitere Nährstoffmengen in mineralischer Form — wie allgemein üblich — unmittelbar auf das Land gegeben werden.

Ein derartig hergestellter Torfkompost kann zur Pflanzenzucht oder zur Gurkentreiberei auch rein verwendet werden und leistet hier hervorragende Dienste.

Ein Torfkompost kann ferner aus Torfmull und Fäkalienjauche hergestellt werden. Hier dürfte das von Ökonomierat Haug-Groß-Umstadt stammende und bei Dr. Schmitt in Darmstadt in Prüfung befindliche Verfahren empfehlenswert sein. Dies Verfahren beruht darin, daß die in einer zementierten Grube sich sammelnde Jauche von unten her durch eine auf einem Holz-Lattenrost darüberliegende Torfmullschicht von 70 bis 80 cm Stärke aufgesogen wird. Der Lattenrost befindet sich hierbei etwa 10 cm über der Grubensohle, die Jauche muß also unmittelbar über der Sohle der Grube zugeführt werden. Der Fäkalientorf ist unter Kalibeidüngung ein guter Dünger, nur sollte er in nicht zu großer Menge insbesondere als Zusatz zur Gurkenerde verwendet werden, da die Treibgurken sonst leicht Schädigungen zeigen. Gleiches ist auch von Jauchetorf oder Jauchetorfkompost zu sagen.

Der Torfmull ist auch vorzüglich geeignet zum Zwischenschichten in Komposthaufen, um auf diese Weise mehr Kompostmaterial zu erhalten.

Nun ist noch an eine große Anzahl käuflicher organischer Dünger zu erinnern. Ich empfehle, sorgfältig nachzurechnen, ob sie ebenso billig sind wie eine vergleichbare Torfkompostmenge, wobei man an Nährstoffgehalt und den organischen Bestandteilen, die ja in der Regel für jeden Dünger angegeben werden, einen gewissen Anhalt hat, welche Mengen z. B. 1 Ztr. Torfkompost äquivalent sind. Bei der großen Zahl der in den letzten Jahren im Handel erschienenen organischen Düngemittel erscheint es mir in diesem kurzen Referat unangebracht, auf diese Düngemittel im einzelnen näher einzugehen.

Jetzt muß ich noch auf die besonderen Fragen der organischen Düngung in der Gemüsetreiberei zu sprechen kommen. Die

Nach vorliegenden Untersuchungen entspricht eine solche Gründüngung einer Stickstoffdüngung von 5 bis 10 g N je Quadratmeter.

Alle diese Mittel reichen jedoch nicht hin, um die Humusanreicherung unseres Bodens in dem erwünschten Maße zu erreichen, so daß jeder Gemüsebaubetrieb in der Regel organischen Dünger zukaufen muß. Ein vorteilhaftes Verfahren, verhältnismäßig billig zu sehr gutem Dünger zu kommen, besteht darin, im Sommer aus den städtischen Fuhrhaltereien, Schlachthöfen usw. Dung zu erwerben und zu kompostieren, um ihn dann im Herbst oder Frühjahr zu verwenden. Im Sommer ist erfahrungsgemäß der Dünger stets am preiswertesten, und zwar liegt das ruhigste Geschäft in den Monaten Ende Mai bis Juni. Nach meinen Erfahrungen muß man z. B. im Februar—März—April für guten Dung in Berlin 0,70 RM je Zentner zahlen, während er im Juni für etwa 0,20 RM je Zentner zu haben ist. Diese Möglichkeit wird nach meinen Erfahrungen noch bei weitem nicht genügend ausgenutzt. Es sei darauf hingewiesen, daß der kompostierte Stalldung mancherlei Vorteile besitzt. Er kann z. B., da er fast geruchlos ist, im zeitigen Frühjahr zu Kohl gegeben werden, ohne daß verstärkter Kohlfliegenbefall zu befürchten ist. Außerdem ist er weiter zersetzt und darum für die Pflanzen besser wirksam.

Dort, wo Stalldünger preiswert nicht zu haben ist, muß zu anderen Mitteln gegriffen werden. Das bekannteste und beliebteste ist der Torfmull. Es sei hier auf die bildlichen Darstellungen des Reichsnährstandes im Rahmen der Reichsgartenschau betr. die Torfkompostierung hingewiesen. Der Torfmull stellt zwar noch keinen eigentlichen Humus dar, doch kann der Torf durch Kompostierung, wie insbesondere Dr. Gerdon nachgewiesen hat, allmählich in Humus umgewandelt werden. Nach meinen durch zahlreiche Versuche erhärteten Erfahrungen kann ein solcher Torfkompost folgendermaßen hergestellt werden:

¾ Ballen Torf	=	45 kg
125 Liter aufgesogenes Wasser	=	125 kg
½ cbm feuchte Landerde	=	550 kg
1 cbm locker gelagerter Torfkompost	=	720 kg

wobei
0,2 bis 0,3 kg N als Kalkharnstoff,
0,2 kg K_2O als Kalimagnesia,
und 0,2 kg P_2O_5 als Thomasmehl oder Rhenaniaphosphat zugegeben werden. Höhere Gaben halte ich für nachteilig, denn die höhere Salzkonzentration muß m. E. das Bakterienleben im Boden hemmen; auch kann besonders bei Verwendung leichter Landerde beim Ansetzen des Kompostes Schaden entstehen, wenn der Torfkompost später rein verwendet wird. Bei den von mir angegebenen Mengen ist jedoch eine schädigende Wirkung ausgeschlossen. Auch ist die Gefahr einer gewissen Nährstoffauswaschung nicht von der Hand zu weisen, die um so nachteiliger ist, je höher die Nährstoffkonzentration im Torfkompost ist. Ferner gibt man noch Kalk hinzu, falls der Boden nicht kalkreich genug ist. Die Kalkgabe sollte nur so hoch sein, daß der Kompost neutral bis schwach sauer bleibt, nicht etwa schon alkalisch wird.

Die Zubereitung erfolgt derartig, daß der Torfmull gut mit Wasser angefeuchtet wird. Dann wird der mineralische Dünger zugesetzt. Nun wird eine dünne Schicht guter Landerde oder auch Komposterde auf die Stelle gebracht, wo der Haufen aufgesetzt werden soll. Hierauf folgt eine etwa 30 cm hohe Schicht der Torfmischung, etwa 10 cm Erdschicht, und nun mietenartig geformt eine weitere Schicht der Torfmischung. Das Ganze wird mit einer 5 cm starken Erdschicht überzogen. Nach einigen Wochen wird der Haufen mit der Erde gut durchgemischt, wieder mietenförmig aufgesetzt und nochmals mit dünner Erddecke abgedeckt. Ein solcher Torfkompost ist von etwa 6 Wochen Lagerfrist ab verwendbar; vorteilhafter erscheint es jedoch, ihn länger liegen zu lassen. 1 cbm kostet einschließlich der durchschnittlichen Arbeitskosten etwa 4,00 RM, mithin 1 Ztr. etwa 0,30 RM.

Man gibt im Freiland etwa 10 kg je Quadratmeter. Wenn die Nährstoffzufuhr bei der von mir empfohlenen geringen Nährstoffkonzentration bei dieser Gabe von 10 kg/qm nicht hinreicht, so können weitere Nährstoffmengen in mineralischer Form — wie allgemein üblich — unmittelbar auf das Land gegeben werden.

Ein derartig hergestellter Torfkompost kann zur Pflanzenzucht oder zur Gurkentreiberei auch rein verwendet werden und leistet hier hervorragende Dienste.

Ein Torfkompost kann ferner aus Torfmull und Fäkalienjauche hergestellt werden. Hier dürfte das von Ökonomierat Haug-Groß-Umstadt stammende und bei Dr. Schmitt in Darmstadt in Prüfung befindliche Verfahren empfehlenswert sein. Dies Verfahren beruht darin, daß die in einer zementierten Grube sich sammelnde Jauche von unten her durch eine auf einem Holz-Lattenrost darüberliegende Torfmullschicht von 70 bis 80 cm Stärke aufgesogen wird. Der Lattenrost befindet sich hierbei etwa 10 cm über der Grubensohle, die Jauche muß also unmittelbar über der Sohle der Grube zugeführt werden. Der Fäkalientorf ist unter Kalibeidüngung ein guter Dünger, nur sollte er in nicht zu großer Menge insbesondere als Zusatz zur Gurkenerde verwendet werden, da die Treibgurken sonst leicht Schädigungen zeigen. Gleiches ist auch von Jauchetorf oder Jauchetorfkompost zu sagen.

Der Torfmull ist auch vorzüglich geeignet zum Zwischenschichten in Komposthaufen, um auf diese Weise mehr Kompostmaterial zu erhalten.

Nun ist noch an eine große Anzahl käuflicher organischer Dünger zu erinnern. Ich empfehle, sorgfältig nachzurechnen, ob sie ebenso billig sind wie eine vergleichbare Torfkompostmenge, wobei man an Nährstoffgehalt und den organischen Bestandteilen, die ja in der Regel für jeden Dünger angegeben werden, einen gewissen Anhalt hat, welche Mengen z. B. 1 Ztr. Torfkompost äquivalent sind. Bei der großen Zahl der in den letzten Jahren im Handel erschienenen organischen Düngemittel erscheint es mir in diesem kurzen Referat unangebracht, auf diese Düngemittel im einzelnen näher einzugehen.

Jetzt muß ich noch auf die besonderen Fragen der organischen Düngung in der Gemüsetreiberei zu sprechen kommen. Die

Gurkenerde verbraucht alljährlich große Mengen Düngers. Wir rechnen auf jede Pflanze 100 Liter Gurkenerde, wovon ein Drittel Stalldung ist. Auf jede Pflanze entfallen hiernach etwa 30 Liter Stallmist = 20 kg. Unsere eingehenden Versuche haben gezeigt, daß Stallmist sich voll und ganz durch Torfmull und mineralischen Dünger nach dem Rezept des Torfkompostes ersetzen läßt. — Eine besondere Bedeutung hat noch die Frage der Mistpackung in der Gurkentreiberei wie auch im Frühbeet. Der Stallmist ist hier zwar ersetzbar, nämlich z. B. durch Wollstaub oder minderwertiges, gut angefeuchtetes Heu oder Stroh mit Kunstdünger (700 g Hakaphos je Kubikmeter) gemischt, doch stehen derartige organische Materialien sehr oft nicht zur Verfügung. Es wird an verschiedenen Stellen in Deutschland, vor allem von Dr. Vogel-Weihenstephan, daran gearbeitet, um die Frage der Verwendung des Torfmulles für Frühbeeterwärmung zu prüfen.

Die Gurkentreiberei und Frühbeete haben eine besondere Bedeutung als Lieferanten zersetzter organischer Masse für die Freilanddüngung. Die ausgefahrene Gurkenerde mitsamt der Dungpackung kommt einer vorzüglichen Kompostdüngung gleich. Mit Gurkenälchen verseuchte Gurkenerde muß jedoch vor der Verwendung vollkommen durchgefroren sein. Meine Erfahrungen, die durch Rücksprache mit Berufskameraden erhärtet worden sind, ergaben, daß der Dungaushub aus den Frühbeeten weniger gut wirksam ist als Stalldung oder kompostierter Stalldung. Immerhin stellt auch er eine wesentliche Humusquelle dar.

Die organische Düngung in der Tomatentreiberei ist von ähnlichen Gesichtspunkten zu betrachten wie die im Freilande, nur mit dem Unterschiede, daß unter Glas eine viel intensivere Düngung einsetzen muß. Der Bedarf an organischem Material ist daher erst recht hoch. Gute Kompostdüngung ist hier besonders anzuraten.

Zum Schluß möchte ich noch darauf hinweisen, daß keineswegs die Frage gestellt werden darf: organische oder mineralische Düngung? Bei unseren gärtnerischen Betrieben ist fast stets die Lage so, daß fortgesetzt mehr an Pflanzennährstoffen aus dem Betriebe ausgeführt wird, als wir durch organische Düngemittel einführen. Wenn auch viele Böden einen sehr großen Nährstoffvorrat für viele Jahre darstellen, wird unter normalen Verhältnissen früher oder später doch ein gewisser Nährstoffmangel auftreten, den wir schließlich nur mit mineralischen Düngern wettmachen können! Voraussetzung für eine mineralische Düngung ist aber eine gute Humusversorgung des Bodens! Ich möchte hierzu folgendes durchschnittliche Ergebnis aus 56 Düngungsversuchen anführen:

Humusgehalt des Bodens	Ertrag in kg		Mehrertrag	
	ungedüngt	gedüngt	in kg	in vH
1,61 vH	13,2	15,9	2,7	20,4
1,92 vH	13,5	16,9	3,4	25,2
2,23 vH	13,6	17,7	4,1	30,2
3,03 vH	14,6	19,7	5,1	34,9

Die Wirkung der mineralischen Düngung ist nicht nur absolut um so größer, je mehr Humus der Boden enthält, sondern auch in Prozenten der ungedüngten Parzellen!

Wenn wir beherzigen: gute Humusdüngung und -anreicherung des Bodens als Voraussetzung einer mineralischen Düngung, dann werden wir durch letztere auch nicht die Nachteile erleben, die so oft eingetreten sind; dann dienen wir auch im besten Sinne der Erzeugungsschlacht!

Die Gütesortierung als Grundlage der Marktregelung beim Gemüse

E. Murken, Oldenburg i. O.

Das Problem der deutschen Gemüsemarktregelung hängt naturgemäß engstens zusammen mit dem Erzeugnis Gemüse selbst. Dieses Erzeugnis, das in seiner ungeheuren Vielseitigkeit an Arten und Sorten, mit seiner außerordentlichen Abhängigkeit von Wind und Wetter, von Krankheiten und Schädlingen, von Boden-, Düngungs- und Bearbeitungsverhältnissen immer neue, immer wechselnde Forderungen an den Anbauer stellt, gibt auch dem Absatz und der Marktregelung sein Gepräge. Es fordert von den hier Tätigen ständige Bereitschaft, rasche und richtige Entschlüsse und insgesamt besondere oder auch außergewöhnliche Maßnahmen. Maßgebend hierfür ist insbesondere die Tatsache, daß sowohl der Anfall als auch die Nachfrage je nach Jahreszeit und Witterung ständig ruckweise wechseln, und daß die meisten Gemüse eine sehr geringe Haltbarkeit und eine oft nur bedingte Versandfähigkeit aufweisen. In Anbetracht dieser Tatsache ist eine Lösung des Problems der Gemüse-Marktregelung nur möglich

1. durch eine schnell einsetzende Verteilung der Ernteüberschüsse eines Gebietes über alle aufnahmefähigen Verbrauchsplätze, wobei ausgenutzt wird die Chance, daß Erntespitzen in den einzelnen Gebieten Deutschlands meist zeitlich nacheinander folgen;

2. durch eine zeitlich richtige, oft sehr plötzliche Einschaltung der Verarbeitungsindustrie zur Verarbeitung und Konservierung solcher Mengen, die der Frischmarkt nicht mehr aufnehmen will, oder solcher Sortierungen, die sich für den Frischmarkt nicht eignen. Dies selbstverständlich im Rahmen der vorhandenen Absatzmöglichkeit für diese Industrieerzeugnisse;

3. schließlich noch durch Lagerung und Kühllagerung, die sowohl bezüglich der Entlastung als auch der ausreichenden Beschickung des Marktes eine sehr bedeutende Rolle spielen.

Es ist ohne weiteres für den Fachmann klar, und die Praxis beweist das täglich, daß all diese Marktausgleichsmaßnahmen, denn um solche handelt es sich ja letzten Endes, nur möglich sind auf der Grundlage einer reichseinheitlichen Gütesortierung und Verpackung.

Eine rasche Verteilung von Überschüssen eines Gebietes über alle aufnahmefähigen Marktplätze kann nur dann reibungslos durchgeführt werden, wenn eine weitgehende Standardisierung des betreffenden Erzeugnisses erreicht ist, d. h. wenn der süddeutsche Verteiler z. B. genau weiß, daß das in Hamburg oder in Breslau oder in Köln gekaufte Erzeugnis einheitlich nach Güteklassen sortiert und gleichmäßig verpackt zum Versand kommt, und wenn er weiter überzeugt sein kann, daß die von ihm gekaufte Güteklasse eines Erzeugnisses tatsächlich dem entspricht, was er unter dieser Güteklasse gewohnheitsmäßig versteht. — Eine 12er Steige Blumenkohl der Güteklasse A,

eine Ladung Weißkohl der Güteklasse A z. B. müssen über das ganze Reich so gleichmäßig festliegende Begriffe werden, daß es dem jeweiligen Verteiler mehr oder weniger gleichgültig sein kann, wo er sie kauft. Nur unter dieser Voraussetzung ist ein Ausgleich über alle Verbrauchsplätze Deutschlands möglich.

Vielleicht noch klarer liegen die Verhältnisse, wenn es sich darum handelt, die Industrie zur Verwertung plötzlicher Überschüsse heranzuziehen. Es kommt dann in den meisten Fällen nicht allein darauf an, den Markt mengenmäßig zu entlasten, sondern ihm möglichst auch alles das zu nehmen, was ihm qualitätsmäßig nicht zusagt. Die hier notwendige Scheidung ist nur durch die einwandfreie Gütesortierung möglich. Nehmen wir einmal das Erzeugnis Frühweißkohl, das plötzlich den Markt zu überschwemmen droht. Die hier einspringende Sauerkrautindustrie hat nicht genau die gleichen Wünsche bezüglich der Sortierung wie der Frischmarkt, sie ist durchaus bereit, große und ungleichmäßige und sehr reife Köpfe aufzunehmen, während der Frischmarkt auf Gleichmäßigkeit und mittlere Größe ein außerordentliches Gewicht legen muß. Diese besonderen Wünsche finden Sie genau berücksichtigt in den von der Hauptvereinigung herausgegebenen Gütevorschriften, und zwar unter „A" finden Sie alles das, was der Frischmarkt will, während „B" das enthält, was für die Sauerkrautindustrie durchaus geeignet ist.

Auch für die richtige Einlagerung ist die Gütesortierung unentbehrlich. Bei der kurzfristigen Kühllagerung, die gelegentlich im Sommer beispielsweise bei Spargel, Frühkohl usw. angewandt werden muß, um allzu große Schwankungen des Anfalls auszugleichen, hat sich deutlich gezeigt, daß im allgemeinen nur erste Qualitäten der Güteklasse A mit Aussicht auf Erfolg eingelagert werden können. Jede geringere Güteklasse oder gar unsortierte Erzeugnisse haben bei dieser äußerst heiklen Maßnahme zu Mißerfolgen geführt. Bei der Einlagerung der Herbsternte zum Zweck der Wintervorratswirtschaft liegen die Dinge ähnlich. Es ist hier notwendig, das Beste zur Einlagerung zu bringen und den Bedarf vorher aus geringeren Güteklassen mit geringerer Haltbarkeit zu decken, denn nur so ist es zu erreichen, daß die gesamte Erntemenge gleichmäßig und restlos zur Verwertung kommt.

Als im Jahre 1935 zum ersten Male mit der Spargelabsatzregelung auch die Gütesortierung für Spargel durchgeführt wurde, zeigte sich sehr rasch, daß Absatzregelung und Gütesortierung bei Spargel nicht zu trennen sind. Es kann sogar behauptet werden, daß hier der Grad der Durchführung der Absatzregelung abhängig war von dem Grad der Durchführung der Sortierung. Mit anderen Worten, wo Sortierung und Verpackung in Ordnung waren, dort hat auch die Absatzregelung geklappt, dort aber, wo sich in der Absatzregelung Unzulänglichkeiten zeigten, lassen sich leicht Zusamenhänge mit der mangelhaft durchgeführten Gütesortierung nachweisen. Nicht einwandfrei sortierter und verpackter Spargel war nicht genügend versandfähig und wurde von den Verteilern der meisten Marktplätze

abgelehnt oder nur mit Widerwillen aufgenommen. Ein Ausgleich von Marktplatz zu Marktplatz war also entweder nicht möglich, oder aber mit niedrigen Preisen und Verlusten verbunden. — Der wirkliche Erfolg der diesjährigen Spargelabsatzregelung ging Hand in Hand mit der in diesem Jahre wesentlich besser durchgeführten Gütesortierung. Ich habe die interessante Feststellung gemacht, daß für verschiedene Gebiete, deren Spargel im vorigen Jahre nicht immer gut abzusetzen war, in diesem Jahre eine ganz erhebliche Wendung eintrat, die allein auf größere Sorgfalt in der Sortierung zurückzuführen ist. Ebenso habe ich gerade bei Spargel feststellen können, daß der Marktausgleich im Zusammenhang mit der Gütesortierung teils ganz ausgezeichnet funktioniert hat. So konnte in Norddeutschland verschiedentlich zusätzlich süddeutscher Spargel reibungslos untergebracht werden, der sich von dem in Norddeutschland gewohnten in nichts unterschied und infolgedessen gern und zu gleichen Preisen aufgenommen wurde. Kühlhauseinlagerungen bei Spargel sind gelegentlich kurzfristig notwendig gewesen. Diese waren immer nur dann erfolgreich, wenn es sich um einwandfreie Sortierungen der Güteklasse A handelte. Eine irgendwie abfallende Qualität oder Sortierung hat in jedem mir bekannt gewordenen Falle unweigerlich zu Mißerfolgen geführt. Schon wenige abweichende Stangen, die die erste oder zweite Sortierung der Güteklasse A zu Unrecht enthielt, ergaben bei mehrtägiger Lagerung erhebliche Verderbschäden, die sich interessanterweise immer zuerst an Stangen mit nicht ganz dicht geschlossenen Köpfen, grünen Köpfen oder mit sonstigen Merkmalen minderer Qualität zeigten.

Im Herbst 1935 wurde auf Anweisung der Hauptvereinigung der Verkauf von Rotkohl Güteklasse A für den Frischverbrauch für eine gewisse Zeitspanne untersagt, um bei der verhältnismäßig knappen Ernte zunächst die geringeren Güteklassen mit geringerer Haltbarkeit restlos zur Verwertung zu bringen und den Erfolg der Vorratswirtschaft durch Einlagerung der ersten Güteklasse weitgehend zu sichern. Die Durchführung dieser Anweisung war ohne weiteres möglich, weil bei Rotkohl in allen einigermaßen wichtigen Anbaugebieten die Sortierung einwandfrei war und so die A-Sortierung zur Einlagerung und die B-Sortierung zum sofortigen Verbrauch scharf getrennt ab Versandstation zur Verfügung standen. — Sie finden bei diesem letzteren Beispiel sehr deutlich die Gütesortierung als Grundlage für den zeitlichen Marktausgleich, sie war Vorbedingung für die Vorratswirtschaft und entscheidend für die vollkommene Auswertung einer schwachen Ernte, mit der unter allen Umständen die Versorgung durchgeführt werden mußte. Selbstverständlich war das im Winter 1935/36 im Sinne von Verbraucher und Erzeuger erreichte gleichmäßige Preisbild ebenfalls von diesen Maßnahmen abhängig.

Diese Beispiele lassen sich beliebig erweitern und auf jedes Erzeugnis übertragen. Niemand wird z. B. ernsthaft behaupten wollen, daß man bei Blumenkohl ohne Sortierung und Verpackung auskäme, und genau betrachtet, liegen die Verhältnisse bei allen anderen Erzeugnissen ebenso, auch wenn das vielleicht zunächst nicht so klar ins

Auge fällt. Zwiebeln werden gebraucht als Pickles, als Fleischerzwiebeln, für die Industrie, zur Einlagerung. Gurken als Essig-, Senf-, Dosen-, Faß- und Frischgurken, und so dienen die meisten Erzeugnisse vielseitigen Zwecken. Wenn man sich die verschiedenen Verbraucher Deutschlands ansieht, die Gaststätten oder die Schiffahrtslinien, die Militärküchen oder die verschiedenen Industrien und auch vor allem die große Menge der Privatverbraucher, dann wird einem ohne weiteres klar, daß die Wünsche und die Ansprüche dieser Interessenten weit auseinandergehen müssen. Alle diese Wünsche sind im Interesse des Volksganzen weitgehend zu erfüllen, denn nur so ist eine restlose Versorgung jedes einzelnen unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Existenznotwendigkeiten des Erzeugers mit dem wertvollen Nahrungsmittel „Gemüse" möglich. Von diesem Gesichtspunkt aus sieht die Marktregelung die Dinge, und sie hat in der Gütesortierung das Instrument, mit dessen Hilfe sich diese Versorgungs- und Absatzfragen lösen lassen, und sie will und muß dieses Instrument zur Ordnung und Gleichmäßigkeit, zur Förderung des Absatzes und Verbrauches, zur Verbilligung des Transports, zur Möglichkeit des Marktausgleichs ausbauen und voll zur Entfaltung bringen.

Es wird in diesem Zusammenhang interessieren, über den Stand der Durchführung der Gütesortierung und über die Aufgaben auf diesem Gebiet Näheres zu erfahren.

Mit der Schließung der Anbaugebiete für die wichtigsten Gemüsearten sind für diese reichseinheitlich Sortierungsvorschriften erlassen, und unter dem Einfluß der Bezirksabgabestellen und insbesondere der Prüfer sind überall in der Gütesortierung erhebliche Fortschritte zu verzeichnen. Bei Spargel sind Sortierung und Verpackung reichseinheitlich durchgeführt. Das Urteil der Verteiler ist rückhaltlos zustimmend. Die hier herausgegebenen bildlichen Erläuterungen haben zu einem erfreulichen Ausgleich der Begriffe bei Erzeugern und Prüfern geführt. Wenn trotzdem gewisse Wertunterschiede innerhalb einer Sorte bei den verschiedenen Anbaugebieten bestehen, so ändert das hieran nichts. — Bei Kopfkohl sind die Dinge in den Hauptanbaugebieten ähnlich weit vorgeschritten. Bei Frühkohl setzt sich anscheinend auch die Erkenntnis durch, daß ohne Sortierung und speziell bei Früh-Wirsing und Spitzkohl auch ohne Verpackung nicht auszukommen ist. Hier muß im nächsten Jahre unter allen Umständen die Durchführung von Sortierung und Verpackung erreicht werden. — Blumenkohl, das sehr empfindliche Erzeugnis, macht noch einige Schwierigkeiten, aber auch hier haben verschiedene Anbaugebiete schon recht Brauchbares geleistet. Immerhin, der 100 prozentige Erfolg steht bei diesem Erzeugnis noch aus, und Erzeuger und Prüfer haben hier eine schwierige, aber auch dankbare Aufgabe vor sich, denn es handelt sich um ein außerordentlich wichtiges Erzeugnis, bei dem sich die einwandfreie Sortierung besonders günstig auswirken wird. Da die Ansichten und Begriffe bezüglich der Blumenkohlsortierung noch leicht auseinandergehen und sich bei vielen Erzeugern die falsche Meinung feststellen läßt, daß die Sortierung jeweils den Ernteverhältnissen einzelner Gebiete oder gar einzelner Betriebe anzupassen sei, halte ich hier zum

Zwecke ganz straffer Führung' ein bildliches Anschauungsmaterial, ähnlich wie beim Spargel, für sehr nützlich.

Sortierungsvorschriften für alle Erzeugnisse liegen vor, und bei den wichtigeren Erzeugnissen sind sie wenigstens überall dort zur Durchführung gekommen, wo es sich um einen größeren Anbau handelt und wo Versand und Verteilung durch Wiederverkäufer in Frage kommen. Zur Erzielung der größeren Einheitlichkeit ist es notwendig, daß auch kleinere Anbaugebiete und auch der sog. Streuanbau, die mehr örtliche Bedeutung haben, sich jetzt restlos den Sortierungsforderungen der Marktregelung anpassen und sich darüber klar werden, daß vom Gesichtspunkt der Marktregelung gesehen die Sortierung ebenso notwendig ist wie die Produktion selbst. Sogar für den Erzeugerkleinmarkt wird meines Erachtens in absehbarer Zeit die Gütesortierung verbindlich werden müssen, denn die Verbesserung des Marktbildes und die Beseitigung vieler Mängel wird sich nur durch diese Bindung erreichen lassen. Insbesondere wird sich im Notfalle über die hier angewandte Gütesortierung eine Befreiung des Kleinmarktes von geringen und geringsten Qualitäten durchführen lassen, die oft vom Erzeuger ebensogut und besser im eigenen Betriebe als Viehfutter zu verwerten sind als durch Verkauf auf dem Frischmarkt, den sie in Zeiten des Überflusses nur ganz unnötig belasten.

Auch hinsichtlich der Verpackungsfragen muß es zu ganz klaren Verhältnissen kommen, und zwar nicht nur in den Vorschriften, in denen sie bereits festliegen, sondern auch in der Praxis. Es geht nicht an, daß gewisse Erzeugnisse, die aus verschiedenen Erzeugergebieten oder von verschiedenen Erzeugern auf einen Marktplatz kommen, einmal sortiert, geputzt und verpackt und einmal unsortiert und lose verladen erscheinen, denn diese beiden ganz verschiedenen Handelsklassen ein und desselben Erzeugnisses stören sich hier oft gegenseitig. In einem solchen Falle geht die Störung erfahrungsgemäß immer von dem nichtsortierten und nichtverpackten Erzeugnis aus, das infolge seines geringen Wertes zu marktschreierischen Preisankündigungen Anlaß gibt, durch die der Käufer irregeführt wird und die den betreffenden Markt beunruhigen.

4. Fachgebiet Obstbau

Obstbau und Unterkultur

Dr. Fr. Schulz, Berlin-Dahlem

Eins der auffälligsten Kennzeichen des deutschen Obstbaues ist seine Verbindung mit Unterkulturen. In allen Anbaugebieten — selbst unter recht alten Baumbeständen — wird der Boden fast immer dauernd mit landwirtschaftlichen und gärtnerischen Kulturen genutzt. Fragt man nun einen Praktiker oder schaut man in ein Lehrbuch, dann erfährt man eine Fülle von Gründen, die die Doppelkultur, selbst bei älteren Obstanlagen, nützlich erscheinen lassen. Man sagt: Zwei Kulturen auf einem Land bringen Arbeitsersparnis, erhöhen die Auswertung des Düngers und der Bodenbearbeitung, bringen zweimal Geld. Und als höchsten Trumpf spielt man aus, daß der Obstbaum nur unregelmäßig trägt und es deshalb unbedingt notwendig ist, daß eine Unterkultur die zweifelhaften Obsteinnahmen ausgleicht. Diese Lehre von der Zweckmäßigkeit der Doppelkultur — die früher ohne Zweifel eine größere Berechtigung hatte als heute — ist vielen Obstanbauern so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie noch heute vielfach als ein Kardinalpunkt gesunder Obstwirtschaft hingestellt wird.

Für die Verfechter aller dieser Vorteile gibt es nun eine etwas unangenehme Frage: Warum führen eigentlich die großen außereuropäischen Obstbauländer diese ausgezeichnete und allein richtige Anbaumethode nicht auch durch? Die Amerikaner beispielsweise lassen sich doch sonst keine Vorteile entgehen. Nun, der Grund ist rasch gefunden: Während der deutsche Obstbauer durchschnittlich von 2 bis 10 ha Fläche lebt, beträgt in USA. die mittlere Betriebsgröße im Westen 15 ha und im Osten sogar 50 ha.

Die Landnot ist es also, die uns zur Doppelkultur zwingt. Und nur gedankenlose Scheinbeweise machen aus dieser Not eine Tugend, die dazu geführt hat, daß selbst in Betrieben, wo gar keine Notwendigkeit zur Doppelkultur besteht, diese als besonderes Zeichen obstbaulicher Tüchtigkeit hingestellt wird.

Sobald wir aber erkennen, daß eine Anschauung auf schöngefärbter Voraussetzung beruht, und die eigentlichen, wenig erfreulichen Ursachen in den Hintergrund geschoben werden, heißt es aufgepaßt und scharf überlegt. Haben wir vorhin die Vorteile der Doppelkultur aufgezählt, dann müssen wir jetzt, wo wir wissen, daß die Notlage des Bauern einerseits und die Belehrung andererseits zu dieser Art des Anbaues geführt haben, die nötige Kritikfähigkeit aufbringen, um das Für und Wider abzuwägen.

Die gegenseitige Beeinflussung von Ober- und Unterkultur muß man stets von mehreren Seiten betrachten.

1. Wie wirkt die Unterkultur auf das Wohlbefinden der Obstbäume?
2. Wie entwickelt sich die Unterkultur unter dem Einfluß der Obstbäume?
3. Wie wirkt sich der gekoppelte Anbau auf die technischen und wirtschaftlichen Besonderheiten beider Kulturen aus?

Den Obstbauer muß besonders die Entwicklung der Obstgehölze unter dem Einfluß der Unterkultur und der damit zusammenhängenden Bodenbearbeitung interessieren. Hierbei kommen vor allem zwei Faktoren zur Geltung: Das Wasser und der Stickstoff. Daneben sind alle anderen Momente nur von untergeordneter Bedeutung.

Werfen wir einen Blick auf die üblichen Unterkultur- bzw. Bodenbearbeitungsmethoden! Vor allem können wir trennen zwischen der mehrjährigen Grasnarbe und dem regelmäßig beackerten Boden; doch sind damit die möglichen Unterschiede noch nicht klar erfaßt. Beim beackerten Boden haben wir den Anbau von Gemüsen, Hackfrüchten und Getreide einerseits sowie die Gründüngung andererseits. Die Grasnarbe bleibt entweder ohne Schnitt oder wird gemäht oder wird als Weide genutzt. Hier muß auch noch auf das von den Amerikanern angewandte Mulchverfahren hingewiesen werden, wobei die Mahd als Decke unter den Bäumen liegenbleibt oder gar mit zusätzlichem Stroh und Mist verstärkt wird.

Es leuchtet ein, daß jede dieser Unterkulturmethoden die Lebensbedingungen abweichend gestalten kann. Am auffälligsten macht sich der bei Doppelkultur auftretende Wassermangel an Jungbäumen bemerkbar. Zumal in trockenen Jahren können die Verluste sehr schwer sein. Nach einem großangelegten amerikanischen Versuch gingen im freien Boden nur 2,6 vH ein, während von den in einem Haferfeld stehenden Bäumen 50 vH vertrockneten. Solche Ergebnisse beweisen besser als viele Worte, wie notwendig in Jungpflanzungen die unterkulturfreien Baumstreifen sind.

Am meisten wird das Bodenwasser vom Rasen beansprucht. Mindestens bis zu einer Tiefe von 30 cm ist hier im allgemeinen der Feuchtigkeitsgehalt stets geringer als im regelmäßig gelockerten offenen Boden. Dort, wo dies nicht der Fall ist, wie z. B. im Alten Land, liegen Sonderverhältnisse vor, die nicht verallgemeinert werden dürfen. Es ist ja bekannt, daß in niederschlagsreichen Gegenden oder an Standorten mit hohem Grundwasserstand die die Verdunstung erhöhende Grasnarbe sogar Voraussetzung für erfolgreichen Obstbau ist.

Da die Bodenfeuchtigkeit einen so großen Einfluß auf die vegetative und generative Entwicklung der Obstbäume nimmt, wird die Frage auftreten, was für Wassermengen von den Obstgehölzen unter Berücksichtigung der Unterkulturen jährlich im großen und ganzen während der Vegetationsperiode beansprucht werden und wie hoch entsprechend der Niederschlag sein muß, um einen erfolgreichen Obst-

bau betreiben zu können. Wohl sind Untersuchungen über den Wasserbedarf landwirtschaftlicher Kulturpflanzen angestellt worden, für den Obstbau sind solche Richtzahlen nicht bekannt, schon gar nicht für den Obstbau mit Unterkultur. Authenrieth kommt auf Grund der Untersuchungen von Osterwalder zu dem Ergebnis, daß als untere zuträgliche Grenze für den Obstbau mit Unterkulturen in Deutschland im allgemeinen 650 bis 700 mm Regenhöhe vorausgesetzt werden müssen. Diesem Wert kann als ungefährem Anhaltspunkt zugestimmt werden. Obstbau in Verbindung mit Unterkulturen wird danach in Deutschland nur in besonders regenreichen Gebieten regelmäßig erfolgreich sein. Und die Tatsachen beweisen dies! So haben wir in der ausgezeichneten Obstlandschaft am Bodensee etwa 950 mm Jahresniederschlag und in dem wegen seines Zwetschenanbaues berühmten Bühler Tal sogar über 1000 mm zu verzeichnen. Im Gegensatz dazu findet man aber auch Obstpflanzungen — ich denke dabei an die Provinz Sachsen — bei nur 450 bis 500 mm jährlichem Niederschlag in dauernder Grasnarbe. Unter solchen Wasserverhältnissen müssen schon gewöhnliche Unterkulturen Nachteile für die Obstbäume verursachen, geschweige denn Rasen.

Und nun zur Nährstoffkonkurrenz! Hierbei gehört unser ganzes Interesse dem Stickstoff. Die verschiedene Einwirkung der Unterkultur auf den Stickstoffgehalt des Bodens wird man am besten erkennen, wenn man wiederum die zwei großen Gegensätze, nämlich die ständig beackerte Fläche und den Rasen, zum Vergleich heranzieht. Im offenen Boden sind stets größere Mengen an leicht aufnehmbarem Stickstoff als bei der Rasenunterkultur zu finden. Noch günstiger aber ist der Stickstoffgehalt bei zusätzlicher Gründüngung. Solche Unterschiede kommen natürlich bei der Entwicklung der Obstbäume sehr deutlich zur Geltung. Versuche mit jungen Apfelbäumen brachten folgendes Ergebnis: Im Rasen war das Wachstum nur 15 vH des der Bäume auf freier Fläche. Auch bei zusätzlicher Düngung der Grasnarbe mit Stallmist konnte nur eine 50prozentige Wuchsleistung erreicht werden. Eine amerikanische Untersuchung zeigt, daß selbst eine Salpeterdüngung von 6,5 g N je Quadratmeter die Nachteile der Grasnarbe bei Jungpflanzungen nicht aufhebt. Wie die Jungbäume verhalten sich auch ertragfähige Obstgehölze, die im Rasen nur Trieblängen von 8,6 cm erzielten, auf beackerter Fläche aber doppelt so stark wuchsen.

Auch die Obsterträge sind bei Pflanzungen im Rasen meist geringer als in ständig beackerten Flächen. So wurden nach einem langjährigen, von 1904 bis 1913 durchgeführten Versuch bei Rochester im Staate New York auf der beackerten Fläche 257 kg je Apfelbaum und im Rasen nur 152 kg geerntet. Die Untersuchung, die mit großer Sorgfalt vorgenommen wurde und sich auf je 120 Apfelbäume erstreckte, hat demnach einen Ausfall von 40 vH infolge ungünstiger Einwirkung der Grasnarbe ergeben. Im gleichen Verhältnis, wie die Gesamternte eine Verringerung erfahren hat, ist auch die Güte infolge des Graswuchses gesunken. Ja, bestimmte kleinfrüchtige und anspruchsvolle Sorten versagen im Rasen völlig. Allerdings ist festgestellt, daß die Grasnarbe eine besonders intensive und gleichmäßige Färbung der

Apfel hervorruft, was durch das zeitigere Reifen an diesem Standort bedingt ist. Je nachdem, ob der Sommer viel oder wenig Niederschlag bringt, kann die Apfelernte ein bis drei Wochen früher einsetzen.

Wie aber die Rasennarbe die Obstbäume benachteiligt, geht am besten daraus hervor, daß nach ihrer Beseitigung schon nach wenigen Jahren besseres Wachstum und höherer Obstertrag feststellbar sind. Beim obenerwähnten Versuch bei Rochester wurde ein Teil der Rasenflächen, die bis dahin im Mittel der Jahre 152 kg je Baum gebracht hatten, umgebrochen und die darauffolgenden Jahre ständig beackert. In dem nun offenen Boden wurden im Mittel von fünf Jahren 310 kg je Baum erzielt. Dagegen brachten dauernd gelockerte Parzellen, die solange Ernten von 257 kg je Baum aufwiesen, nach Umwandlung in Rasen im Mittel der nächsten fünf Jahre nur noch 155 kg je Gehölz. Im übrigen ist durch Versuche bewiesen, daß die Mindererträge von Anlagen im Rasen durch besonders kräftige Stickstoffgaben einigermaßen ausgeglichen werden können. Soweit Düngungsversuche mit anderen Nährstoffen, wie Phosphorsäure und Kali, vorliegen, haben sie keine so starke Wirkung wie der Stickstoff gezeigt. Von den übrigen Unterkulturarten hat sich vor allem die Gründüngung bewährt.

Meine Berufskameraden! Wir sehen, der Obstbaum hat manchen Nachteil durch die Unterkultur zu erleiden, auch wenn wir gar nicht erst auf die rücksichtslose Beseitigung wertvoller Wurzeln durch zu tiefes Pflügen oder gar auf das häufige Anfahren der Stämme hinweisen. Wir müssen dies um so mehr feststellen, als man im deutschen Obstbau viel zuviel von der benachteiligten Unterkultur spricht, die nunmehr erörtert werden soll.

Bei der Betrachtung des Einflusses der Obstbäume auf die Unterkulturen überwiegt von allen in Frage kommenden Faktoren das Licht. Sogar Wasser und Nährstoffe haben dagegen nur geringe Bedeutung. Erstmalig haben sich mehrere Schweizer Forscher mit den Ernteverlusten bei Unterkulturen beschäftigt. Sie beschränkten ihre Untersuchungen auf Wiesen und Weiden und stellten fest, daß bei einer Pflanzweite von 10 mal 10 m mindestens mit einem Ernteausfall von 25 vH beim Gras gerechnet werden muß. Dabei wird der zweite Grasschnitt weit mehr als der erste durch die Obstbäume benachteiligt, weil während der Zeit von der ersten zur zweiten Heumahd eine stärkere Schattenwirkung der Baumkrone zu verzeichnen ist. Neben der gewichtsmäßigen Ernteverringerung konnte nachgewiesen werden, daß auch die Zusammensetzung des Pflanzenbestandes der Grasnarbe durch den Schatten der Obstpflanzung wesentlich beeinflußt wird. Einige kleinere Versuche führte Authenrieth mit landwirtschaftlichen Unterkulturen durch, wobei er feststellen konnte, daß vor allem Getreide und Kartoffeln starke Ernteverluste von etwa 25 vH erleiden.

Am Institut für Obstbau in Berlin-Dahlem wurden in den Jahren 1932/34 Versuche durchgeführt, durch die ermittelt werden sollte, in welchem Umfange die Obstpflanzung sich gegenüber der Entwicklung von Gemüsekulturen geltend macht. Auch hier kommt, wie bereits ausgeführt, die überragende Bedeutung des Faktors Licht klar zum

Ausdruck, was noch durch Vergleiche mit künstlich schattierten Parzellen bewiesen werden konnte. Die Lichtmessungen konnten durch eine rasch und sicher arbeitende Apparatur, die Photozelle nach Lange, durchgeführt werden. Die Ertragseinbußen, die die Unterkulturen erleiden, sind größer, als man anzunehmen pflegt. Bei einer 10 m weit gesetzten Apfelhochstammpflanzung und einem Kronendurchmesser von 6 bis 7 m kann man nur mit etwa 55 vH des Ertrages rechnen, den man mit Buschbohnen, Sellerie und Weißkohl auf freier Fläche erzielt. Janson ermittelt an Hand von Schätzungen, denen langjährige Beobachtungen zugrunde liegen, geringere Beschattungsverluste und gibt an, daß man mit diesen Gemüsearten unter einer derartigen Obstpflanzung 80 vH der Erntemengen erreichen würde, die man auf baumfreiem Lande erzielen kann. Dies wären immerhin 25 vH mehr, als unsere sorgfältigen Untersuchungen ergeben. Aber nicht nur mengenmäßig fällt die Gemüseernte unter den Obstbäumen gering aus, auch ihre Güte wird durch den ungünstigen Stand verschlechtert. So lieferte der in der Obstanlage angebaute Sellerie einen geringeren Anteil an hochwertigem Salatsellerie als im freien Lande. Frühkartoffeln brachten unter den Obstbäumen weniger Stärke als auf unbeschatteten Flächen. Kopfsalat unter Obstgehölzen bildet nur meist flattrige Köpfe aus.

Wurde bisher der mögliche Ernteverlust infolge Doppelkultur behandelt, so müssen wir uns jetzt der betriebswirtschaftlichen Seite zuwenden. Die Vereinigung zweier Kulturen, von denen die eine über Jahrzehnte hinaus mit dem einmal gewählten Standort verbunden bleibt, bringt zahlreiche Wirtschaftserschwernisse mit sich, die um so gewichtiger werden, je mehr ein Betrieb auf Maschinenanwendung eingestellt ist.

Stehen die Obstbäume für sich allein, dann machen uns die üblichen Arbeiten, wie der Schnitt, die Ernte und die heute so ausgedehnte Schädlingsbekämpfung, weder zeitlich noch räumlich Kopfzerbrechen. Sobald aber Unterkulturen betrieben werden, muß der Obstbauer sehr viel berücksichtigen. Selbst bei der Wiese, die noch die geringste Behinderung bringt, ist mit den Spritzmitteln sehr vorsichtig umzugehen, soll das Vieh nicht geschädigt werden. Gemüse und Ackerfrüchte erfordern aber soviel Rücksichtnahme, daß die Baumpflege meist zu kurz kommt. Welcher Bauer wird ein Getreidefeld so zusammentreten lassen, wie dies eine gründliche allseitige Frühjahrs- und Sommerspritzung verlangt? Wie viele Betriebsleiter verzichten nicht von vornherein auf das Fallobst zugunsten der Unterkultur! Wo aber diese und viele andere Arbeiten trotzdem sorgfältig ausgeführt werden, da wird zusätzliche Arbeitszeit gebraucht.

Bei den Unterkulturen häufen sich die Erschwernisse noch stärker. Pflügen, Eggen, Walzen, Düngerstreuen, Säen usw. werden durch die Baumzeilen erschwert. Die auf Maschinenanwendung eingestellten Betriebe müssen dabei nur allzuhäufig zusätzliche Handarbeit leisten. Doch nicht genug damit! Bei der Ernte kommen neue Schwierigkeiten. Das Heu und das Getreide wollen zur Sonne getragen sein. Außerdem reifen Getreide und viele Gemüsearten ungleichmäßig. Wann soll

man nun räumen? Die Erntewagen verfangen sich mit den Zweigen, und wer rücksichtslos drauflosfährt, erntet das Kernobst mit dem Roggen.

Freilich treten nicht alle diese Erschwernisse auf einmal auf. Es genügt aber auch weniger, um nachdenklich zu werden und einmal den Rechenstift zur Hand zu nehmen.

Und damit, meine Herren, kommen wir zu dem entscheidenden Punkt. Wir hören so oft, wie sich die Einnahmen mehren, wenn wir Doppelkultur treiben. Heute wollen wir einmal fragen, was sie uns kostet. Solange wir nicht die versteckten Mängel erfassen, solange wir keine Vergleiche anstellen, glauben wir nur zu gerne an den doppelten Nutzen. Sobald wir aber einmal ausrechnen, wie Ernteverluste und Wirtschaftserschwernis uns belasten, dann sieht die Sache nur allzuhäufig anders aus.

Nun ist es natürlich keine Kleinigkeit, jede Behinderung zahlenmäßig zu erfassen, und wir müssen uns mit einer Berechnung begnügen, die Groß unter Berücksichtigung landwirtschaftlicher Flächen angestellt hat. Er schätzt die Summe der Wirtschaftserschwernisse bei einem Baumabstand von 10 mal 10 m mit 15 vH des Geldrohertrages auf freier Fläche. Wenn wir einmal annehmen, daß der Geldrohertrag von einem 1 ha großen baumfreien Getreide- oder Kartoffelacker 400 RM beträgt, dann würden also von der Unterkultur bereits 60 RM infolge der entstehenden Erschwernisse neben den normalen Aufwendungen verschlungen werden. Nun kommt dazu der Ernteausfall, denn der Schatten der Obstbäume läßt ja keinen normalen Ertrag zu. Er muß bei den obengenannten Ackerfrüchten und 10 m Standweite nach Janson, der, wie wir bei den gärtnerischen Kulturen gesehen haben, keinen allzu hohen Ausfall annimmt, mit 25 vH veranschlagt werden. Das wären 100 RM unter Berücksichtigung des Geldrohertrages von 400 RM. Wirtschaftserschwernis plus Ernteausfall ergeben also alles in allem 160 RM, d. h. das Getreide oder die Kartoffeln bringen unter Obstbäumen bei unserem Beispiel 160 RM weniger ein als auf freier Fläche.

Wer soll nun diesen Verlust tragen? Natürlich der Obstbaum! Bei 10 mal 10 m stehen auf 1 ha 100 Bäume, und jeder Baum muß demnach 1,60 RM mehr bringen, um die Unterkultur verlustfrei zu halten. Nun, wird mancher sagen, das ist eine Kleinigkeit. Wir wollen einmal sehen! Jeder Baum muß erst einmal seinen Standort, seine Pflege und die aus der ertragslosen Zeit aufgelaufene Verzinsung bezahlen, außerdem natürlich die jeweiligen Erntekosten. Nehmen wir an, jeder Baum bringt ½ Zentner Tafelfrüchte zu einem Hofpreis von 14 RM je Zentner. Die Ernte- und Transportkosten zum Hof betragen dann wenigstens 0,50 RM, und die jährlichen Unkosten einschließlich Amortisation und Zinsendienst dürften immerhin je Baum bei ordentlicher Arbeit mit 5 RM veranschlagt werden. Die Kosten betragen also 5,50 RM und die Einnahmen 7 RM. Da aber der Baum noch 1,60 RM mehr leisten muß, haben wir eine Mindereinnahme von 0,10 RM! Bei dieser Rechnung ist eines außer acht ge-

lassen: Nämlich die Ertragsminderung des Obstbaumes unter dem Einflusse der Unterkultur, die wir vorläufig gar nicht erfassen können.

Wie kommt es aber, daß noch heute Fachleute die dauernde Verbindung von Obstbau mit Unterkultur für gut halten und sich sträuben, eine solche Rechnung anzuerkennen? Einmal daher, weil sie — besonders in Familienbetrieben — die wirkliche Belastung nicht erfassen. Zum anderen deshalb, weil die mit der Unterkultur einhergehende Vernachlässigung der Obstpflanzung den Obstertrag derart mindert, daß die Unterkultur gewinnbringend erscheint. Zum dritten aber deshalb, weil der Obstbauer die bei einiger Vorsicht stets zweckmäßige und erfolgreiche Vereinigung von jungen Obstbäumen und Unterkultur verallgemeinert.

Bietet dann aber die Trennung der Kulturen, vorausgesetzt, daß sie in Anbetracht der zur Verfügung stehenden Landfläche überhaupt möglich ist, soviel Vorteile, daß die Betriebseinnahmen sicherer sind? Dies können wir ohne weiteres bejahen, denn wir haben gesehen, daß die Unterkultur nur gewinnen kann, wenn wir sie auf eigene Flächen stellen. Für die Leistung der älteren Obstbäume aber ist die Freihaltung des Bodens ein Vorteil, der durch nichts ersetzt werden kann. Denn nur so wird der Pflanzung jene Pflege zuteil, welche die Voraussetzung hoher und regelmäßiger Ernten ist.

Erinnern Sie sich, daß bei einwandfreien Vergleichsversuchen der Obstertrag auf freier Fläche gegenüber dem Rasen um 40 bis 50 vH höher lag. Selbst eine geringere Mehrleistung der Obstbäume wird die Bodenverzinsung leichter hereinholen als eine fragwürdige Unterkultur. Dabei darf darauf hingewiesen werden, daß es sehr zweckmäßig erscheint, Gründüngungspflanzen einzusäen, die nach amerikanischen Versuchsergebnissen eine weitere Düngung erübrigen und somit das Düngerkonto verringern.

Meine Herren! Meine Ausführungen sind nicht gerade ein Lob auf die dauernde Doppelkultur, wohlgemerkt auf die dauernde. Daß man bis zum Ertragsbeginn unter sorgfältiger Wahrung der Rechte des Obstbaumes Unterkulturen treibt, ist in den meisten Fällen durchaus zweckmäßig und betriebsnotwendig. Wie sollen wir uns nun zu dieser kritischen Frage stellen? Zuerst müssen wir das Verhältnis von Obstbau und Unterkultur richtig abwägen. Wir können sagen:

1. Je wertvoller und kostspieliger eine Unterkultur ist, desto mehr muß sich der Baum anstrengen, um die Verluste einzuholen.
2. Je fortgeschrittener die Maschinentechnik für landwirtschaftliche und gärtnerische Unterkultur ist, desto mehr wird der Baum belastet.
3. Je günstiger der Standort für Obstbau ist, desto nachteiliger ist eine zugunsten von Unterkulturen vorgenommene zu weite Pflanzung.

Ferner muß folgendes unserer Einstellung jederzeit die Grundhaltung geben:

1. Machen wir aus der Landnot keine Tugend und betrachten wir deshalb die dauernde Unterkultur als ein notwendiges Übel.
2. Diese Einstellung gibt uns den Mut, dort für die Trennung der Kulturen einzutreten, wo Land genügend vorhanden ist.
3. Die Redensart, daß die Unterkultur den Obstbau einträglich gestaltet, ist unzutreffend und muß verschwinden.
4. Dies erreichen wir durch gründliche Prüfung unserer Einnahmen und Ausgaben.
5. Sobald wir die Erkenntnis gewonnen haben, ersetzen wir den Grundsatz: Pflanze soweit, wie es die Unterkultur nötig hat, durch den Grundsatz: Pflanze so eng, wie es die Entwicklung und die Pflege der Obstgehölze zuläßt.
6. Dieser Grundsatz hat aber nur dann Sinn, wenn wir bereit sind, dem Obstbaum den besten im Betrieb vorhandenen Standort anzuweisen.
7. Wer immer nur an die Unterkultur denkt, ist allenfalls ein Obst**bauer.** Wir brauchen aber in Deutschland **Obst**bauern und wollen es künftig sein.

Zur Biologie des Fusicladiums

Prof. Dr. C. F. Rudloff, Geisenheim

Im Kampf gegen die Schädlinge unserer Kulturpflanzen ist die Kenntnis der Biologie der Pflanzenkrankheiten die wichtigste Voraussetzung. Die biologische Spezialforschung, welche uns diese Kenntnisse vermitteln soll, darf sich nun keineswegs auf das Studium der Lebensweise von Parasit und Wirt (Schädling und Kulturpflanze) beschränken; sie muß vielmehr darüber hinaus auch die Wechselbeziehungen zwischen beiden und im Zusammenhang mit der Umwelt, insbesondere den klimatischen Faktoren, zu erfassen versuchen.

Der Ausbau und die Gründlichkeit dieser Forschungsrichtung ist für den Erfolg in der Schädlingsbekämpfung ausschlaggebend. Es leuchtet ja ohne weiteres ein, daß wir einer Pflanzenkrankheit um so sicherer Herr werden, je eingehender wir über die Einzelheiten der Lebensweise des Erregers und seiner Wirtspflanze unterrichtet sind: Die genaue Kenntnis der Stärken und Schwächen des Erregers wie des Wirtes ist unbedingt bestimmend für die Art des Kampfes und schließlich auch für den Erfolg.

Wenn hier nun über die Biologie von Fusicladium gesprochen werden soll, so geschieht das im Hinblick auf die Bedeutung, welche die Schorfkrankheit für den Obstbau hat. Zählen doch die Erreger der Schorfkrankheit bei Äpfeln, Birnen und Kirschen — die Schlauchpilze Venturia inaequalis, pirena und cerasi — zu seinen ärgsten Feinden. Sie schädigen den deutschen Obstbau jährlich um ein Vielfaches von 10 Millionen Reichsmark. Allein die Belastung des deutschen Apfelanbaues durch Venturia inaequalis, den Erreger des Apfelschorfes, wird auf jährlich 40 Millionen Reichsmark veranschlagt.

Wenn auch die Möglichkeit besteht, mit den bereits vorhandenen Mitteln und Methoden dieser Seuche stellenweise zu begegnen, so sind wir doch praktisch noch weit davon entfernt, das Fusicladium wirklich zu beherrschen. Das liegt einmal an Schwierigkeiten rein technischer Art, die sich aus der Struktur des deutschen Obstbaues ergeben. Zum anderen sind unsere Kenntnisse in der Biologie des Fusicladiums noch nicht ausreichend, um zu absolut erfolgsicheren und wirtschaftlich tragbaren Vorbeugungs- und Bekämpfungsmaßnahmen feste Grundlagen abgeben zu können. Insbesondere fehlen uns die Erfahrungen auf dem Gebiet der Epidemiologie der Krankheit; wir wissen noch zuwenig über die Wechselbeziehungen zwischen Wirt, Parasit und den örtlichen, klimatischen und anderen Umweltfaktoren.

I.

Die Hauptarbeitsrichtungen

In der Bearbeitung der Fusicladium-Frage sind nun zwei Wege zu gehen: Der züchterische und der prophylaktisch-therapeutische.

Wenn es gelingen würde, Fusicladium-widerstandsfähige Obstsorten zu züchten, so wäre damit eine ideale Lösung gefunden. Neben dieser züchterischen Arbeit muß jedoch gleichzeitig, und zwar mit größtem Nachdruck, nach neuen erfolgsicheren Vorbeugungs- und Bekämpfungsmethoden gesucht werden; denn jede züchterische Arbeit an langlebigen Kulturpflanzen geht auf sehr lange Sicht. Außerdem läßt sich in diesem Falle ein Erfolg nicht voraussehen. Das darf uns aber wiederum nicht davon abhalten, die Arbeiten energisch in Angriff zu nehmen; denn die Größe der Fusicladium-Kalamität zwingt uns dazu, alle sich bietenden Angriffsmöglichkeiten wahrzunehmen. Erweist sich nun der eine Weg als nicht gangbar, so muß der andere mit um so größerer Zähigkeit beschritten werden. Das Ziel muß so oder so erreicht werden.

Die angedeuteten beiden Arbeitsrichtungen haben zum Teil gemeinsame biologische Grundlagen, und wir müssen deshalb zum Verständnis dessen, was im nachfolgenden gesagt werden soll, uns zunächst einmal den Ablauf des Lebenszyklus von Fusicladium, wenigstens in großen Zügen, ins Gedächtnis zurückrufen. Wir wählen hierzu den Erreger des Apfelschorfes, Venturia inaequalis.

II.

Die wichtigsten Daten aus dem Leben von Venturia inaequalis

Im Leben dieses Pilzes lassen sich zwei Entwicklungsstufen voneinander trennen: Die parasitische und die saprophytische Phase. Dabei ist die parasitische Phase die auffälligste. Mit ihren Begleiterscheinungen bildet sie das, was wir als Schorf bezeichnen. Während der parasitischen Phase lebt der Pilz auf dem Baum selbst, und zwar auf dessen Kosten, indem er ihm seine Baustoffe raubt.

In den abfallenden Blättern setzt er dann sein Leben fort, und zwar begnügt er sich dort mit der Nahrung, welche ihm das tote Blatt liefert. Auf dieser Stufe seiner Entwicklung ist er somit Fäulnisbewohner (Saprophyt) geworden.

In dem toten Blatt, in welchem er sich über den Winter hinüberrettet, bildet er nach einem Geschlechtsvorgang die Wintersporen (Ascosporen). Diese werden nun im zeitigen Frühjahr in Gegenwart von Feuchtigkeit ausgeschleudert und durch den Wind auf die schwellenden Knospen getragen. Damit ist die erste, die Primär-Infektion eingeleitet. Die Wintersporen senden nun ihre Keimschläuche unter die Oberhaut der jungen Blättchen und wachsen dort zu Pilzgeflechten aus. Ihre Nahrung verschaffen sie sich auf osmotischem Wege, d. h. sie saugen sie quasi aus der Zelle heraus, ohne diese äußerlich zu verletzen. Die hierdurch in Mitleidenschaft gezogenen Zellen sterben dann schließlich ab.

Nach einer Inkubationszeit (Entwicklungszeit) von etwa 14 Tagen wird der Pilz auf dem Blatt in Form von bräunlichen, rußartigen Flecken sichtbar. Schon in einem ganz frühen Stadium der Entwicklung werden auf diesen Flecken dann in großen Mengen die

Sommersporen gebildet. In Gegenwart von Feuchtigkeit lösen sich nun diese Konidien von ihren Trägern ab und infizieren die anderen Blätter und die Früchte des Baumes. Hier wachsen sie wieder zu einem Pilzgeflecht aus, und es wiederholt sich diese sekundäre Infektion durch die Konidien bei entsprechenden Witterungsverhältnissen während der ganzen Vegetationsperiode.

Während nun die Wintersporen für die Verbreitung des Pilzes auf weitere Entfernungen dienen, sorgen die Sommersporen für eine gründliche Infektion innerhalb ein und desselben Baumes. Nur in dichteren Beständen können auch die letzteren auf Nachbarbäume übertragen werden. Die Wintersporen sind also für das Ausbrechen der Seuchen und die Sommersporen für ihre Stärke verantwortlich.

Nun haben aber die Untersuchungen an Äpfeln und an Birnen ergeben, daß nicht nur Blätter und Früchte, sondern auch die jungen Zweige infiziert werden können. Die Zweiginfektionen, die man als Grind bezeichnet, sind für das Ausbrechen der Seuche und auch für die Verbreitung des Pilzes ebenso gefährlich wie die Wintersporen; denn der Pilz vermag auch im Zweiggrind zu überwintern, und er bildet dort nach unseren Untersuchungen schon im zeitigen Vorfrühling (in Geisenheim im Februar) ungeheuer viele angriffsfähige Konidien, die dann die Primärinfektion einleiten können.

Während man in bestimmten Gebieten Nordamerikas und auch in England Zweiggrind an Äpfeln feststellen konnte, scheint er in Deutschland bei Birnen häufiger zu sein. Auf dem Zweiggrind wird, wie auch wir feststellen konnten, die Konidienproduktion während der ganzen Vegetationsperiode fortgesetzt. Dabei kann der Zweiggrind mehrjährig werden.

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich für die Praxis die Notwendigkeit, die Primärinfektion als die Quelle einer Fusicladiumepidemie zu unterdrücken. Das abgefallene Laub und auch die grindigen Zweige müssen gründlich entfernt und verbrannt werden.

III.

Die Schädigungen durch den Pilz

Der Pilz schädigt nun die Lebensvorgänge des befallenen Baumes ungemein stark, indem er die assimilationsfähige Fläche der Blätter verringert, ihre Wasserabgabe aber erhöht. Diese Schädigungen können im extremen Fall die vollkommene Entlaubung nach sich ziehen. Gewöhnlich treibt der Baum dann nochmal aus, wobei seine Reservestoffe hinhalten müssen. Das wirkt sich dann nachteilig auf den Fruchtertrag des gleichen und auch des folgenden Jahres aus.

Die folgenschwere Wirkung des Blattbefalles darf der Praktiker deshalb keineswegs unterschätzen, wenn er auch geneigt ist, im Schorfbefall seiner Früchte die schwerere, weil für ihn unmittelbar fühlbare Schädigung zu erblicken.

Die Schorfschäden an den Früchten sind uns leider eine allzu gut bekannte Erscheinung. Abgesehen davon, daß schorffleckige

Früchte in ihrer Güte herabgesetzt sind, erleiden jung infizierte Früchte auch noch Wachstumshemmungen, die nicht nur zu Krümmungen, sondern auch zu handgreiflichen Gewichtseinbußen führen. Es kommt noch hinzu, daß das Fusicladium den Folgeparasiten, insbesondere den Fäulnisbakterien, ihre Arbeit erleichtert.

Die Früchte werden nun nicht nur auf dem Baum, sondern auch noch auf dem Lager infiziert. Es ist eine altbekannte Tatsache, daß selbst Früchte, die augenscheinlich sauber eingelagert wurden, nach einiger Zeit plötzlich, ohne erkennbare Ursache, vom Schorf befallen sein können. Gegen diesen Lagerschorf können wir uns gegenwärtig noch nicht sicher schützen, weil wir über seine Entwicklung noch zuwenig wissen. Wir hoffen, daß die bei uns eingeleiteten Arbeiten hier bald Klarheit schaffen werden.

IV.

Vorbeugung und Bekämpfung

Die gegenwärtig geübten Vorbeugungs- und Bekämpfungsmaßnahmen gegen Venturia gründen sich im wesentlichen auf die Kenntnis des eben erwähnten Lebenszyklus des Pilzes. Dabei wird aber fast immer die wichtigste Vorbeugungsmaßnahme, nämlich die Entfernung des toten Laubes und der grindigen Zweige, außer acht gelassen. In vielen Fällen geschieht dies aus technischen Gründen.

Die ersten Spritzungen, mit denen man bereits vor dem Aufbrechen der Knospen beginnen soll, haben dabei den Zweck, die Primärinfektion auf ein möglichst geringes Maß herabzudrücken. Sie vollkommen zu verhindern, gelingt schon deshalb nicht, weil einmal die Ascosporen häufig bis in den Mai hinein fliegen und weil bei Gegenwart von grindigen Zweigen auch späterhin immer noch neue Konidien entstehen. Damit ist eine dauernde Infektionsgefahr gegeben, so daß während der Vegetationsperiode mehrere Male gründlich gespritzt werden muß.

Daß durch solche Aktionen ein Überhandnehmen der Schorfgefahr, insbesondere in geschlossenen Anbaugebieten, verhindert werden kann, das zeigen uns die Erfolge der Amerikaner und in Deutschland die von Loewel im Alten Lande. Voraussetzung hierfür ist jedoch, daß sie von einer Stelle aus konsequent durchgeführt und geleitet werden.

Für den größeren Teil des deutschen Obstbaues, der ja aus gelockerten und gemischten Beständen zusammengesetzt ist, sind solche Aktionen nur in beschränktem Maße möglich. Von diesen Beständen aus ist deshalb dauernd eine neue Infektionsgefahr auch für die geschlossenen Gebiete gegeben. Diese Gefahr einzuschränken ist eine organisatorisch-technische Angelegenheit.

Nun ist aber zu erwähnen, daß die Bekämpfungsweise, welche sich für ein Gebiet als zweckmäßig und erfolgreich erwiesen hat, nicht ohne weiteres auf andere zu übertragen ist. Das liegt in den verschieden gearteten Umweltfaktoren der verschiedenen Gebiete begründet. Die Umweltbedingungen schaffen für den Wirt und auch für den Parasiten unterschiedliche Dispositionen: Sie modifizieren nicht nur die

Lebensweise des Parasiten, sie wirken sich auch auf die Empfänglichkeit des Wirtes aus, und schließlich wird auch die Wahl der Bekämpfungsmittel dadurch mitbestimmt.

Augenblicklich sind wir noch nicht in der Lage, beispielsweise das epidemische Auftreten von Fusicladium in seinen Ursachen zu erkennen. Neben den Lücken in unseren Kenntnissen über die Biologie des Wirtes und des Schädlings, sind vor allem die bisherigen Methoden zur Erforschung ihrer Beziehungen zu den Umwelteinflüssen, insbesondere der Witterungsfaktoren, viel zu grob. Hier muß die moderne mikroklimatische Forschung einsetzen, damit wir einen Einblick in die örtliche Epidemiologie gewinnen können. Auch in dieser Richtung sind bei uns bereits die Arbeiten aufgenommen.

In der Praxis müssen wir uns gegenwärtig noch auf die bereits gewonnenen Erkenntnisse und Methoden stützen. Hierzu gehört die örtliche Bestimmung des Sporenfluges in seiner Beziehung zu den Witterungsverhältnissen. Die Grundlagen hierfür haben uns einige amerikanische Autoren und der Schweizer Wiesmann geliefert. Als weiterer Anhaltspunkt, insbesondere für die Spritztermine, kann die Phänologie der Obstgehölze angesehen werden. Das hat Loewel für die Verhältnisse des Alten Landes sehr schön darstellen können.

V.

Physiologische Probleme

Gegenwärtig wissen wir auch noch so gut wie nichts über die eigentliche Wirkung der Bekämpfungsmittel auf den Pilz und insbesondere auf den Wirt. Wir haben uns daran gewöhnt, die mehr oder weniger gut fungizide Wirkung der einzelnen Mittel im Endeffekt zu konstatieren. Wie diese Mittel jedoch in die Physiologie des Wirtes und des Pilzes mittelbar eingreifen, muß an verfeinerten Untersuchungsmethoden studiert werden. Bei solchen biologischen Testmethoden versuchen wir von ihrer physiologischen Wirkung auf die Sporenkeimung im Laboratorium auszugehen. Dabei ergeben sich auch Anhaltspunkte für die Bewertung der Bekämpfungsmittel und für die Suche nach neuen, wirksamen Substanzen.

Aus den bisherigen biologischen Untersuchungen geht auch mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß der äußere Bau der Organe des Wirtes für seine Empfänglichkeit dem Parasiten gegenüber keine nennenswerte Bedeutung hat. Die Empfänglichkeit bzw. die Widerstandsfähigkeit des Wirtes ist vielmehr physiologisch, d. h. in der Art seiner Lebenssubstanz und im Ablauf der Lebensvorgänge begründet. Es fragt sich nun, ob es möglich ist, diese sorteneigenen Lebensvorgänge durch äußere Einflüsse, etwa durch Kulturmaßnahmen, wie Pflanzweise, Abänderung der physikalisch-chemischen Beschaffenheit des Bodens, durch Bodenbearbeitung, Bodenverbesserung oder bestimmte Düngungsmaßnahmen usw. so zu gestalten, daß der Baum sich selbst gegen den Parasiten wehren kann. Hierher gehört auch die Klärung der Frage nach der Einwirkung der Unterlage auf das Edelreis. Es ist nicht ausgeschlossen, daß ein gründ-

liches Studium der Physiologie des Wirtes uns neue, natürliche Wege für die Eindämmung der Fusicladiumseuche zeigen kann.

Hierher gehört auch noch die Frage nach der künstlichen Immunisierung der Obstgehölze. Man kann sich zu dieser Frage stellen wie man will; im Hinblick auf die Größe der Fusicladiumkalamität muß auch sie einer genauen Prüfung unterzogen werden.

Wir wissen, daß die Fusicladiumsporen zum Eindringen in die Organe des Baumes weder Verwundungen an den Organen noch die Spaltöffnungen benötigen. Sie sind vielmehr imstande, die Oberhaut dieser Organe durch Ausscheidung von bestimmten Substanzen (Enzyme) anzugreifen und aufzulösen. Es besteht auch die Möglichkeit, daß wieder andere Enzyme die Nahrungsaufnahme durch den Pilz erst ermöglichen. Auch hier muß die biologische Forschung einsetzen. Es ist zu versuchen festzustellen, welcher Art diese Enzyme sind und was den Pilz zur Erzeugung solcher Enzyme bringt. Daran anschließend wäre dann nach praktisch verwertbaren Methoden zu suchen, welche die Enzymbildung verhindern oder die Enzyme unwirksam machen können. Auch durch diese Arbeit, die ebenfalls von uns in Angriff genommen ist, könnnen sich unter Umständen neue Perspektiven für die Bekämpfung von Venturia ergeben.

VI.

Populationen, Rassen, Biotypen

Eine weitere Frage, die für beide Hauptarbeitsrichtungen von Bedeutung ist und an der wir bereits seit 1932 in Geisenheim gemeinsam mit dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Züchtungsforschung in Müncheberg arbeiten, ist die über das Vorkommen von wirtsgebundenen Rassen (Biotypen) bei den einzelnen Venturia-Arten. Bei diesen Arbeiten konnten wir für Venturia inaequalis und für Venturia pirina feststellen, daß diese über geradezu phantastische Rassengemische verfügen. Diese Tatsache erklärt uns, warum es kaum Apfel- und Birnensorten gibt, die gegen Venturia nennenswert widerstandsfähig sind. Dem Praktiker ist auch die Erscheinung bekannt, daß bestimmte Kultursorten seiner Äpfel und Birnen in bestimmten Gegenden von Fusicladium befallen werden, während sie in anderen Gebieten sauber bleiben. Ebenso geläufig ist ihm, daß der Grad der Anfälligkeit einzelner Sorten in verschiedenen Jahren verschieden sein kann.

Unsere Untersuchungen haben nun gezeigt, daß es, wenigstens bei Venturia pirina, ortsgebundene Rassengemische gibt. Diese geographisch gebundenen Venturia-Populationen scheinen uns für das verschiedenartige Verhalten einzelner Sorten in verschiedenen Gegenden gegenüber dem Fusicladium verantwortlich zu sein.

Wir konnten nun auch der Entstehung solcher Rassengemische auf die Spur kommen. Es hat sich nämlich gezeigt, daß eine Reihe von Rassen in künstlichen Kulturen die Fähigkeit haben, auf ungeschlechtlichem Wege gänzlich neue Formen hervorzubringen.

Dieser Vorgang ist sicher auch in der Natur zu erwarten. Hierzu kommt noch, daß Venturia augenscheinlich noch dazu neigt, solche Mutationen auch auf geschlechtlichem Wege hervorzubringen. Und schließlich geben die bereits vorhandenen Verschiedenheiten der einzelnen Rassen noch die Möglichkeit, auf dem Wege über die natürliche Kreuzung eine ungeahnte Fülle von neuen Kombinationen entstehen zu lassen. Diese Tatsachen erschweren die Klärung der Biotypenfrage ungemein. Nach den bisherigen Untersuchungen scheint zwar sicher, daß bestimmte Rassen von Venturia bestimmte Birnen- und Apfelsorten vorziehen, ja sogar, daß sie auf anderen nicht zu gedeihen vermögen. Dem steht aber wieder gegenüber, daß jede anfällige Apfel- bzw. Birnensorte von einer ganzen Population, also von einem Rassengemisch, angegriffen werden kann.

Es ergeben sich hier aber noch weitere Komplikationen. Wir glauben zu wissen, daß die einzelnen Venturia-Arten insofern auf bestimmte Wirte spezialisiert sind, als beispielsweise Venturia inaequalis ausschließlich Angehörige der Fruchtgattung Malus befällt, der ja unsere Kulturäpfel angehören, und daß sie nicht in der Lage ist, Angehörige der Gattungen Pirus und Prunus anzugreifen. Das gleiche gilt sinngemäß für Venturia pirina, und wir nehmen an, auch für andere Venturia-Arten.

Nun konnten wir aber durch künstliche Infektionsversuche mit ziemlicher Sicherheit feststellen, daß Venturia pyracanthae, welches für gewöhnlich auf Pyracantha vorkommt, auch bestimmte Birnensorten zu befallen in der Lage ist. Diese Befunde scheinen die Anschauungen älterer Autoren, welche Venturia pyracanthae als eine Varietät von Venturia pirina ansehen, zu bestätigen.

Wenn man nun bedenkt, daß neben Äpfeln, Birnen und Kirschen auch auf Sorbus, Crataegus, Papulus, Salix, Betula und wahrscheinlich auch noch auf anderen Kulturgehölzen Venturia-Arten parasitieren, gewinnen unsere Befunde praktische Bedeutung.

VII.
Die züchterische Arbeit

Zum Schluß sei noch einiges über die züchterische Bearbeitung der Fusicladiumfrage gesagt.

Die Züchtung von Fusicladium-widerstandsfähigen Obstsorten geht von der Voraussetzung aus, daß irgendwo mehr oder weniger Fusicladium-feste Obstsorten oder Wildformen von diesen zu finden sind, und es kommt nun darauf an, die erblich fixierte Eigenschaft für Widerstandsfähigkeit mit den Qualitätseigenschaften unserer hochwertigen Kultursorten auf dem Wege über die Kombinationszüchtung zu verbinden.

Die Bewertung der Obstsorten hinsichtlich ihrer Widerstandsfähigkeit muß daher von exakten Methoden ausgehen. Die Beobachtung des Befalls in der freien Natur gibt dabei zwar wichtige Hinweise; die Bewertung des Spontan-Befalls reicht jedoch für ein sicheres Urteil nicht aus, weil wir ja mit ortsgebundenen Fusicladium-Populationen

rechnen müssen. Erst die kontrollierte Einzelinfektion läßt eine sichere Bewertung zu. Es war deshalb zu Beginn dieser Arbeiten notwendig, nach einem solchen Verfahren zu suchen. Daneben mußte ein weiteres Verfahren ausgearbeitet werden, welches uns erlaubte, einfach und rasch große Mengen Sämlinge auf künstlichem Wege zu infizieren und damit eine Selektionsmöglichkeit zu schaffen. Für beide wurden dann die geeigneten Methoden gefunden, und danach wird folgendes Selektionsverfahren für die züchterischen Arbeiten durchgeführt: Die aus den Kreuzungen gewonnenen Sämlinge werden mit Hilfe des Massenselektionsverfahrens vorselektioniert. Die Infektion kann hierbei mit Sporen aus dem Spontanbefall und solchen aus künstlichen Kulturen erfolgen.

Diejenigen Sämlinge nun, die bei dieser Masseninfektion — die in einer Vegetationsperiode mehrere Male durchzuführen ist — von Fusicladium frei bleiben, werden einer weiteren scharfen Kontrolle durch die Einzelinfektion unterworfen. Es ist selbstverständlich, daß diese kontrollierte Einzelinfektion so scharf wie möglich zu erfolgen hat, und man darf sich hierbei nicht nur auf die Prüfung des ortsgebundenen Rassengemisches beschränken, man muß sie vielmehr mit Fusicladiumherkünften der verschiedenen Anbaugebiete durchführen.

Haben nun schließlich einige Sämlinge diese Prüfungen überstanden, so werden sie für die weitere züchterische Arbeit aufgepflanzt und auf ihre Qualität hin geprüft.

Bei der Bastardnatur unserer Obstgehölze muß hierbei natürlich mit großen Kreuzungsgenerationen gearbeitet werden. Hier ist, wie bei allen züchterischen Arbeiten, das „Gesetz" von der großen Zahl zu beachten, weil für den Erfolg mit ausschlaggebend.

Über die Aussicht dieser züchrerischen Arbeiten läßt sich gegenwärtig Näheres noch nicht sagen.

Schluß

Es ist natürlich ausgeschlossen, in einem zeitlich begrenzten Referat die biologischen Einzelfragen des Fusicladiumproblems auch nur annähernd ausführlich zu behandeln. Ich habe daher versucht, mich auf einige wenige Gesichtspunkte aus diesem großen Fragenkomplex zu beschränken. Und ich hoffe auch, es ist mir gelungen, an Hand dieser wenigen Beispiele zu zeigen, daß der biologischen Forschung auf dem Gebiete der Fusicladiumfrage noch sehr vieles zu tun übrigbleibt.

Im Hinblick auf die praktische Bedeutung, welche das Fusicladium auch im Kampf um die Erringung der Ernährungsfreiheit des deutschen Volkes besitzt, muß die biologische Forschung auf diesem Teilgebiet auch künftighin auf breiteste Grundlage gestellt und nach großen, klaren Gesichtspunkten geführt werden. Wir dürfen uns im deutschen Obstbau keinesfalls mit der Ernte begnügen, die uns das Fusicladium überläßt, wir müssen vielmehr dahin kommen, daß wir in diesem Punkte selbst bestimmen, was wir ernten wollen.

Folgerungen aus den langjährigen Versuchsergebnissen des obstbaulichen Versuchsringes im alten Lande für die Praxis des Obstbaues

Dr. E. L. Loewel, Jork

Langjährige Mißernten in den ausgedehnten Obstanlagen des niederelbischen Anbaugebietes zwangen die fortschrittlichen Obstbauern zur Gründung einer eigenen Versuchsorganisation, dem Obstbauversuchsring des Alten Landes, am 1. April 1929. Die Zweigstelle der Biologischen Reichsanstalt Stade und die Regierungsstellen waren maßgebend an der Gründung beteiligt. Während man sich in der ersten Zeit nicht ganz darüber klar war, welche Ursachen für die güte- und mengenmäßig schlechten Erträge fast bei allen Obstarten des Alten Landes in der Hauptsache in Frage kamen, fand man bald die Gründe in dem Überhandnehmen von Schädlingen. So wurde die Entwicklung von Bekämpfungsmaßnahmen mit dem Ziel der Aufstellung einer sicheren Spritzfolge die erste Aufgabe des Versuchsringes. Die Winterspritzung mit Obstbaum-Karbolineum war bereits durch die Zweigstelle der Biologischen Reichsanstalt der Praxis vorgeschrieben worden, doch waren hierbei noch eine große Anzahl Fragen ungeklärt geblieben. Es zeigte sich in den angestellten Versuchen, daß der Anwendungsbereich des Obstbaum-Karbolineums über die Bekämpfung des Apfelblattsaugers hinaus auch auf die Bekämpfung der Apfelblattläuse, des Frostspanners und vor allem des Apfelblütenstechers ausgedehnt werden konnte. Es wurde dies erreicht durch die Wahrnehmung späterer Spritztermine und Verwendung von Obstbaum-Karbolineum mit einem hohen Prozentsatz hochsiedender Öle. Um die Spritzfolge zu vereinfachen, führten wir das Baumspritzmittel als Winterbekämpfungsmittel ein. Seine Verwendung gestattete die Mischung mit Kupferkalkbrühe und damit die Zusammenfassung zweier Spritzgänge zu einem. Wir sind uns im Alten Lande darüber klar geworden, daß es ideal wäre, wenn wir Jahr für Jahr Obstbaum-Karbolineum oder Baumspritzmittel verwenden könnten, da wir dann von Schädlingen wie Blattsaugern, Frostspannern, Blütenstechern, Gespinstmotten, Blattwanzen, Ringelspinnern, Birnblattsaugern, Birnblattmilben, Kirschblütenmotten, um nur die wichtigsten zu nennen, verschont blieben. Wie uns unsere langjährigen Versuchsergebnisse zeigen, gibt es kein besseres Mittel, um der verschiedenen, erst in diesem Jahr wieder so stark auftretenden Blattläuse Herr zu werden, als durch Obstbaum-Karbolineum- oder Baumspritzmittelspritzung im Winter. Durch unsere Versuche und viele Beispielsspritzungen in den Obstgärten des Alten Landes konnte auch der letzte Obstbauer von der Notwendigkeit der Spritzung überzeugt werden. Er spritzt in jedem Winter sämtliche Obstarten mit Obstbaum-Karbolineum oder Baumspritzmittel durch, was zur Folge hat, daß jeder Besucher im Alten Land die Üppigkeit der Belaubung bei Äpfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen bewundert, die Erklärung aber weniger in der Spritzung „als in der bevorzugten Lage des Alten Landes sucht". Ich will hier nicht unter-

schlagen, daß die Obstbaum-Karbolineum- und auch Baumspritzmittelspritzungen, soweit sie dauernd jeden Winter durchgeführt wurden, auch gewisse Nachteile gebracht haben. Doch sind diese bisher allein bei den Äpfeln zu bemerken gewesen. Neben den Schädlingen sind durch die alljährlichen Spritzungen auch viele Nützlinge abgetötet worden, und, wie wir feststellen mußten, besonders Feinde der Blutlaus. Weiter beschränkt sich die Obstbaum-Karbolineumspritzung ja nicht nur auf die reine Bekämpfung der Schädlinge, sondern greift auch in den Wachstumsvorgang unserer Obstbäume ein, indem sie einen üppigen, beinahe geil zu nennenden Austriebs- und Belaubungszustand hervorruft. Es hat sich gezeigt, daß dieser alljährliche Reiz den Bäumen eine gewisse Empfindlichkeit gibt, nicht nur für Extreme der Witterung, wie Frost und Hitze, sondern auch wieder für die Blutlaus, die sich auf geil gewachsenen, borken- und rindenfreien Zweigen besonders wohl fühlt. Die Abhängigkeit der Vermehrung der Blutlaus von der Häufigkeit der Obstbaum-Karbolineum- bzw. Baumspritzmittelspritzung mußte leider festgestellt werden. Eine Tragik liegt darin, daß die besonders eifrigen und sorgfältigen Spritzer durch übermäßig starken Blutlausbefall bestraft wurden. Es lag nahe, den Versuch zu machen, ohne Obstbaum-Karbolineum- und Baumspritzmittelspritzung im Winter auszukommen. Man kann heute, nachdem man die Ergebnisse dieser Versuche eine Reihe von Jahren überblickt, feststellen, daß keine Ersatzmöglichkeit für die Obstbaum-Karbolineum- oder Baumspritzmittelspritzung besteht. Daß man, wenn die Blutlaus nicht so schlimm wird, mit der Spritzung durch Eindringen des Obstbaum-Karbolineums in die Blutlauswunden direkte Schäden hervorrufen würde, auf alle Fälle bei der Winterspritzung bleiben und versuchen sollte, der Blutlaus unter Beibehaltung der Winterspritzung Herr zu werden. Es ist dann allerdings notwendig, mit anderen Reizen etwas sparsamer umzugehen, d. h. nicht noch weitere Spritzmittel zu verwenden, die ebenfalls das geile Wachstum der Obstbäume fördern. Auch dürfen dann nicht Stickstoffdüngemittel angewandt werden, die, wie wir feststellen konnten, die Blutlausempfindlichkeit stark erhöhen. Abschließend über die Blutlausfrage ist also zu sagen, daß trotz der aufgezeigten Nachteile bei den Äpfeln die Obstbaum-Karbolineum- oder Baumspritzmittelspritzung die Grundlage für die obstbauliche Schädlingsbekämpfung ist und bleibt.

Das zweite wichtige Gebiet der Schädlingsbekämpfung, das angeschnitten werden mußte, war die Bekämpfung des Fusicladiums. Hier war bei Beginn der Arbeit ohne jedes System fast nur mit Kupferkalkbrühe von den Altländer Praktikern gearbeitet worden, mit dem alleinigen Ziel, lediglich fusicladiumfreie Früchte zu erzielen, mochten sie sonst aussehen wie sie wollten. Um die Fragen der Fusicladiumbekämpfung zu klären, war es nicht nur notwendig, sich mit der Biologie des Fusicladiumpilzes zu beschäftigen, sondern auch ein genaues Studium der verschiedenen Anfälligkeit der Äpfel- und Birnensorten, die in der Hauptsache vorhanden waren, zu treiben. Da die Praxis an der Niederelbe bei Äpfeln und auch bei Birnen nur wenige Sorten als Hauptertragssorten angebaut hatte, war ein

sortenweises Arbeiten durchaus möglich. In den ersten Jahren wurden die kupferverträglichen und nichtkupferverträglichen Sorten voneinander getrennt und für beide Gruppen Spritzfolgen aufgestellt, die einigermaßen Fusicladiumfreiheit verbürgten. Dabei konnten aber Berostungen der Früchte und auch Blattschäden nicht vermieden werden.

Ein großer Erfolg bedeutete die Einführung der Schwefelkalkbleiarseniatspritzung. Durch unsere Versuche machten wir die Feststellung, daß durch den Zusatz des Bleiarsens zur Schwefelkalkbrühe nicht nur eine wirksame Spritzkombination gegen die Obstmade erhalten wurde, sondern auch eine Spritzkombination, die in ihrer Fusicladiumwirkung beinahe die der Kupfermittel erreichte. Dies hatte deswegen so große Bedeutung, weil mit Schwefelkalkbleiarseniatbrühe in unserem Obstbaugebiet fast sämtliche Sorten behandelt werden konnten, ohne daß durch die bekannten Verkorkungen Fruchtschaden oder Verbrennungsschaden an den Blättern aufgetreten wäre. Daneben zeigte sich nach Anwendung der Schwefelkalkbleiarseniatbrühe ein ähnlicher Erfolg wie nach der Anwendung von Obstbaum-Karbolineum. Die Belaubung wurde sehr üppig, die Blätter wurden übermäßig groß und bekamen eine dunkelgrüne Farbe. Man konnte sagen, daß durch die Schwefelkalkbleiarseniatspritzung eine Düngung von oben erreicht wurde, da das Aussehen der durch Schwefelkalkbleiarseniat gespritzten Bäume denen mit Stickstoff gedüngten glich. Doch auch dieses Spritzmittel wird von der Praxis nicht mehr so sehr begrüßt, da es, auf die Dauer angewendet, doch Nachteile mit sich bringt. Der in den ersten Jahren bemerkbare Reiz auf Belaubungs- und Gesundheitszustand der Bäume hat nachgelassen. Auch hat die anfängliche Unempfindlichkeit gegen dieses Spritzmittel abgenommen; eine Reihe von Sorten, die in den ersten Jahren die Schwefelkalkbleiarseniatspritzung ganz vorzüglich vertrugen, antworten jetzt mit Blattverbrennungen. Dadurch wird die Belaubung lückenhaft. Wir finden Bäume mit einzelnen Blattbüscheln, bestehend aus großen blaugrünen Blättern. Zwischen diesen Blattbüscheln aber kahle Stellen von 20 bis 40 cm Länge. Diese sind besonders geeignete Ansiedlungsstellen für die Blutlaus. Diese Nachteile der Schwefelkalkbleiarseniatbrühe, die sich mit den Jahren eingestellt haben, dazu die große Giftigkeit des Mittels auch gegen die Bienen, zwang uns nach geeigneten, unschädlichen Mitteln zu suchen. Durch unsere zahlreichen Prüfungen von Schädlingsbekämpfungsmitteln konnten wir ein Mittel finden, das als Fusicladiummittel außerordentlich brauchbar ist und die Nachteile der Schwefelkalkbleiarseniatbrühe vermeidet. Es läßt den natürlichen Gesundheits- und Belaubungszustand der Bäume bestehen, es düngt nicht und schädigt nicht, die damit gespritzten Bäume erfreuen sich einer gleichmäßigen gesunden Belaubung. Es hat sich als ungiftig gegen Mensch und Tier erwiesen. Da es kein Fraßgift enthält, ist es als reines Fusicladiummittel zu betrachten. Es ist noch nicht im Handel zu haben, da es bisher nur von uns mehrjährig ausprobiert worden ist. In diesem Jahre wurde es auch schon durch unsere Vermittlung von vielen Praktikern des Alten Landes versuchs-

weise angewandt und hat allgemein befriedigt. Wir glauben durch dieses Mittel das Schwefelkalkbleiarsen für unser Obstbaugebiet überall da ausschalten zu können, wo es als Fusicladiummittel gebraucht wurde. Wir vermeiden dadurch die unangenehmen Blattverbrennungen und vor allem die Anwendung eines Spritzmittels mit besonderem Belaubungsreiz. So wird es für uns möglich, das Obstbaum-Karbolineum, das wir nicht ersetzen können, beizubehalten.

Eine weitere Frage, die für unser Obstbaugebiet sofort nach Einführung einer regelmäßigen Spritzfolge brennend wurde, war die der Verträglichkeit der Bienen mit den Spritzungen. Von der Notwendigkeit der Biene war der Altländer Bauer nicht ganz überzeugt. Doch konnte ihm durch eine Reihe von Versuchen und an Hand von Statistiken nachgewiesen werden, daß die Bienen zur Befruchtung sämtlicher im Alten Lande vorhandener Obstarten wichtig sind, daß sie vor allem für die Regelmäßigkeit der Erträge sorgen und in Jahren mit ungünstigem Blühwetter einen Ausgleich schaffen. Im Alten Lande war es üblich, die Imker der Heide während der Kirschblüte hereinzuholen und dann wieder nach Hause zu schicken. Den Bienenvölkern dieser Imker wurden nun durch die Spritzungen empfindliche Schäden zugefügt. Während diese Schäden zuerst nicht ganz zu beweisen waren, konnten wir dadurch, daß wir einen eigenen Bienenstand unserer Obstbauversuchsanstalt angliederten, genau den Beweis führen, daß mit wenigen Ausnahmen sämtliche von uns verwandte Spritzmittel, vor allem Schwefelkalkbleiarseniatbrühe und die Kupfer- und Kupferarsenpräparate, für die Bienen ungeheuer schädlich waren. Während unter normalen Verhältnissen von unseren Völkern täglich etwa 150 bis 200 Bienen tot vor dem Bienenstand lagen, wuchs dieser Totenfall bei gleichbleibender Völkerzahl auf 500 in der 1. Nachblütenspritzung durch Schwefelkalkarseniatbrühe und auf 1200 bei der 2. und 3. Nachblütenspritzung. Der Zusammenhang mit den Spritzungen konnte klar erwiesen werden. Um den günstigsten Zeitpunkt für die Spritzungen wahrzunehmen, spritzten fast alle unsere Obstbauern zu den gleichen Tagen, was ihnen wie kaum anderswo dadurch möglich war, daß jeder einigermaßen große Obstbetrieb eine eigene Motorspritze hält. Durch die Schäden, die die eingewanderten Imker an ihren Bienen hatten, war eine große Zahl von Prozessen entstanden mit Schadensersatzansprüchen, die vom Obstzüchter kaum getragen werden konnten. Es mußten Maßnahmen getroffen werden, welche die weitere Durchführung der unbedingt notwendigen Spritzung garantierten, aber auch die Befruchtung durch die Bienen sicherstellten. Als Übergangslösung wurde den fremden Imkern der Zugang ins Alte Land verboten und den Obstbauern die Anschaffung eigener Bienen nahegelegt. Es konnte dadurch erreicht werden, daß durch eigene Anschaffung fast genau so viel Bienenvölker aufgestellt wurden, wie früher durch fremde Imker hereinkamen. So brauchten die entstandenen Bienenschäden nicht fremden Imkern ersetzt zu werden, sondern wurden von den Obstbauern selber getragen, was wesentlich billiger kam. Wir betrachten die eigene Bienenhaltung der Bauern nur als Übergangslösung und arbeiten vor allem daran, unsere Spritzfolge so

zu gestalten, daß Bienenverluste überhaupt vermieden werden. Die Einführung des bereits erwähnten neuen Fusicladiummittels liegt in dieser Richtung. Das Mittel hat sich, in eingehenden Versuchen geprüft, als unschädlich für Bienen erwiesen. Wir hoffen, bald wieder von der eigenen Bienenhaltung abgehen zu können. Für andere Obstbaugebiete, die im ständigen Wachsen sind und kurz oder lang auch einmal die Geschlossenheit des Altländer Obstbaues erreichen, scheint rechtzeitige Beschäftigung mit der Bienenfrage geboten.

Das Gebiet der Schädlingsbekämpfung abschließend, können wir sagen, unsere Altländer Erfahrungen zeigen: Ohne Schädlingsbekämpfung ist heute Obstbau nicht mehr möglich. Die Grundlage der Spritzfolge ist und bleibt die Winterspritzung mit Obstbaum-Karbolineum. Die weiteren Spritzungen dürfen nicht nur unter dem Gesichtspunkt ihrer Wirksamkeit gegen Schädlinge gesehen werden, vor allen Dingen sind sie nach ihrer Wirkung auf den dauernden Gesundheitszustand unserer Obstbäume, auf die qualitativen Eigenschaften der Früchte und auf ihre Verträglichkeit mit Bienen und Vieh zur beurteilen. Es bleibt mir leider nicht die Zeit, speziell auf unsere Versuchsergebnisse für die einzelnen Obstarten, Schädlinge usw. einzugehen, ich muß mich mit dem Bericht der allgemeinen Ergebnisse und ihren Folgerungen begnügen. Doch möchte ich nochmals betonen, die obstbauliche Schädlingsbekämpfung des Alten Landes ist die Grundlage für die heutigen Erträge an einwandfreien Früchten gewesen und hat vor allen Dingen die Regelmäßigkeit der Ernten gebracht, die unser Obstbaugebiet wie kein anderes aufweist. Der auch bei uns früher bestehende Wechsel zwischen Ertrags- und Nichtertragsjahr hat aufgehört, und nur noch abnorme Witterungsverhältnisse vermögen die Regelmäßigkeit der Ernten zu stören.

Ein wesentlicher Erfolg der Einführung der regelmäßigen Schädlingsbekämpfung liegt auch auf dem Gebiet der Sortenfrage. Es muß jedoch erwähnt werden, daß neue, vorher nicht im Gebiet vorhandene Sorten auch nach Einführung der Schädlingsbekämpfung nicht anbauwürdig geworden sind. Wohl aber sind schon früher vor der Schädlingskalamität vorhanden gewesene wertvolle Sorten durch die Schädlingsbekämpfung wieder anbauwürdig geworden. Zum Beispiel der Gravensteiner und, soweit die Blutlaus es nicht verhinderte, auch die Cox-Orange-Reinette.

Durch die intensive Schädlingsbekämpfung ist auch ein gewisser Einfluß auf die Baumformen zu bemerken. So gibt es kleinere Obstbaubetriebe, die zum Niederstamm übergehen, was früher nicht möglich war, da infolge der günstigeren Überwinterungsmöglichkeiten die Niederstammanlagen von Schädlingen ganz besonders schwer heimgesucht wurden.

Das zweite große Arbeitsgebiet des Obstbaumversuchsrings des Alten Landes umfaßt die Klärung der Düngungsfragen. Am Anfang stand man allgemein auf dem Standpunkt, daß die Düngung viel wichtiger sei als die Schädlingsbekämpfung und die Nichterträge in der Hauptsache mangelnder Stickstoffdüngung zugeschrieben werden

müßten. Um die Fragen möglichst praktisch zu klären, wurden in den Höfen der Mitglieder Nährstoffmangel- und steigende Gabenversuche eingelegt, die sich auf die drei Hauptnährstoffe Kali, Stickstoff und Phosphorsäure beschränkten.

Dabei machte sich als erster Nährstoff der Stickstoff deutlich bemerkbar, der vor allem bei Steinobst die Erträge wesentlich erhöhen konnte. Wir wissen heute, daß vielfach für das Eingehen der alten Kirschenanlagen fehlender Stickstoff mitverantwortlich war. In den meisten Apfelanlagen jedoch hat eine zusätzliche Düngung mit Stickstoff unter unseren Verhältnissen oft mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Es ist dazu allerdings zu bemerken, daß unsere Obstanlagen auf einem der nährstoffreichsten Böden unseres Vaterlandes stehen und daß unsere Obstbauer regelmäßig alle 2 Jahre mit Stallmist düngen. Die Nachteile, die durch übermäßige Stickstoffdüngung entstanden sind, sollen hier kurz geschildert werden. Das größte Unglück, das uns die Stickstoffdüngung gebracht hat, ist die erhöhte Empfindlichkeit unserer Obstanlagen durch die Blutlaus, die sich wie abgeschnitten in den Versuchsparzellen zeigt. Während die ungedüngten und die nur mit Kali und Phosphorsäure gedüngten Teilstücke kaum Blutlausbefall aufweisen, steigert sich auf den mit Stickstoff gedüngten Parzellen die Blutlausempfindlichkeit gleichlaufend mit der Höhe der Gaben. Bei Gaben von 120 kg/ha reinem Stickstoff, zusammen mit 120 kg/ha reinem Kali und 90 kg/ha reiner Phosphorsäure, 6 Jahre hindurch gegeben, sind die meisten Apfelbäume über und über mit Blutlaus befallen. Der zweite große Nachteil, den uns die starke Stickstoffdüngung gebracht hat, war Einbuße an Farbe bei unseren Kernobstarten und Verminderung der Haltbarkeit und Versandfähigkeit bei unseren Steinobstarten.

Andererseits jedoch muß auch der große Vorteil der Stickstoffdüngung erwähnt werden. Die Erträge beim Kernobst sind bei den obengenannten Gaben um etwa 30 vH, beim Steinobst in einzelnen Fällen bis zu 100 vH gesteigert worden. Man findet häufig die Ansicht vertreten, daß man durch Stickstoffdüngung vor allem durch späte Gaben nach der Blüte oder zur Zeit der Fruchtknospenbildung zweijährig tragende Sorten zu alljährlich tragenden umstimmen kann. Dies haben wir in keinem Fall feststellen können. Im Gegenteil wurden die Verhältnisse dadurch, daß der Ansatz nach Stickstoffdüngung besonders groß war, noch ungünstiger gestaltet, denn die Früchte waren dann besonders klein und der Prozentsatz des Mostobstes größer.

Der augenblicklich von unseren Obstbauern am meisten gebrauchte und als notwendig erkannte Nährstoff ist Kali. Während Bodenuntersuchungen in den ersten beiden Jahren unserer Versuchsarbeit sehr hohe Kalizahlen hervorbrachten, müssen wir jetzt feststellen, daß in den Höfen, in denen viel Stickstoff verwandt und stark mit Obstbaum-Karbolineum und Schwefelkalkbleiarsen gespritzt wurde, der Kaligehalt der Böden erheblich gesunken ist. Kali hat sich bei allen Obstarten günstig ausgewirkt. Doch sind die Auswirkungen bei

weitem nicht so deutlich sichtbar in Erscheinung getreten wie beim Stickstoff. Ernteerhöhungen beim Kali konnten wir nicht verzeichnen. Doch müssen wir bei den Äpfeln feststellen, daß überall, wo die Kalidüngung fortgelassen wurde, Blutlausempfindlichkeit, Krebs und Spitzendürre bei den Bäumen zunahm und Haltbarkeit und Farbe bei den Früchten sich verschlechterte. Beim Steinobst war bei Kalimangel ein besonders starkes Auftreten der Monilia zu beobachten.

Noch nicht eindeutig sind die Ergebnisse, die wir mit der Phosphorsäure erhalten haben. Es scheint so, als ob Phosphorsäure mit Stickstoff gepaart qualitativ besonders ungünstig wirken, als wenn die Phosphorsäure die nachteiligen Eigenschaften des Stickstoffes unterstreicht. Frühreife, besonders gute Haltbarkeit oder Farbe der Früchte machte sich nach Phosphorsäure nicht bemerkbar. Auch wurden durch zusätzliche Phosphorsäuregaben die Ernteerträge nicht erhöht. Lediglich in den Kirschenjunganpflanzungen scheint sich durch Phosphorsäure der Gummifluß eindämmen und ein gesunderes Wachstum erzielen zu lassen. Als sehr wertvoll hat sich die Bodenuntersuchung für unser Gebiet erwiesen. Die jährliche Kontrolle einer Reihe von Obstanlagen, die genau beobachtet wurden, hat uns Standardwerte als Anhaltspunkte für erfolgreiche Empfehlung von Düngemitteln geben können. Mancher Schaden, vor allem in den jungen Pflanzungen, erwies sich nach Bodenuntersuchungen als Nährstoffrage.

Weiter wurde eine Reihe von Sortenversuchen angelegt. Die Sortenfrage ist jedoch durch die Altländer Praktiker, durch jahrhundertelange Auswahl einiger Lokalsorten, fast bei allen Obstarten so vorzüglich gelöst, daß bisher nur wenig neue eingeführte Sorten auf die Dauer Bestand hatten.

Die Unterlagenfrage ist bei uns noch nicht brennend geworden. Der Sämling als Unterlage hat uns bisher bei den Hochstämmen in keiner Weise gestört. Gleichaltrige Anlagen ein und derselben Sorte, mit einheitlichem Stammbildner auf Sämling stehend, zeigen kein verschiedenes Verhalten der einzelnen Bäume. Weder Unterschiede im Wachstum von Stamm und Krone noch in den Erntemengen, noch in der Güte der Früchte sind bei solchen einheitlichen Anlagen festzustellen gewesen. Wenn dies nicht so gewesen wäre, hätten wir keine Versuche anstellen können, da die Hauptvoraussetzung für Versuche gleiches Versuchsmaterial ist. Die Unterlagenfrage hat heute eine gewisse Wichtigkeit bekommen unter Berücksichtigung der Blutlausempfindlichkeit. Durch Verwendung von reinkloniger, blutlausimmuner Unterlagen wäre diesem Schädling auf die Dauer sicher gut beizukommen. Auch bei den Pflaumen ist die Unterlagenfrage noch reichlich ungeklärt. Hier sind uns Fälle bekanntgeworden, wo falsch gewählte Unterlagen völlige Ertragslosigkeit hervorgerufen haben und verschiedene Unterlagen das Wachstum einzelner Sorten sehr verschieden beeinflußten.

In den ersten Jahren unserer Arbeit war die Befruchtungsfrage kein Problem. Erst heute, wo man noch mehr als früher zu Sorten einheitlicher Bepflanzung gekommen ist, mehren sich die Anzeichen von

Ertragslosigkeit in Fällen, wo bei der Pflanzung auf Befruchtungsverhältnisse keine Rücksicht genommen wurde. Deutlich zeigt sich dies bei den Äpfeln bei alleinstehenden Pflanzungen von Schöner aus Boskoop und Coulon Rtte., bei den Birnen bei Hellmanns Melonen-Birne und Triumph aus Vienne, bei Kirschen bei einigen Lokalsorten, bei Pflaumen und Zwetschen bei Lützelsachsen, der Grünen Reineclaude und der Lokalsorte Jesterfleth. Es ist den Geisenheimer Forschern sehr zu danken, daß sie uns auf diese Gebiete aufmerksam gemacht haben. Aufbauend auf den Erfahrungen von Geisenheim haben wir für unsere Lokalsorten mit der Feststellung der Befruchtungsverhältnisse begonnen und dabei überraschende Ergebnisse erzielt. Wir hoffen, dadurch auch die wenigen Anlagen, die trotz guter Spritzung und Düngung noch versagen, in Ertrag zu bekommen. Die Schaffung günstiger Befruchtungsverhältnisse in unseren Obstanlagen halten wir für ein weiteres Mittel, um die Regelmäßigkeit der Ernten zu sichern, damit auch in Jahren mit ungünstigen Wind- und Befruchtungsverhältnissen während der Blüte die Befruchtung und damit auch der Ertrag ermöglicht wird.

Ich habe versucht, soweit es mir in der kurzen mir zur Verfügung stehenden Zeit möglich war, die wichtigsten Ergebnisse aus unserer langjährigen Versuchsarbeit mit ihren Folgerungen zu schildern. Durch Schädlingsbekämpfung, Düngung und die andern sonst noch wichtigen obstbaulichen Maßnahmen haben sich im Alten Lande beachtliche Erfolge erzielen lassen. Vor allem sind wir zu regelmäßigen alljährlichen Ernten gekommen. Wenn auch zugegeben werden muß, daß wir in unserer Leistungssteigerung schon etwas zu weit gegangen sind, so haben wir doch daraus die allgemein wichtige Erkenntnis geschöpft, daß auch bei allen obstbaulichen Maßnahmen auf das natürliche Gleichgewicht Rücksicht genommen werden muß, und wir haben deshalb die erwähnten Umstellungen getroffen. Für unser Gebiet bedeuten die Schäden aus der Übertreibung der Leistungssteigerung keine Gefahr, da wir eine straffe Regelung in allen technischen Obstbaufragen eingerichtet haben. Nach unseren Anweisungen handeln nicht nur die Mitglieder des Versuchsringes, auch die übrigen Obstbauern folgen ihnen seit Jahren. So haben wir es in der Hand, jede Maßnahme, die der dauernden Prüfung nicht standhält, sofort abzustellen, und ich glaube, daß die wesentlichste Folgerung aus unseren Erfahrungen für andere Obstbaugebiete die sein sollte, daß auch dort die Technik des Obstbaues straff organisiert wird, um dadurch Regelmäßigkeit im Anbau zu bekommen. Es ist dies die notwendige Voraussetzung für jede Marktregelung und Planung der Versorgung Deutschlands aus eigener Scholle.

Ziele und Wege der Marktregelung unter besonderer Berücksichtigung des Beerenobstes

O. Macherauch, Legefeld b. Weimar

Meinen Ausführungen über das gestellte Thema möchte ich einen Satz voraus stellen, den Pg. Boettner, der Vorsitzende unserer Hauptvereinigung und unser Reichsfachwart, gelegentlich der letzten Schulungstagung des Gartenbaues in Goslar ausgesprochen hat. Er sagte am Eingang zu seiner Rede — „Früher Sinnlosigkeit, heute Ordnungsgedanke" folgendes: „Die Marktordnung ist die Voraussetzung für die Erzeugung."

Es gibt zweifellos auch in unseren Reihen Volksgenossen, die darauf entgegnen werden, daß der Absatz erst in zweiter Linie und zuerst die Erzeugung kommen muß, denn wo nichts erzeugt wird, kann auch nichts geordnet werden. Dieser Einwurf ist wohl richtig, aber gerade wir deutschen Gartenbauer und Obstbauer wissen, daß für unsere Erzeugnisse in den Jahren vor der Machtübernahme der obige Satz von Pg. Boettner allzu wahr gewesen ist, denn unsere damalige Erzeugung ohne jede Marktordnung war ein Unsinn geworden, weil unter den damaligen Marktverhältnissen auch der beste und tüchtigste Erzeuger zugrunde ging.

Noch mehr als die sonstige deutsche Landwirtschaft war der Gartenbauer und damit auch der Obstbauer ein Spielball liberalistischer Kräfte geworden, die in den Erzeugnissen des deutschen Obstbaues nichts anderes sahen als ein Objekt, an dem Geld verdient werden mußte. Nicht so, daß nun der Erzeuger Geld verdienen sollte, um damit seinen Betrieb zu erhalten, die Erzeugung zu stärken und zu verbessern, nein, daran dachten diese Kräfte international eingestellter Händler nicht, sondern für sie gab es einzig und allein, wenn es sich um Verdienen handelte, den eigenen Geldbeutel. Sie brauchten dabei keine Rücksicht zu nehmen, daß der deutsche Erzeuger bei einem solchen Verhalten zugrunde gehen mußte, sondern sie wußten, daß sie ja durch den Importhandel, der ihnen viel näher lag, noch leichter als mit dem Handel deutscher Erzeugnisse Geld verdienen konnten, und für sie spielte ja nicht der deutsche Erzeuger eine Rolle, sondern nur der deutsche Verbraucher, solange er Geld hatte und als Abnehmer in Frage kam.

Eine Folge dieses Zustandes war es, daß in der gesamten deutschen Erzeugung nicht nur im Gartenbau, sondern überhaupt in der Landwirtschaft, jede Zielsetzung fehlte. Der einzelne sah nur seinen Betrieb und seine Not und versuchte, mit allen möglichen Kulturen seinen Betrieb einträglich zu gestalten, und so kam es, daß die an und für sich schon bestehenden Unausgeglichenheiten im Ernteertrag deutscher Gartenbauerzeugnisse noch vergrößert wurden durch solche ganz ungeregelte wilde Anbauer, die plötzlich da und dort auftauchten. So entstand im gesamten Gartenbau, besonders aber im Beerenobstbau, in Deutschland eine völlig ungeregelte Erzeugung; hier eine Auffüllung, dort plötzlich ein Mangel. In einem Jahre wurden z. B. seitens der

Verwertungsindustrie ein bedeutend verstärkter Himbeeranbau gefordert und für diesen Anbau Preise zugesagt, die es verantworten ließen, nun dem deutschen Anbauer den Himbeeranbau zu empfehlen. Aber schon im nächsten Jahre sanken die Preise auf einen Tiefstand, der lange nicht die Gestehungskosten deckte. So wie es mit der Himbeerkultur war, so war es auch mit allen den anderen obstbaulichen Erzeugnissen, die schneller umgestellt werden können. In einem Jahre wurde neu aufgepflanzt oder umveredelt, und wenn die Fruchtbarkeit einsetzte und die Ernte beginnen konnte, dann sah man, man hatte vorbei„spekuliert". Nicht etwa so, daß in Deutschland in der betreffenden Obstart kein Bedarf gewesen sei, sondern der Grund für diesen Zustand war, daß auf das wüste Durcheinander der deutschen Märkte eine hemmungslose, in keiner Weise dem deutschen Bedarf angepaßte Einfuhr aus allen Ländern der Welt eintrat und damit die Hoffnungen des deutschen Anbauers zerschlug. Wir haben es ja mehr als einmal erlebt, daß z. B. die Johannisbeeren in Deutschland nicht gepflückt werden konnten, weil die Preise den Pflücklohn nicht deckten und daß auf der anderen Seite in demselben Jahre um dieselbe Zeit Johannisbeeren aus dem Ausland eingeführt worden sind und dafür mit dem Zoll und sonstigen Spesen Preise angelegt wurden, mit denen auch wir hätten zufrieden sein können.

Wenn vor 1933 sogar das lebenswichtigste Nahrungsmittel unseres Volkes, das Brot, dem Spiel der Börse ausgesetzt war, so waren die Gartenbauerzeugnisse, insbesondere aber Obst und Gemüse, der Spielball einer oft verantwortungslosen, ungezügelten und in ihrer Zahl weit übersetzten Gruppe von Menschen, die an diesen Erzeugnissen eben Geld verdienen wollten, ohne daß auch nur ein Volksgenosse, auch nicht der Verbraucher einen Vorteil davon hatte.

Immer wieder wurde auch auf dem Gebiete des Obstabsatzes die These aufgestellt: Angebot und Nachfrage regulieren den Preis, und diese These ist so eingefleischt und eingewurzelt, daß heute noch viele Kreise nicht davon loskommen können. So schreibt z. B. der Herausgeber der Zeitschrift „Der Fruchtgroßhandel" auch heute noch in seinen Leitartikeln, die allerdings darauf abgestellt sind, daß sie nur Leute verstehen, die zwischen den Zeilen lesen können: „Der Absatz von Obst ist von so vielen Kräften beeinflußt, daß dem Erzeuger nicht nur das Recht zusteht, eine Zahlung zu fordern, die seinen Gestehungskosten entspricht, sondern daß er die Pflicht hat, den Gestehungspreis auf das Mindestmaß des Möglichen herabzudrücken, denn die Preisschwankungen auf Grund der Nachfrage und des Angebotes sind das Unvermeidliche." Das schreibt ein Schriftleiter, der sonst durchaus wenigstens so tut, als ob er die Grundsätze einer nationalsozialistischen Wirtschaftsführung ganz und gar verstanden hat und unterstützt. Ja, der Verfasser hält sogar die nationalsozialistische Marktordnung für richtig, soweit sie nicht sein Gebiet, nämlich den Obst- und Fruchthandel, irgendwie beeinflußt. Wir sehen daran, daß in weiten Kreisen die Schwierigkeiten einer Markt- und Absatzregelung für gartenbauliche Erzeugnisse, insbesondere auch für Obst, für so groß

angesehen werden, daß diese glauben, hier könne überhaupt nichts geändert und nichts getan werden, weil diese Leute zu den Kreisen gehören, die aus der früheren Unordnung Kapital geschlagen haben."

Gelegentlich des Reichsbauerntages 1934 in Goslar hat Pg. Boettner diesen Volksgenossen schon gesagt, daß es nicht genügt und auch nicht notwendig ist, seine nationale Einstellung einzig und allein dadurch zu beweisen, daß man bei jeder Gelegenheit den Arm hebt und recht laut „Heil Hitler!" schreit, sondern daß man von Grund auf seine Einstellung der nationalsozialistischen Idee voll und ganz anfassen muß, und wenn man das tut, dann kann man auch nicht in der bisherigen Form weiter sein ganzes wirtschaftliches Tun und Handeln ausüben, einzig und allein von dem Gedanken ausgehend, was kann ich dabei verdienen; sondern man muß, auch wenn man zu den Kreisen gehört, die dem Herausgeber des „Deutschen Fruchtgroßhandel" nahestehen, seine nationalsozialistische Gesinnung dadurch zu beweisen versuchen, daß man mithilft, die bisherige Unordnung auf dem Obstmarkt zu beseitigen, um an den Platz dieser Unordnung eine Marktordnung zu stellen, die abgestellt ist auf die nationalsozialistische Forderung: Gemeinnutz geht vor Eigennutz. Die darauf hinausgeht, daß alle Arbeit nur dann einen Sinn hat, wenn sie als Dienst an unserem Volke gewertet werden kann.

Wir geben ohne weiteres zu, daß die marktordnenden Maßnahmen für Obst ganz anders sein müssen als z. B. für Fleisch und Brotgetreide. Weil auch die Obstarten so verschieden sind in ihrer Haltbarkeit, in ihrem Verwendungswert, und weil dazu kommt, daß bei einzelnen Obstarten die Ernte ganz plötzlich gewissermaßen über uns hereinbricht, deshalb mußten verschiedene Maßnahmen ergriffen und verschiedene Wege gegangen werden, um zu erreichen, daß eine bessere Versorgung unseres deutschen Volkes mit deutschem Obst sichergestellt wird.

Wenn von den noch 1935 verbliebenen 1¼ Milliarden Reichsmark, die ins Ausland für Lebensmittel gegangen sind, beinahe ¼ Milliarde Reichsmark auf Obst, Obsterzeugnisse und Südfrüchte entfallen sind, dann ist es ein Beweis dafür, daß wir arbeiten müssen, um die Ernährungssicherung auch auf dem Gebiete des Obstbaues durchzuführen. Wir sehen aus diesen Zahlen, daß wir uns gewaltig anstrengen müssen, um die bestehende Lücke zu schließen und daß auch nichts aus der deutschen Erzeugung umkommen darf.

Wenn auf dem Gebiete des Gartenbaues die Maßnahmen marktordnender Art in allererster Linie auch den Erzeugerschutz in den Vordergrund stellen, so sind doch dabei die nationalsozialistischen Probleme vor allem auf sozialem Gebiete niemals vernachlässigt worden, und wenn viele Berufskameraden nicht ganz zufrieden sind mit den Preisfestsetzungen, den Sortierungsvorschriften usw. und darin eine Härte sehen, die den Erzeuger trifft, dann bitte ich, doch immer daran zu denken, daß auch die deutsche Obstversorgung einen ganz wesentlichen Teil dazu beizutragen hat, daß wir die Nahrungsfreiheit für unser deutsches Volk sichern helfen und daß infolgedessen bei allen Maßnah-

men über den Erzeugerschutz hinaus berücksichtigt werden muß, daß auch der Ärmste unserer Volksgenossen ein Anrecht darauf hat, mit deutschem Obst im Rahmen seiner Kaufkraft versorgt zu werden.

Wenn ich nun das Ziel der Marktordnung für Obst und Obsterzeugnisse herausstellen soll, dann kann es ja kein anderes sein, als das Ziel des Reichsnährstandes in der Marktordnung überhaupt.

Unser Ziel in der Marktordnung:

1. Erzeugerschutz:
   Gerechte, stetige (Fest)preise.

2. Verbraucherschutz:
   Gleichmäßige, gerechte Verbraucherpreise,
   Gerechte Versorgung auch bei Verknappung;
   Qualitätsgarantie;
   Vorratswirtschaft.

3. Geordnete Warenbewegung sowie Be- und Verarbeitung:
   Andienungspflicht;
   Sinnvolle Warenverteilung;
   Kontingentierung;
   Gerechte Spanne;
   Leistungsprinzip.

Das sind zugleich die Voraussetzungen für Erzeugungsschlacht, Arbeitsschlacht und gesunde Außenhandelspolitik.

Zu diesem Ziele streben alle die verschiedenen Wege, die auf dem Gebiete der gartenbaulichen Marktordnung eingeschlagen worden sind, hin. Wenn der Gesamtwert der deutschen Obsterzeugung im Jahre durchschnittlich 542 000 000 RM beträgt und eine Menge von 2 275 000 Tonnen Obst als deutsche Erzeugung angegeben wird, dann sehen wir ohne weiteres, daß die restlose Versorgung Deutschlands mit deutschem Obst noch lange nicht erreicht ist, und daß infolgedessen bei Obst mit einer weiteren Anbausteigerung gerechnet werden muß, wenn wir die Sicherstellung der Obsternährung soweit wie möglich erreichen wollen. Wir müssen dabei daran denken, daß der Verbrauch nicht nur an Frischobst, sondern vor allen Dingen an Industrieobst in den letzten Jahren ganz ungeheuer gestiegen ist.

Allein das Süßmostgewerbe hat sich in den letzten 5 Jahren mehr als verzehnfacht. Die Produktion in Süßmost ist von 2 500 000 Liter im Jahre 1926 im Jahre 1935 auf über 35 000 000 Liter gestiegen, und ein großer Teil unserer deutschen Wirtschaftsäpfel wird heute bereits für den Bedarf der Süßmostindustrie benötigt, so daß die Zeit vorbei ist, wo Fallobst und Wirtschaftsobst nicht absetzbar, nur noch als Viehfutter verwendet werden konnten.

Auch die deutsche Marmeladenindustrie hat ihre Herstellungsquote vervielfacht. Allein 2 000 000 Zentner Vierfruchtmarmelade, sogenannte verbilligte Marmelade, sind im letzten Jahr hergestellt worden, und diese Menge soll in diesem Jahre noch erhöht werden. Die Her-

stellung von Obstkonserven in Dosen stieg von durchschnittlich 27 000 000 Dosen im Jahre 1933/34 auf 34 000 000 Dosen im vergangenen Jahre.

Wenn wir das Ziel der nationalsozialistischen Marktordnung „gerechte und ausreichende Versorgung" ins Auge fassen, dann müssen selbstverständlich neben der richtigen Versorgung der Frischmärkte auch Wege gefunden werden, um eine einheitliche und gleichmäßige Versorgung auch der Verwertungsindustrie sicherzustellen, und so sind hier vor allen Dingen Maßnahmen getroffen worden, die durchaus den Beweis erbracht haben, daß man auch in bezug auf den Obstabsatz marktordnend mit gutem Erfolg für unser gesamtes Volk tätig sein kann.

Ich möchte jetzt ganz kurz einmal die einzelnen Wege zeigen, die in den letzten Jahren als marktordnende Maßnahmen für das Gebiet des Obstbaues begangen worden sind. Zuerst wurde im Jahre 1934 bei der sehr großen Apfelernte dieses Jahres ein Pflückverbot herausgebracht. Das Pflückverbot hatte den Zweck, die damals in großen Mengen vorhandenen Herbstäpfel erst einmal absetzen zu lassen, ehe schon die unreifen Winteräpfel auf den Markt geworfen wurden. Es fiel infolgedessen auch zusammen mit einer Anordnung, die den Verkauf unreifen Obstes auf den Wochenmärkten verbot. Diese beiden ersten Anordnungen zur Regelung des Obstabsatzes sind vielfach falsch verstanden worden, insbesondere auch das Kleinverkaufsverbot unreifen Obstes auf den Wochenmärkten. Trotzdem haben sie sich außerordentlich günstig für die Bereinigung der Märkte ausgewirkt, und es konnte weiterhin schon im Jahre 1934 ein Schritt weitergegangen werden, indem in diesem Jahre die Verladeprüfung für Kernobst in den einzelnen Gebieten bereits eingeführt worden ist.

Zunächst war die Verladekontrolle und die Verladeprüfung im Bodenseegebiet und im Alten Land auf freiwilliger Grundlage durchgeführt worden. Sie brachte so viel gute Erfahrungen, daß schon im vergangenen Jahr und mehr noch in diesem Jahre durch Anordnungen und Gebietsschließungen die Verladeprüfung für Kernobst zum Teil auch für Zwetschen durchgeführt wird. Dabei wird darauf geachtet, daß alle die Ware, die sich zur Lagerung eignet, aus dem Markt herausgezogen wird, um in den Wintermonaten zur Versorgung der Verbraucherschaft zur Verfügung zu stehen. Für die Beschaffung des Marmeladenobstes im vergangenen Jahr war zunächst vorsorglich ein Kelterverbot für Süßmostereien herausgegeben worden. Dieses Kelterverbot hat gleichzeitig bewirkt, daß nicht zu früh mit der Kelterung gänzlich unreifen Obstes begonnen wurde und deshalb verhütet, daß minderwertige Apfelsäfte auf den Markt kommen konnten. Damit auch nicht ein Apfel verlorengehen konnte, waren in den einzelnen Gebieten Deutschlands Ortssammelstellen und Ankaufsstellen für Fallapfel besonders eingerichtet worden, und wir haben gerade in meinem Gebiet Thüringen mit diesen kleinen Sammelstellen ganz besonders gute Erfahrungen gemacht. Wir haben Mengen hereingebracht und der Verarbeitungsindustrie zugeführt, die sonst ganz gewiß zum großen

Teil dem Verderb anheimgefallen wären. In ähnlicher Form sind in den nicht geschlossenen Gebieten in diesem Jahr auch Aufkaufstellen für Beerenobst eingerichtet gewesen, die die Aufgabe hatten, eine Marktüberschwemmung zu verhindern und dafür zu sorgen, daß auch die Industrie so frisch wie möglich ihr Beerenobst hereinbekam. Bisher war es ja sehr oft in vielen Gebieten üblich, daß der Erzeuger sowohl wie der Handel versuchten, zunächst einmal mit ihren Erzeugnissen verschiedene Wochenmärkte abzuklappern, und erst dann, wenn das Erzeugnis auf dem Markt überhaupt nicht mehr zu verwenden war, wurde dieses der Verwertungsindustrie zur Verfügung gestellt.

Für Beerenobst, soweit es zur Belieferung der Verarbeitungsindustrie in Frage kommt, sind in diesem Jahr erstmalig Festpreise herausgegeben worden, und jetzt auch für Äpfel und Zwetschen, ebenfalls nur soweit sie der Verwertungsindustrie zugeführt werden. Pg. Boettner hat in seinem schon einmal von mir erwähnten Vortrag am 10. Februar 1935 darauf hingewiesen, wie ungeheuer schwierig es ist, für unsere Erzeugnisse Festpreise in Kraft zu setzen, weil wir nicht in der Lage sind, die notwendigen Maßnahmen zur Untermauerung solcher Festpreise durchzuführen, denn wenn ein Festpreis gehalten werden soll, dann muß man bei einer Mindererernte soviel Ware zuschießen können, daß jeder dringende Bedarf gedeckt wird, weil sonst immer jeder einzelne versuchen wird, soviel wie möglich Ware hereinzubekommen, dadurch, daß er dann den Festpreis gegebenenfalls überbietet, während auf der anderen Seite der Festpreis bei einer überreichen Ernte in dem Augenblick unterboten wird, bei dem man nicht in der Lage ist, ein Überangebot irgendwie aufzunehmen und unterzubringen und Marktschwemmen zu vermeiden.

Die Festpreise für Beerenobst waren abgestellt auf die für verbindlich erklärten Gütevorschriften für diese Obstarten, und es darf jetzt, nachdem die Ernte in Beerenobst ja vorüber und untergebracht ist, von uns mit Stolz gesagt werden, daß die Maßnahmen, an deren Ausführung wir mitgearbeitet haben, sich voll und ganz zum Besten der deutschen Erzeuger genau so gut ausgewirkt haben wie zum Besten der Verarbeiterbetriebe und des Verbrauchers.

Wenn in einem Falle einmal Verderb eines größeren Postens Erdbeeren, es handelte sich um einen Posten von 1000 Zentnern, vorgekommen ist und wenn nun die Kreise, die ich schon eingangs meines Referates als diejenigen kennzeichnete, die sogar die nationalsozialistische Marktordnung für richtig halten, soweit sie selbst nicht davon betroffen werden, aus dem Verderb der 1000 Zentner Erdbeeren Kapital zu schlagen versuchen und dafür die Maßnahmen der Marktordnung verantwortlich machen wollen, dann ist das ein ganz unverantwortliches Vorgehen, entweder von Leuten, die von der ganzen Marktlage gerade der Erdbeeren nichts verstehen oder aber von Leuten, die böswillig eine Maßnahme kritisieren, weil sie damit persönliche Zwecke verfolgen.

Es darf hier wohl gesagt werden, daß, wenn wir bei der Massenernte dieses Jahres keine Bestimmungen über den Absatz der Erd-

beeren gehabt hätten, nicht 1000 Zentner, sondern das Vielfache von 1000 Zentnern von Erdbeeren verdorben und damit für die deutsche Ernährung verloren gewesen wären. Wir hätten vielleicht — für einzelne Verbraucher gesehen — einen etwas niedrigeren Preis gehabt; der niedrige Preis wäre aber soweit heruntergegangen, daß kein Mensch die Erdbeeren mehr gepflückt hätte, weil die Pflückerkosten nicht herausgekommen wären, und dann wäre die Versorgung der Märkte auch nicht sichergestellt gewesen.

Wenn wir heute schon in der Lage sind, die ungeheuren Anforderungen, die die Verarbeitungsbetriebe an den deutschen Obstbau stellen, zu erfüllen, dann nur deshalb, weil durch den Zusammenschluß aller an den Gartenbauerzeugnissen interessierter Kreise in der Hauptvereinigung der deutschen Gartenbauwirtschaft eine Organisation geschaffen worden ist, die, wenn sie überhaupt ihre Richtigkeit beweisen müßte, dies kaum bei einem anderen deutschen Erzeugnis so gut beweisen könnte, als bei den Erzeugnissen des Gartenbaues.

Ich habe gerade in meinem Gebiet bei der Absatzregelung von Beerenobst sehr oft empfunden, wie segensreich es ist, daß sich heute nicht mehr auf der einen Seite der Obstbau im Rahmen einer Sonderorganisation und auf der anderen Seite die Verwertungsbetriebe ebenfalls im Rahmen einer Sonderorganisation gewissermaßen feindlich gegenüberstehen, sondern daß heute alle Kreise wissen, daß sie miteinander für das große Ziel der Versorgung unseres Volkes zu arbeiten haben. Infolgedessen hat uns unsere Verwertungsindustrie in Verbindung mit unseren Verteilerbetrieben in vorbildlicher Weise geholfen, daß auch bei den größten Marktschwemmen nicht ein einziger Zentner Beerenobst dem Verderb anheimgefallen ist, und auf der anderen Seite wird auch jetzt der Erzeuger nun bei der sehr knappen Apfelernte alles tun, was in seinen Kräften steht, um auch den Verwertungsbetrieben zu helfen, daß sie weitgehendst versorgt werden.

Ich erwähnte vorhin bereits, daß auch für Äpfel und Zwetschen, soweit sie der Verwertungsindustrie zugeführt werden, Festpreise gesetzlich herausgegeben worden sind. Mit diesen Festpreisen ist eine Ausgleichsabgabe verbunden von 0,50 RM pro Zentner, die die deutsche Erzeugerschaft leistet, um auch das Ziel unserer Marktordnung, Vorratshaltung auf dem Gebiete der Obstverwertung, zu ermöglichen. Die Ausgleichsabgabe dient dazu, eine Vorratshaltung von 500 000 Zentner Marmeladenobst schon jetzt 1937 durchzuführen und zu finanzieren.

Wir wissen, daß die Ernährungsfreiheit deshalb einer ganz besonderen Schwierigkeit begegnet, weil unsere Fettproduktion begrenzt steigerungsfähig ist, auf der anderen Seite haben wir eine große Zuckerproduktion und eine verhältnismäßig leicht steigerungsfähige Obsterzeugung. Infolgedessen ist es richtig, die Ernährung von dem übermäßigen Fettverbrauch mehr hinzulenken auf den Verbrauch von erstklassigen Marmeladen, die, aus Obst und Zucker bestehend — zwei deutsche Erzeugnisse —, ein vorzügliches Nahrungsmittel abgeben. Deshalb ist die Marmeladeverbilligungsaktion, von der Sie wohl schon gehört haben, ein durchaus volkswirtschaftlich wichtiger Weg.

Wir erreichten damit gleichzeitig auch eine gewaltige Steigerung unserer nationalen Vorratsreserve.

Die eben genannten 500 000 Zentner Marmeladenobst, sie sollen von deutschen Obstbauern aufgebracht werden als Dank dafür, daß durch die nationalsozialistische Marktordnung auch für unsere Arbeit eine Sicherheit und Stetigkeit geschaffen worden ist. Wenn zur Schaffung des nationalen Vorratsstockes für verbilligte Marmelade eine Ausgleichsabgabe notwendig ist, so muß dies deshalb vor allen Dingen geschehen, weil die Industrie sich von den hinter ihr liegenden Notjahren noch nicht erholt hat; sie wäre nicht imstande, die für die Schaffung der erforderlichen Vorräte notwendigen Mittel in ausreichendem Umfang von sich aus aufzubringen. Aber wenn wir die Ausgleichsabgabe aufbringen, schaffen wir uns gleichzeitig aus eigener Kraft einen Vermögensstock, der vom Augenblick seiner Anschaffung an zweckgebunden der Vorratshaltung und Erntehaltung zum Nutzen des ganzen Volkes dienen soll. Kampf dem Verderb ist heute schon Losung neben dem Ruf zur Erzeugungssteigerung!

Mit dem Vermögensstock unserer Ausgleichsabgabe schaffen wir uns ein Instrument, das jeden Verderb verhindern hilft. Wenn irgendwo der Absatz stockt, weil die notwendigen Mittel fehlen, um die Ware aufzunehmen, kann mit diesem Gelde die Abnahme vorgenommen werden. Gleichzeitig gibt dieses Vermögen die notwendige Voraussetzung für die Schaffung und Untermauerung von stetigen Preisen.

Wenn früher seitens der Verteiler dem deutschen Obstbauer der Vorwurf gemacht wurde, wir wären nicht in der Lage, Qualitätsobst zu liefern in einer einheitlichen Sortierung und Verpackung, so müssen wir diesen Vorwurf auch für die Vergangenheit zurückweisen. Der deutsche Obstbauer hat sehr wohl gewußt, daß eine einheitlich sortierte und verpackte Ware jedem Verbraucher vorteilhafter ist als unsortierte, minderwertige und unverpackte, aber er war nicht in der Lage, diese Sortierung durchzuführen, weil der deutsche Handel ihm nicht den gerechten Preis zugestand, der zur Durchführung dieser Maßnahmen und zur Bezahlung der Mehrarbeit notwendig war.

Heute, nachdem die Marktordnung dafür sorgt, daß der Erzeuger einen gerechten Preis erhält, zeigt der deutsche Obstbau, daß wir mit unserem deutschen Obst unseren deutschen Verbraucher auch in bezug auf Sortierung und Aufmachung eine Qualität zur Verfügung stellen, die sich mit jedem Auslandsobst messen kann, und es ist deshalb notwendig, daß die Kennzeichnungsverordnung, die ebenfalls zu den marktordnenden Maßnahmen unserer Hauptvereinigung gehört, nunmehr überall durchgeführt wird, damit die deutsche Hausfrau weiß, wo sie deutsche Erzeugnisse kaufen kann. Es ist nicht nur ein Akt der Pflichterfüllung, sondern es ist eine Selbstverständlichkeit, daß die deutsche Hausfrau zuerst und vor allem deutsches Obst kauft. Deutsche Menschen sind an den deutschen Lebensraum und seine Erträge gebunden. Es darf der Volksernährung und damit dem Volksganzen nicht das geringste an gesundheitlich wichtigen Nährstoffen verlorengehen.

5. Fachgebiet Samenbau

Nutzanwendungen aus Gemüse- und Blumensamen-untersuchungen für den praktischen Samenbau

Professor Dr. G. Gentner, München

Die Minderwertigkeit der im Handel befindlichen Sämereien hat Professor Nobbe in Tharand veranlaßt, im Jahre 1869 die erste Samenprüfungsanstalt zu gründen. Seither hat sich ein Netz von solchen Anstalten über die ganze Kulturwelt ausgebreitet, welche durch fortwährende Verbesserung der Untersuchungsmethoden und Apparate, durch vergleichende Untersuchungen besonders schwieriger Proben, durch Kongresse und Tagungen eine große Einheitlichkeit und Zuverlässigkeit in ihren Arbeitsmethoden erreicht haben.

In erster Linie galten diese Untersuchungen den landwirtschaftlichen Sämereien, vor allem den Klee- und Grassaaten sowie den Rüben. Diese Sämereien müssen auf Anordnung des Reichsnährstandes, bevor sie in den Handel kommen, an einer Samenuntersuchungsanstalt auf ihren Gebrauchswert geprüft werden. Außerdem wird durch strenge Überwachung des Handels, durch Sackplombierung und andere von seiten des Reichsnährstandes getroffene Maßnahmen und Verordnungen dem Saatgut kaufenden Landwirt ein so weitgehender Schutz vor Übervorteilung von seiten unlauterer Elemente gewährt, daß es fast unmöglich, auf alle Fälle aber sehr gefährlich ist, nicht untersuchtes, minderwertiges Saatgut in den Handel zu bringen.

Anders lagen von Anfang an die Verhältnisse im Gemüse- und Blumensamenhandel. Während bei den landwirtschaftlich benötigten Sämereien nur verhältnismäßig wenig Samenarten in Betracht kommen und davon fast immer große Posten gehandelt werden, zeigt jeder gärtnerische Samenkatalog eine große Menge an Gemüse- und Blumensorten, die fast alle nur in kleinen und kleinsten Packungen, meist nur in wenigen Grammen gehandelt werden. Derartig kleine Samenmengen würden, wenn sie auf ihren Gebrauchswert untersucht würden, oftmals kaum für eine normale Reinheits- und Keimprüfung ausreichen und die dafür entstehenden Gebühren nicht selten sehr hoch sein.

Infolgedessen sind bisher die Samenuntersuchungsanstalten für die Prüfung von Gemüse- und Blumensämereien verhältnismäßig nur in geringem Umfang in Anspruch genommen worden. Weitaus das meiste in den Handel gebrachte Saatgut ist ohne jede amtliche Untersuchung an die Gärtner und Gartenliebhaber hinausgegangen. Im Hausierhandel, in den kleinsten Krämerläden, in Kaufhäusern und

Kiosken, überall konnte man mit herrlichen bunten Gemüsen und Blumen bemalte Samentütchen erwerben. Aber der Inhalt dieser Tütchen entsprach leider in sehr vielen Fällen nicht seiner verlockenden Aufmachung. Teils wurde zum Füllen derselben schon von vornherein minderwertiges Saatgut verwendet, teils lagen die Tütchen oft jahrelang im Schaufenster oder in irgendeinem Winkel, ehe sie abgesetzt werden konnten, und hatten bis dahin ihre Keimfähigkeit ganz oder zum großen Teil verloren. Von uns in München und anderen Samenuntersuchungsanstalten durchgeführte Untersuchungen solcher im Handel befindlichen Kleinpackungen ergaben meist recht wenig erfreuliche Resultate. Am aufschlußreichsten sind nach dieser Richtung die Untersuchungen, die vom früheren Direktor der Agrikulturchemischen Kontrollstation Halle, Professor Müller, durchgeführt worden sind. Professor Müller hat vom Jahre 1918 bis zum Jahre 1930 alljährlich zahlreiche derartige Kleinpackungen aus dem Kleinhandel aufgekauft und auf Handelswert, Reinheit und Keimfähigkeit geprüft. Im ganzen waren es 1418 Kleinpackungen, die innerhalb dieser Jahre zur Untersuchung gelangten.

Was die Preise dieser Kleinpackungen anbelangt, so betrugen diese ein Vielfaches des Preises, den der Gemüsesamenzüchter für seine Ware fordert. So zeigte sich, nur um ein Beispiel anzuführen, daß im Jahre 1928 der Kleinpackungspreis von Blumenkohl, Möhren, Wirsing und Zwiebeln das 6- bis 9fache, bei Salatrüben in extremen Fällen das 19fache vom Züchterkilopreis betrug. Unter den untersuchten Proben von Blumenkohl waren solche, die zu 0 vH, zu 2 vH, zu 3 vH, zu 3,5 vH keimfähig waren, bei Kohlrabi war die Keimfähigkeit bei etwa der Hälfte, bei Rotkohl bei 40 vH, bei Wirsing bei 37 vH unter Mittel. Bei Karotten war die Reinheit der meisten Kleinpackungen ganz und die Keimfähigkeit zu etwa einem Drittel ungenügend; ebenso auch bei den Möhren. Unter letzteren war eine Probe mit nur 51 vH Reinheit, da sie zu 38,3 vH mit Samen von Petersilienwurzel verfälscht war. Ebenso war bei Kopfsalat bei einer Anzahl von Proben die Reinheit gering und bei 24 vH der untersuchten Proben die Keimfähigkeit unter Mittel. Recht mäßige Keimfähigkeit zeigten auch die Sellerie, der Spinat, zum Teil auch die Zwiebeln und Salatrüben. Bei allen Gemüsearten fanden sich Kleinpackungen, die ihre Keimfähigkeit ganz oder fast ganz verloren hatten. Über ganz ähnliche Erfahrungen hat Dr. Roggenhofer in Wien im Jahre 1930 veröffentlicht, und vor ganz kurzer Zeit erhielt ich aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Arbeit zugesandt, die über die Minderwertigkeit von Blumensämereien, die dort in Kleinpackungen gehandelt werden, berichtet.

All diese ungesunden Verhältnisse auf dem Gemüse- und Blumensamenmarkt veranlaßten den Reichsnährstand, gründliche Ordnung zu schaffen und den Handel mit diesen Sämereien einer Kontrolle zu unterziehen. Es dürfte daher sowohl für die Züchterkreise und Vermehrer von Gemüsearten wie auch für die Käufer derselben von Interesse sein, einiges über die Untersuchungsmethoden und Aufgaben der

Samenprüfungsanstalten zu erfahren, die das auf den Markt gebrachte Saatgut zu begutachten haben.

Beim Eintreffen einer Samenprobe an einer Untersuchungsanstalt muß in erster Linie festgestellt werden, ob die Probe tatsächlich das darstellt, als was sie vom Einsender bezeichnet ist. Nun sind zwar Samenprüfungsanstalten in den meisten Fällen in der Lage, am Saatgut oder aus den daraus hervorgegangenen Keimpflanzen die Art festzustellen, dagegen ist es nur in verhältnismäßig wenigen Fällen möglich, die Sorte angeben zu können. Hier kann nur der Anbauversuch entscheiden. Aber auch dabei bedarf es bei der großen Anzahl von Arten und Sorten einer in diesen Fragen sehr erfahrenen Persönlichkeit, die imstande ist, jeweils ein sicheres Urteil abgeben zu können. Außerdem nimmt ein derartiger Anbauversuch eine ganze Vegetationsperiode in Anspruch, so daß ein auf Sortenechtheit geprüftes Gemüsesaatgut erst nach einer einjährigen Lagerung weiterverkauft werden kann. Trotzdem ist mir bekannt, daß große Gemüsesamenfirmen ihr frisch von der Anbaustelle erhaltenes Saatgut erst nach einem derartig durchgeführten Anbauversuch an ihre Abnehmer verkaufen, um sicher zu sein, daß das von ihnen gelieferte Saatgut auch tatsächlich der garantierten Sorte entspricht.

Wie notwendig aber eine derartige Prüfung der Gemüsesämereien auf Sortenechtheit ist, ergibt sich aus den Klagen, die man immer wieder von seiten der Gärtner zu hören bekommt. So sind uns Fälle bekannt geworden, wo zahlreiche Handelsgärtner von einer Samenfirma an Stelle einer bestimmten Kohlart Bastarde geliefert erhielten, oder wo Blatt- und Wurzelpetersilie bei dem Versand verwechselt worden waren. Ein Rattenschwanz von Schadenersatzansprüchen und Prozessen war die Folge. Aber die Hauptleidtragenden waren die Gärtner, die das Saatgut im guten Glauben gekauft und angebaut hatten. Es fragt sich aber, ob ein Saatgut, das ein Jahr gelagert hat, ehe es zur Aussaat gelangt, ebenso gut zum Anbau geeignet ist als frisch geerntetes. Nun haben unsere diesbezüglichen Versuche und Erfahrungen ergeben, daß ein unter günstigen Verhältnissen geerntetes, normalkeimendes Saatgut ohne nennenswerten Verlust an seiner Keimfähigkeit bei geeigneter Lagerung ein bis zwei Jahre aufbewahrt werden kann. Dabei hat sich gezeigt, daß ein derartiges überjähriges Saatgut vielfach gesündere und kräftigere Pflanzen liefert als das der letzten Ernte. Die Ursache liegt darin, daß zahlreiche Pilz- und Bakterienkeime durch das Saatgut verschleppt werden, von denen manche gefährliche Krankheiten an den Gemüse- und Blumenarten hervorzurufen imstande sind und diese Krankheitserreger bei längerer trockener Lagerung des Saatgutes an Wirksamkeit verlieren oder absterben.

Auf die Echtheitsbestimmung des Saatgutes folgt die Prüfung auf Reinheit und Keimfähigkeit. Die Bestimmung des Reinheitsgrades ist bei den Gemüsesämereien im allgemeinen eine einfache Sache, da die Unkrautsamen infolge der Gewinnungsweise des Saatgutes mit der Hand meist vollkommen fehlen. Es werden daher nur

aus einer Teilprobe die Spreuteile und Erdbröckchen ausgelesen und gewichtsmäßig bestimmt. Doch kommen auch Fälle vor, in welchen die Reinheitsbestimmung nicht ganz leicht durchzuführen ist und zu verschiedenen Resultaten Veranlassung geben kann. So machen z. B. in dieser Hinsicht die Möhren- und Karottensamen manchmal Schwierigkeiten, wenn die Ware einen größeren Prozentsatz von schwachentwickelten und mehr oder weniger geschrumpften Körnern enthält, bei welchen es nicht leicht zu sagen ist, ob sie noch als echte keimfähige Samen oder aber schon als Spreu zu betrachten sind. Auch die Trennung der tauben oder ungenügend entwickelten von den vollen Früchten verlangt bei manchen Kompositenarten, wie z. B. denen der Endivie oder des Löwenzahns, viel Erfahrung und einen guten Durchleuchtungsapparat.

Eine Frage, die im Gemüsesamenbau ebenfalls eine wichtige Rolle spielen kann und auch in das Gebiet der Reinheitsbestimmung fällt, ist die Bestimmung des Abputzes, der bei der Reinigung der in Vermehrung gegebenen Saaten anfällt. Denn immer wieder treten nach dieser Richtung Streitigkeiten zwischen dem Vermehrer des Saatgutes und dem Abnehmer der gewonnenen Rohware auf. In Holland, dem klassischen Gemüseland, gibt es in der dortigen Samenprüfungsanstalt eigene kleine Reinigungsanlagen, die den Großanlagen genau nachgebildet sind und zur Bestimmung des Abputzes dienen, der dem Vermehrer vom Gesamtwert der Ware gerechtfertigter Weise abgezogen werden kann. Auch bei uns wird wahrscheinlich über kurz oder lang der Wunsch laut werden, derartige objektive Stellen zu besitzen, die in dieser Frage beiden Teilen gerecht werden.

Die Bestimmung der Keimfähigkeit eines Saatgutes wird in der Weise durchgeführt, daß mindestens viermal hundert reine Samen in vier Keimbetten zum Keimen angesetzt werden. Nun hat sich gezeigt, daß die Samen der einzelnen Pflanzenarten bei der Keimung ganz verschiedene Ansprüche an Feuchtigkeit, Temperatur, Licht und Keimdauer stellen. Es gibt Gemüsearten, die am besten bei 20 Grad keimen, wie z. B. Rhabarber, Portulak, Rettich, Kresse, Schwarzwurzel, andere Arten keimen rascher bei 15 Grad, wie Kopfsalat, Rapünzchen, Kubaspinat, wieder andere verlangen zu einer normalen Keimung Wechseltemperaturen von 30 Grad bis 20 Grad oder 15 Grad, wie z. B. Stiefmütterchen, Tomaten und Mangold. Viele Samenarten, wie z. B. Möhren und Karotten, Fenchel, Anis, Petersilie, Fingerhut, viele Labiaten, wie Pfefferkraut, Pfefferminze, Bohnenkraut, manche Kompositen, wie Wermut, Beifuß, Kamille und Schafgarbe, werden durch den Einfluß des Lichts während der Keimung gefördert, andere Arten wiederum sind typische Dunkelkeimer, wie Gurke, Melone, Kürbis und Phacelie und werden durch Lichtzutritt in ihrer Keimung stark gehemmt. Manche Arten, wie z. B. Enzianarten, können nur nach mehrmaligem starken Frost zum Keimen gelangen. Außerdem kommt es vor, daß sich bei der gleichen Samenart je nach dem Alter derselben die Keimbedingungen ändern. Frisches, noch nicht genügend

gelagertes Saatgut beansprucht im allgemeinen für die Ankeimung niedrige Temperaturen vielfach bei gleichzeitigem Lichteinfluß, während älteres Saatgut derartiger Anreize zum Keimen weniger mehr bedarf.

Eine wichtige Aufgabe der Samenprüfungsanstalten besteht auch darin, den Gesundheitszustand des Gemüse- und Blumensaatgutes festzustellen. Denn was nützt die beste Reinheit, Keimfähigkeit und Sortenechtheit einer Saatware, wenn entweder die aufgelaufenen Keimpflanzen nachträglich zugrunde gehen oder wenn sich an den heranwachsenden Pflanzen Krankheitserscheinungen zeigen, die das Ernteprodukt unverkäuflich machen oder doch seinen Wert herabzusetzen vermögen. Außerdem besteht bei manchen derartigen Krankheitserregern die große Gefahr, daß sie einmal durch das Saatgut eingeschleppt die Treibkästen oder Felder dauernd verseuchen und sie für den Anbau der betreffenden Gemüseart untauglich machen. Unter den vielen durch das Saatgut übertragbaren Krankheiten möchte ich nur einige anführen. So finden sich an den Samen der Kohlarten Phoma- und Alternariapilze, welche die Ursache der Fallsucht oder der Fleckenkrankheiten des Kohls darstellen. An Sellerie- und Petersiliensamen tritt häufig Septoria Petroselini auf, ein Pilz, der Blattflecken sowie das vorzeitige Absterben der Blätter verursacht. Die Karotten- und Möhrensamen sind häufig von einer Alternaria radicina befallen, die die Keimlinge auf dem Felde zum Absterben bringt. Besonders gefährlich sind auch die Pilze aus der Gattung Macrosporium, Fusarium und Botrytis, welche sowohl den Keimlingen sehr verderblich werden können wie auch die herangewachsene Pflanze in der Blüten- und Samenbildung schwer zu schädigen vermögen. In vielen Fällen kann durch eine geeignete Beizung eine Abtötung dieser Pilze und damit eine nachträgliche Gesundung des Saatgutes herbeigeführt werden.

Die Untersuchung der verschiedenen Gemüse- und Blumensämereien verlangt viel Erfahrung, ein gut eingearbeitetes Personal und eine gute Apparatur, wenn sie ein zuverlässiges Bild über den Anbauwert einer Saatware geben soll. Sie kann daher nur in entsprechend eingerichteten Laboratorien durchgeführt werden.

Die Ausschaltung von minderwertigen Gemüse- und Blumensämereien aus dem Handel ist nicht nur für den Gärtner, sondern auch für den reellen Händler und den Saatzüchter von größter Bedeutung. Das minderwertige Saatgut drückt die Preise für das hochwertige Saatgut des Züchters und der gewissenhaften Samenfirmen, und hindert die Bestrebungen, nur das Beste auf den Markt zu bringen. Infolgedessen haben wir in Bayern uns schon vor Jahren mit der besseren Überwachung des Gemüsesamenhandels beschäftigt. Da wir aus alter Erfahrung wußten, daß alles Reden, alle Aufklärungen und Vorschläge nichts oder nur wenig halfen und eine gesetzliche Regelung bezüglich der Überwachung des Samenhandels von seiten des Reiches in früherer Zeit nicht zu erzielen war, so haben wir versucht, auf dem Wege der freiwilligen Plombierung des Gemüsesaat-

gutes allmählich eine Besserung im Gemüsesamenhandel herbeizuführen. Dabei waren wir uns von vornherein klar, daß es bei einer derartigen Plombierung der Gemüsesämereien nicht nur auf die Bestimmung der Reinheit und Keimfähigkeit, sondern mit in erster Linie auf die der Sortenechtheit, Ausgeglichenheit und Gesundheit ankommt. Wir gehen daher in der Weise vor, daß das beim Samengroßhändler frisch eingetroffene und saatfertig hergerichtete Saatgut nach Entnahme von zwei Proben von seiten unserer Probenehmer mit Plombe unter Verschluß gelegt wird. Die eine der beiden Proben wird an uns gesandt, die andere aber, da die Prüfung der Sortenechtheit nicht zu dem Aufgabenkreis unserer Landesanstalt gehört, an die Staatliche Lehr- und Forschungsanstalt nach Weihenstephan bei Freising. Hier wird mit der Probe ein Anbauversuch auf Sortenechtheit, Ausgeglichenheit und Gesundheit durchgeführt und uns von dort nach Abschluß des Versuches der Untersuchungsbefund mitgeteilt. Daraufhin prüfen wir die Probe auf Reinheit, Keimfähigkeit und Gesundheit. Ergibt sich nun, daß die Ware nach jeder Richtung als anbauwürdig und damit als plombierungsfähig anzusehen ist, so drucken wir auf ebenso viele Sackanhänger die Untersuchungsbefunde der beiden Anstalten, als die Ware in kleine Säcke umgefüllt werden soll, und senden sie an unseren Probenehmer. Dieser überwacht dann die Öffnung der plombierten Gesamtware und die Umfüllung in kleinere Säcke, und versieht dann jeden der kleinen Säcke mit dem ihm von uns zugesandten gedruckten Untersuchungsanhänger und verschließt ihn mit unserer Plombe. Auf diese Weise ist jeder Gärtner imstande sowohl auf Sortenechtheit, Ausgeglichenheit wie auch auf Reinheit, Keimfähigkeit und Gesundheit amtlich untersuchtes Saatgut aus dem Handel zu beziehen. Es wäre natürlich ebenso leicht, in Gegenwart des Probenehmers die als plombierungsfähig erkannte Gesamtware als Kleinpackungen in Tütchen abzufüllen und diese entsprechend zu bezeichnen und zu verschließen. Doch haben unsere diesbezüglichen Vorschläge noch keine Gegenliebe bei den Samenhändlern gefunden.

Professor Müller hat am Ende seiner Untersuchungen von Kleinpackungen im Jahre 1931 andere Vorschläge für eine mögliche behördliche Regelung des Gemüsesamenhandels gemacht, und zwar Konzessionszwang für den Verkauf, Verbot des Vertriebes im Hausierhandel, Zwang des Verkaufs in Originalpackungen des Züchters oder der konzessionierten Vertriebsstelle, Angabe des Namens der Pflanzenart und Sorte, Jahreszahl des Verkaufes, des Mindestwertes für Reinheit und Keimfähigkeit sowie des Verkaufspreises. Bei diesen Vorschlägen wird also die gesamte Verantwortung über den Wert der Ware dem Züchter oder der konzessionierten Vertriebsstelle übertragen. Der Reichsnährstand ist nun bei der Überwachung des Gemüsesamenmarktes ähnlichen Gedankengängen gefolgt, wie sie Professor Müller im Jahre 1931 ausgesprochen hatte. So ist der Hausierhandel mit Gemüsesämereien aufgehoben oder doch stark eingeschränkt. Ferner ist vorgeschrieben, daß die Kleinpackungen den Namen der abfüllenden Samenfachfirma, die Namen der Pflanzenart und Sorte, Jahreszahl, Garantie des Mindestwertes für Reinheit und

Keimfähigkeit tragen. Darüber hinaus sind noch Richtpreise für Gemüsesämereien festgesetzt worden und es ist eine Rabattgewährung an Verbraucherorganisationen untersagt.

Wenn mir auch nicht die weiteren Absichten des Reichsnährstandes bekannt sind, so darf doch wohl angenommen werden, daß die für die Einhaltung der für die Verbraucherkleinpackungen vorgeschriebenen Garantiezahlen für Sortenechtheit, Reinheit und Keimfähigkeit entsprechend überwacht und durch Stichproben kontrolliert werden. Damit aber ist der Handel mit Gemüse- und Blumensamen endlich auf eine gesunde Basis gebracht worden, die es ermöglicht, Gärtner und Gartenliebhaber vor Übervorteilung zu schützen und den Züchtern und reellen Samenfirmen für ihre Leistungen auch den entsprechenden Lohn zuzusichern.

Die Bedeutung der Samenbeizung für den Gartenbau

Dr. A. Winkelmann, Berlin-Dahlem

Zahlen über die Verluste, die dem deutschen Gartenbau jährlich durch solche pilzliche Erreger erwachsen, die mit dem Samen übertragen werden, liegen nicht vor. Doch ist es dem, der sich mit dieser Frage eingehend beschäftigt, ohne weiteres klar, daß die Verluste prozentual nicht geringer, sonder eher größer als bei anderen Kulturpflanzen sind. Es nimmt deshalb nicht wunder, wenn man sich von verschiedenen Seiten vor allem mit der Frage der Gemüsesamenbeizung beschäftigt hat, und auch die große Zahl von Veröffentlichungen und Aufsätzen in der Fachpresse zeigt, welches Interesse diesem Gebiet entgegengebracht wird. Sichtet man allerdings diese vielen Veröffentlichungen, so muß man leider feststellen, daß nur wenige zur Klärung der Frage der Gemüsesamenbeizung beitragen. Was der eine über alles lobt, verdammt unter Umständen der nächste bis aufs äußerste. In diesem Zusammenhang ein paar grundsätzliche Ausführungen: Vielfach liest man in der Fachpresse Berichte über Versuche von Praktikern. Wenn man näher hinschaut, wird man meistens feststellen müssen, daß sich die Ergebnisse zweier solcher Berichte über Versuche mit den gleichen Mitteln nicht decken. Das ist durchaus erklärlich, weil beide unter verschiedenen Bedingungen mit verschiedenen Methoden ihre Versuche ausgeführt haben. Ich sehe ganz ab von solchen, die ein Mittel anwenden, ohne die nötigen unbehandelten Kontrollen zu belassen und sich lediglich auf die Mitteilung beschränken, der oder jener Schädling sei durch die Behandlung restlos vernichtet worden, ohne daran zu denken, daß äußere Bedingungen unter Umständen sowieso den Schädling zum Verschwinden gebracht hätten. Die Schwierigkeit der Versuchsanstellung ist noch ungleich größer bei der Prüfung der Wirkung von Beizmitteln an Gemüsesamen. Man kann die merkwürdigsten Dinge lesen. Da bekämpft zunächst einer die Kohlhernie durch Beizung des Kohlsamens. Ein anderer empfiehlt ausgerechnet für die Beizung von Tomatensamen das Beizmittel, das erfahrungsgemäß die Keimfähigkeit stark schädigt. Er hat nun ausgerechnet eine Sorte gehabt, die nicht so empfindlich war. Der Berufskamerad, der auf Grund dieser Veröffentlichung hoffte, seine Kohlhernie bekämpfen zu können und andere Maßnahmen unterläßt, die zur Einschränkung dieser Krankheit führen können, wird bitter enttäuscht sein, wenn die Krankheit nicht vermindert, sondern vermehrt ist. Und der andere, der der Empfehlung seiner Berufsgenossen folgt, wird unter Umständen vergeblich auf den Auflauf seines Tomatensamens warten. Beide werden aber in Zukunft nichts mehr von der Gemüsesamenbeizung wissen wollen. Am besten verläßt man sich auf die Prüfungen der Stellen, die vom Reich, von den Staaten und vom Reichsnährstand eingerichtet sind. Diese Stellen arbeiten bei der Prüfung von Mitteln nach einheitlichen Richtlinien und haben auch sonst die Einrichtungen, die für solche Untersuchungen unerläßlich sind.

Die Beizung des Samens ist bekanntlich bereits im Altertum beim Getreide vorgenommen worden, hat aber ihren Aufschwung erst seit den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts genommen und ist in den Nachkriegsjahren zu einer Vervollkommnung geführt worden, die sich kaum noch steigern läßt. Mit Stolz können wir sagen, daß unsere deutsche chemische Industrie das Beste auf der Welt geschaffen hat, so daß deutsche Beizmittel auch im Auslande einen guten Ruf haben und ein nennenswerter Exportartikel sind. In Deutschland selbst werden nach einer Schätzung von Klages jährlich 800 t Beizmittel verbraucht, davon der weitaus größte Teil für die Getreidebeizung. Etwa 40 vH des gesamten Getreidesaatgutes werden gebeizt. Das erscheint im Vergleich zu anderen Pflanzenschutzmaßnahmen sehr viel, und doch dadurch, daß die restlichen 60 vH nicht gebeizt werden, entsteht noch durchschnittlich ein jährlicher Ausfall von rund 1 Million Tonnen Getreide.

Die Beizung des Samens im Gartenbau ist erst in den letzten Jahren in größerem Maße aufgenommen. Man hat meistens auf die Mittel zurückgegriffen, die bei der Getreidebeizung üblich sind. Dabei hat man aber nicht selten erhebliche Fehlschläge erlitten. Das ist durchaus erklärlich, wenn man bedenkt, daß es sich beim Getreide um die Vertreter einer einzigen Pflanzenfamilie handelt, beim Gemüse aber um solche von mehreren voneinander oft recht abweichenden Familien, deren Samen äußeren Einwirkungen gegenüber naturgemäß verschieden empfindlich sind. Die erste Voraussetzung für die Brauchbarkeit ist aber die, daß die Keimfähigkeit nicht geschädigt wird. Aus dieser Erkenntnis heraus sind in den letzten Jahren eine Reihe von Untersuchungen zur Klärung dieser Fragen durchgeführt worden. Einem Teil dieser Untersuchungen kommt aber nur eine bedingte Bedeutung zu, da die Durchführung nicht unter den praktischen Verhältnissen entsprechenden Bedingungen vorgenommen wurde. Es ist ein Unterschied, ob ich den gebeizten Samen auf Filtrierpapier, in Tonschalen oder den natürlichen Bedingungen entsprechend in Erde auslege. Allerdings erfordert die Durchführung der Versuche auf Filtrierpapier, in Tonschalen u. dgl. einen geringeren Arbeitsaufwand. Ich betonte schon, daß beim Gemüse die Vertreter verschiedener Familien vorliegen, infolgedessen ist es auch erforderlich, daß die Feststellungen an den verschiedenen Arten der einzelnen Familien vorgenommen werden. Darüber hinaus müssen die Prüfungen auch noch an mehreren Sorten der einzelnen Gemüsearten durchgeführt werden; denn es hat sich gezeigt, daß auch zwischen den Sorten noch erhebliche Unterschiede bestehen. Bei der großen Zahl der Gemüsearten ist es im Rahmen des Vortrages nur möglich, die wichtigsten herauszugreifen:

Verhältnismäßig viel Versuche sind an Tomatensamen gemacht worden. Dabei hat sich in den meisten Fällen gezeigt, daß das bekannte Beizmittel Uspulun erhebliche Keimschäden verursacht, während Germisan und die bekannten Trockenbeizmittel normalerweise keine Schädigungen hervorrufen. Bei erhöhter Keimtemperatur treten bei Naßbeizmitteln stärkere Schäden auf, die bei Uspulun bei manchen Sorten

soweit gehen, daß jede Keimung unterbunden ist. Bei Trockenbeizmitteln spielt die Höhe der Keimtemperatur nur eine geringe Rolle. War bei Tomaten eine besondere Empfindlichkeit gegen Uspulun festzustellen, so ist umgekehrt bei Salatsamen Germisan für die Keimfähigkeit in vielen Fällen gefährlich. Trockenbeizmittel können auch bei Salatsamen ohne Bedenken angewendet werden. Als ziemlich unempfindlich erwiesen sich Sellerie-, Porree-, Zwiebel- und Petersiliensamen. Bei Möhrensamen traten bei eigenen Versuchen nach Beizung mit 0,25prozentigem Germisan in 7 von 14 Versuchen Schäden ein, während bei Uspulun und Trockenbeizmitteln Verbesserungen des Auflaufs häufiger als Verschlechterungen waren. Ähnlich wie Möhren- verhielten sich Gurkensamen. Kohlsamen ist bei gewöhnlicher Temperatur (etwa 20° C) nicht besonders empfindlich, dagegen zeigen sich bei 30° C vor allem bei Naßbeizmitteln recht erhebliche Schäden. Bei Erbsen liegen Beobachtungen über Schädigungen der Keimfähigkeit auch bei Verwendung von Naßbeizmitteln nicht vor. Ganz anders verhalten sich dagegen Bohnen, die vielfach durch Behandlung mit Naßbeizmitteln recht beträchtlich geschädigt werden, aber auch einzelne Trockenbeizmittel, wie Tutan, sind nicht ungefährlich.

Nun aber zu der ebenso wichtigen wie selbstverständlichen Frage: Welche Krankheiten können denn durch Beizung bekämpft werden? Allgemein läßt sich diese Frage nur insofern beantworten, als man sagen kann: Die Bekämpfung ist nur bei solchen Erregern möglich, die mit dem Samen übertragen werden. Die Hoffnungen, die man insbesondere an die Trockenbeizmittel insofern geknüpft hatte, als man annahm, daß die Mittel die Krankheitserreger in der Umgebung des Samens abtöten würden, haben sich nicht erfüllt. Für die im Erdboden lebenden Erreger kann die Beizung aber auch gelegentlich Bedeutung haben, wenn sie nämlich mit dem Samen verschleppt werden können; allerdings nur dann, wenn der Samen in einen Boden kommt, in dem der Krankheitserreger noch nicht vorhanden war. Sonst hilft nur eine gründliche Bodendesinfektion, die vielfach auch mit den als Naßbeizmittel bekannten Präparaten vorgenommen wird. Die bei vielen Pflanzen im Sämlingsstadium auftretenden Umfallkrankheiten werden zwar vielfach durch den Samen übertragen und werden deshalb durch Beizung bekämpft. Aber auch soweit das nicht der Fall ist, wirkt sich die Beizung auch sonst günstig aus, weil durch Abtöten vor allem der Schimmelpilze die Keimung und damit auch die Jugendentwicklung beschleunigt wird, so daß der Sämling dem Krankheitserreger entwächst.

Nunmehr wende ich mich den einzelnen Krankheiten zu, die durch die Beizung bekämpft werden können. Ich beginne wieder mit der Tomate.

Neben der Krautfäule, die durch denselben Erreger wie bei der Kartoffel verursacht wird und sich besonders in feucht-warmen Sommern zeigt, spielt die Braun- oder Samtfleckenkrankheit besonders bei den Gewächshaustomaten eine Rolle. Die Gefahr, daß der Krankheitserreger mit dem Saatgut übertragen wird, ist nur gering, und die

von manchen Seiten empfohlene Beizung des Saatgutes hat zur Bekämpfung dieser Krankheit wenig Aussicht auf Erfolg. Anders verhält es sich bei zwei weiteren Krankheiten, die besonders in den letzten Jahren mehr und mehr den Tomatenbau bedrohen: die Stengelfäule und die bakterielle Welke. Bei der Stengelfäule entstehen an den unteren Stengelteilen schwärzliche, sich rasch vergrößernde, bis etwa 6 cm lange Flecke. Die erkrankte Stelle hebt sich scharf von dem gesunden Gewebe ab und zeigt deutliche Einschrumpfungen. Oft wird der Stengel nur einseitig befallen, manchmal aber auch ganz. Solche befallenen Pflanzen kümmern dann plötzlich, junge Pflanzen fallen sogar um. An den jungen Früchten entsteht meistens in der Nähe der Stielansatzstelle ein zunächst brauner, später schwarzer Fleck. Manchmal fallen die erkrankten Früchte ab. Bei der bakteriellen Welke beginnen zunächst unregelmäßig begrenzte Teile der Blattfläche einzutrocknen und sich einzurollen. Später welkt das ganze Blatt und färbt sich braun. Zunächst erkranken die untersten und ältesten Blätter, zuletzt die obersten und jüngsten. Der Stengel ist bräunlich verfärbt und zeigt teilweise Höhlungen. Die beiden Krankheiten werden, wie schon gesagt, nach den bisherigen Erfahrungen teilweise mit dem Saatgut übertragen, und durch Beizung des Saatgutes kann daher eine Einschränkung der Krankheit erzielt werden. Es muß aber ausdrücklich betont werden, daß daneben noch andere Maßnahmen ergriffen werden müssen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann.

Beim Salat ist eine Übertragung des Erregers der Blattfäule und der Grauschimmelfäule mit dem Saatgut nicht ausgeschlossen, so daß die Beizung zur Beeinträchtigung beitragen kann.

Dem Auftreten der wichtigsten Krankheiten des Selleries: des Rostes und des Schorfes an den Knollen, kann ebenfalls durch Beizung des Saatgutes vorgebeugt werden. Klebahn hat als Beizung ein 24stündiges Tauchen in 2prozentiger Kupfervitriollösung und mehrmaliges Abspülen mit Kalkwasser empfohlen. Diese Maßnahme ist sehr umständlich, außerdem nimmt der Samen während der langen Tauchzeit größere Mengen von Wasser auf und ist deswegen nur schwer zurückzutrocknen. Versuche mit neueren Beizmitteln, u. a. auch mit Trockenbeizmitteln, haben ergeben, daß mit diesen dasselbe wie mit dem von Klebahn vorgeschlagenen Verfahren zu erreichen ist.

Die wichtigsten Krankheiten der Zwiebel lassen sich durch Beizung des Samens nicht bekämpfen. Nur bei der Grauschimmelfäule vermutet man, daß der Erreger dem Samen anhaftet, so daß eine Beizung Erfolg haben würde.

An Möhren oder Karotten treten durch Saatgut übertragbare Krankheiten von wirtschaftlicher Bedeutung nicht auf. Lediglich der Erreger des Schwärzepilzes, der oft eine dunkle Verfärbung der auswachsenden Keimlinge hervorruft und damit zusammenhängend eine schlechte Triebkraft des Samens zur Folge hat, lebt an der Oberfläche des Samens und ist daher sehr gut durch Beizung zu bekämpfen.

An Gurken treten zwei Krankheiten von wirtschaftlicher Bedeutung auf, die durch Beizung des Samens eingedämmt werden können:

Der Blattbrand äußert sich darin, daß auf den Blättern regellos zerstreut in geringerer oder größerer Zahl bleiche, hellgelblich-braune oder auch bleigraue bis bräunliche Flecke auftreten. Z. T. sind diese kleiner, etwas eckig, oft dunkel umrandet und gegen das Licht gehalten von einem gelblich durchscheinenden Saum umgeben, z. T. sind sie aber auch größer und rundlich. In der Mitte des Fleckes zerreißt das abgestorbene eingetrocknete Blattgewebe sehr häufig, so daß ein unregelmäßiges Loch entsteht. Die Krankheit verbreitet sich außerordentlich rasch, die Blätter gehen dabei, von unten nach oben fortschreitend, völlig zugrunde. Auch die Blattstiele und Triebe sowie die jungen Früchte werden angegriffen. Letztere verkrüppeln und schrumpfen von der Spitze aus ein. Die Krankheit tritt fast nur an Gurken unter Glas auf. Die Krätze der Gurken ist daran zu erkennen, daß an den jungen und auch an reifen Früchten sehr oft mehr oder weniger zahlreiche kleinere oder ausgedehntere Flecke auftreten, die meist grubig eingesunken, schorfig zerrissen und mit einem samtähnlichen grünschwarzen Flaum und oft auch mit einer gummiartigen Saftausscheidung bedeckt sind. Bei starkem Befall verkrüppeln die Früchte und bleiben klein. Gelegentlich entstehen auch an den Blättern und Stengeln unregelmäßig vertrocknende und aufreißende Flecke.

Bei den verschiedenen Kohlarten sind es insbesondere zwei Krankheiten, deren Auftreten durch Beizung des Saatgutes zu beeinflussen ist. Erstens die Schwarzbeinigkeit, die man an der Schwarzfärbung und dem Vertrocknen des Stengels erkennt. Die jungen Pflanzen werden zwar nicht abgetötet, aber in ihrer Entwicklung stark gehemmt, so daß der Ertrag stark herabgesetzt wird. Ein ähnliches Bild verursacht die zweite Krankheit: die Fallsucht. Der Stengelgrund erkrankter Pflanzen zeigt bei dieser Krankheit bräunliche Verfärbung, trocknet ein, zerfasert oder fault, so daß die Pflanzen schließlich umfallen. Bei größerer Bodenfeuchtigkeit erfolgt oft die Bildung neuer Wurzeln, so daß die Pflanzen dann noch längere Zeit am Leben bleiben.

Die vielfach vertretene Ansicht, daß die Brennfleckenkrankheit der Bohnen, die sich im Auftreten eingesunkener, mit rot gefärbtem Saum versehener Flecke an den Hülsen äußert, durch Beizung des Saatgutes bekämpft werden könnte, trifft nur zum Teil zu. Der Erreger wird zwar mit dem Saatgut übertragen, doch ist er teilweise schon so tief in den Samen eingedrungen, daß das Beizmittel ihn nicht mehr erreichen kann. Es bleibt beim Auftreten dieser Krankheit nichts anderes übrig, als anderes Saatgut zu verwenden. Trotzdem empfiehlt sich eine Beizung, weil der Erreger, wenn er nur in den äußeren Schichten steckt, tatsächlich abgetötet wird.

Für die Brennfleckenkrankheit der Erbse, die dasselbe Krankheitsbild zeigt, gilt das gleiche. Bei Erbsen tritt allerdings eine weitere Krankheit auf: die Fuß- oder Johanniskrankheit. Bei dieser Krankheit vermorschen die unteren Stengelteile und nehmen eine Schwarzfärbung an. Die befallenen Pflanzen welken und sterben vorzeitig ab. Wenn ein Zerfall des Keimlings stattfindet, so erliegt die junge Pflanze der Krankheit vollständig. Meist entwickeln sich jedoch die

Pflanzen anfänglich normal, bis sie dann plötzlich um Johanni zu welken beginnen und vertrocknen. Der Erreger wird mit dem Saatgut übertragen, und eine Beizung hat sich als günstig erwiesen. Überhaupt sind bei Erbsen bisher die augenfälligsten Erfolge erzielt worden, und zwar vor allem bei den Markerbsen.

Ich betonte schon eingangs, daß ich mich hinsichtlich der Beizung des Zierpflanzensamens kurz fassen würde, da Untersuchungen über diese Frage nur in geringem Maße vorliegen. Die von Gante und Zimmer in dieser Richtung unternommenen Versuche hatten derartig schwankende Ergebnisse, daß man daraus nicht entnehmen kann, welche Samen gegen die Beizung empfindlich sind. Hinsichtlich der Wirkung gegen Krankheiten möchte ich auf Untersuchungen von Hiltner hinweisen, der bereits in den Jahren 1886/89 durch Beizung mit Sublimat sehr gute Erfolge bei der Bekämpfung von Auflaufstörungen an Levkojen erzielte.

Die letzte und nicht minder wichtige Frage ist die, womit und wie soll ich beizen. Sie haben aus meinen Ausführungen schon entnommen, daß sich bei den Versuchen recht oft ergeben hat, daß die Naßbeizung Schäden hervorruft. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn durch das Anfeuchten quellen die Samen vielfach, und dem Gift wird der Zutritt zum Keimling erleichtert. Die Naßbeizung hat aber auch noch den Nachteil, daß gerade kleine Samen sehr schlecht benetzt werden und infolgedessen das Beizmittel nicht an den Krankheitserreger gelangt. Andere Samen, wie z. B. auch Tomaten, sondern wieder beim Anfeuchten Schleime ab und kleben dann nachher aneinander. Auf einen weiteren Nachteil wies ich bereits hin, das ist der, daß das Zurücktrocknen der Samen manchmal Schwierigkeiten macht. Aus den genannten Gründen wird man im allgemeinen der Trockenbeize den Vorzug geben. Eine Schwiereigkeit liegt nur darin, daß beim Beizen kleinerer Mengen das Abmessen bzw. Abwiegen der erforderlichen Beizmittelmenge Schwierigkeiten macht. Dem ist leicht dadurch abzuhelfen, daß das Beizmittel mit anderen feinen Stoffen, wie Talkum, Kieselgur usw., gemischt wird. Wenn unsere Industrie bis jetzt derartige Mittel noch nicht hergestellt hat, so liegt das daran, daß der Verbrauch für die Samenbeizung bisher noch nicht erheblich ist. Die Mengen, die von den bekannten Handelsmitteln erforderlich sind, betragen 2 bis 5 g je nach der Größe des Samens auf 1 kg berechnet.

Die Behandlung mit dem Trockenbeizmittel wird man bei kleineren Mengen in Glasröhrchen, bei größeren in Flaschen und bei Mengen von 1 kg und höher in Modellapparaten, wie sie insbesondere von der Fa. Gustav Drescher, Halle (Saale), geliefert werden, vornehmen.

Die Beizung in einem Beizapparat, wie sie bei der Getreidebeizung üblich ist, wird nur in seltenen Fällen in Frage kommen. Beizapparate für unterbrochene Betriebe, die also nach der Beizzeit jeweils entleert werden müssen, werden von verschiedenen Firmen in verschiedenen Formen hergestellt. Brauchbare, fortlaufend arbeitende

Apparate sind im wesentlichen drei vorhanden: je einer von der Fa. Neuhaus, Röber und Schule.

Bei der Aufzählung der Krankheiten, die durch Beizung bekämpft werden können, werden Sie manche vermissen, die Ihnen im Gartenbau Sorgen bereiten. Vielfach ist diesen Krankheiten nicht durch Beizung beizukommen. Bei manchen Krankheiten werden die Untersuchungen vielleicht noch die Möglichkeit bieten, auch durch Beizung ihrer Herr zu werden. Auf jeden Fall möchte ich aber jetzt schon ausdrücklich betonen, daß ich die Beizung des Gemüsesamens für unbedingt erforderlich halte und daß gerade dem Erwerbsgartenbau große Verluste dadurch erspart werden können.

Erfahrungen beim Vermehrungsanbau gartenbaulichen Saatgutes

Walter Sperling, Quedlinburg

So vielseitig und vielfältig die Anordnungen des Reichsnährstandes erscheinen, immer ist der eine Grundgedanke maßgebend: „Sicherstellung der Versorgung aus deutscher Scholle“ und hiermit verbunden „Steigerung der Erzeugung und Verbesserung der erzeugten Qualitäten“.

Um diesen Zielen näherzukommen, waren organisatorische Maßnahmen erforderlich, die vor allem sicherstellten, daß das Mutterprodukt der landwirtschaftlichen und gartenbaulichen Produktion: die Samen und Saaten in Züchtung und Vermehrung, restlos der Kontrolle des Reichsnährstandes unterworfen wurden. Das erste Erfordernis war, daß der sog. wilde bzw. freie Anbau, der zum Schaden der deutschen Züchter und des Qualitätsrufes der deutschen Samen und Saaten sich in der Systemzeit stark ausgebreitet hatte, wieder verschwinden mußte. Die Anordnungen des Reichsnährstandes zielen daher darauf ab, daß nur in Verbindung mit anerkannten Züchterfirmen, die in jeder Weise Gewähr für hochwertige Muttersaaten bieten, ein Vermehrungsanbau von Samen durchgeführt werden darf. Diese Zwangsregelung durfte natürlich keinerlei Mißbrauch zur Folge haben. Es war daher erforderlich, daß den Vermehrungsanbauern, die nunmehr voll auf die Züchter angewiesen waren, auch ihrerseits der unbedingte Schutz des Reichsnährstandes zuteil wurde und alle Maßnahmen getroffen wurden, um den Verkehr zwischen Vermehrer und Züchter in Bahnen zu lenken, die beiden Teilen die Gewähr für eine gerechte Behandlung boten. Auf der anderen Seite mußte Vorsorge getroffen werden, daß in verstärktem Maße der Qualitätsgedanke in der Erzeugung der Samen in den Vordergrund gestellt wurde. Zu diesem Zwecke wurde unter Mitwirkung des Reichsnährstandes durch den Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter ein Einheitsvertrag für die Vermehrung von Gemüsesamen ausgearbeitet, der sowohl den Belangen der Anbauer wie der Züchter gerecht wurde, besonders aber die Qualitätsanforderungen des Reichsnährstandes berücksichtigte. Der Vermehrungsvertrag darf für sich in Anspruch nehmen, daß er dank der sorgfältigen Vorbereitung eine fast reibungslose Zusammenarbeit zwischen Züchter und Vermehrer weitgehend sichergestellt hat. In seinen wesentlichen Punkten waren daher Änderungen bisher nicht erforderlich. — Seine besondere Bedeutung erhält der Vertrag durch die Bestimmungen des Reichsverbandes der gartenbaulichen Pflanzenzüchter, daß nur Gemüsesamenvermehrungen, die auf Grund des Einheitsvertrages abgeschlossen werden, zur Anerkennung zugelassen sind und daß infolgedessen Gemüsesamen, der zu anderen Bedingungen als den festgesetzten vermehrt ist, in aller Kürze nicht mehr in den Handel gebracht werden darf. Vermehrer wie Züchter sind also gemeinsam daran interessiert, ihren Vermehrungsabschluß in der vorgeschriebenen Form zu tätigen und die vertraglichen

Bestimmungen genauestens zu befolgen. Einen besonderen Vorteil bietet der Einheitsvertrag dem Vermehrer gegenüber dem früheren Zustande. Der Vermehrer ist nicht mehr gezwungen, bei jedem Neuabschluß mit einer anderen Firma den vorgelegten Vertrag auf alle Möglichkeiten durchprüfen zu müssen. Besonders ist er aber dagegen geschützt, daß er eventuell durch geschickte Versprechungen mit einer solchen Firma zu einem Vertragsabschluß kommt, deren Verträge mit allen Fallstricken liberalistischen Denkens ausgestaltet waren. — Auch für den reellen Züchter waren diese Verträge, die das Gesamtvertrauen der Anbauer zu dem deutschen Samenzüchter zu unterhöhlen drohten, eine der häßlichsten Begleiterscheinungen der vergangenen Zeit, so daß der deutsche Züchter es dankbar begrüßt, daß diese sogenannten Winkelverträge nunmehr endgültig erledigt sind.

Obgleich der neue Einheitsvertrag dem alten preußischen Wahlspruch „Suum cuique" gerecht zu werden versucht, ist es unausbleiblich, daß sich in Einzelfällen, die durch einen Vertrag nicht alle erfaßt werden können, diese oder jene Streitpunkte ergeben. Auch diese Streitpunkte werden sich in der Regel, wenn beide Parteien den gesunden Menschenverstand walten lassen und jeder versucht, dem Standpunkt auf der anderen Seite gerecht zu werden, unschwer beilegen lassen. Das Material, mit dem der Vermehrer und der Züchter auf Grund des Vertrages zu arbeiten hat, ist eine lebende Ware, die in ihrer Entwicklung Wind und Wetter und allen Zufälligkeiten der Natur ausgesetzt ist. Allein durch diese Umstände ergeben sich unzählige Möglichkeiten, die unter Umständen zu Streitfällen Veranlassung geben können, und nur durch sorgfältigste Überwachung, engste Fühlungnahme zwischen Anbauer und Züchter und nach Möglichkeit durch ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis völlig ausgeschaltet werden können.

Bei Abschluß des Vertrages muß sich der Anbauer darüber klar sein, daß der Anbau von Gemüsesamen zwar eine höhere Rente gegenüber landwirtschaftlichen Produkten verspricht, aber auf der anderen Seite auch erhebliche Ansprüche an die Arbeitskraft und die Kultur seines Betriebes stellt. Nur in tadellosem Zustand befindliche Wirtschaften der verschiedensten Bodenklassen sind für die Vermehrung gartenbaulichen Saatgutes geeignet. Der Züchter seinerseits hat bei Anwerbung eines neuen Anbauers diesen Umstand zu berücksichtigen, wenn er den Anbau erfolgreich gestalten und in eine dauerhafte Verbindung mit dem Anbauer treten will. — Sofern es sich um einen neuen Anbauer handelt, erscheint es angebracht, daß der Züchter den Anbauer bei der Auswahl eines geeigneten Ackerstückes im Hinblick auf Vorfrucht, Bodenqualität und sonstige Eignung für die betreffende Samenart beratet. Er muß ihn weiter auf die Gefahren der eventuellen Fremdbefruchtung usw. hinweisen. Soll ein Fremdbefruchter angebaut werden, hat der Anbauer sich unverzüglich mit dem Ortsbauernführer in Verbindung zu setzen, der seinerseits dafür Sorge zu tragen hat, daß bei dem Anbau die für Fremdbefruchtung vorgeschriebenen Mindestentfernungen eingehalten werden. Rechtzeitige und sorgfältige Auswahl und Vorbereitung des Anbaues vermeidet



Abb. 5. **Blick von der Ehrentribüne auf Tausende von Teilnehmern an der Kundgebung des 1. Reichsgartenbautages auf der Großen Eichwiese.**



Abb. 6. **Der ehrenamtliche Führer des deutschen Gartenbaues, Johannes Boettner, begrüßt die Ehrengäste und Teilnehmer des 1. Reichsgartenbautages.**



Abb. 7. **Den Erfolg des „zünftigen" Platzregens während der Kundgebung auf der Großen Eichwiese veranschaulicht dies Bild recht deutlich. Regen zur Unzeit erregt auch beim Gärtner Unbehagen.**

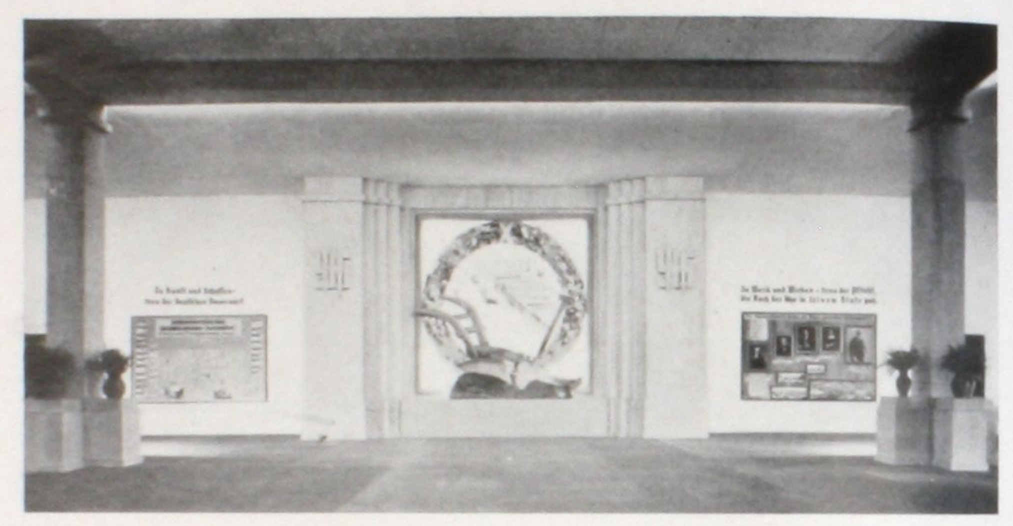


Abb. 8. Aus der Ehrenhalle der Lehrschau des Reichsnährstandes.



Abb. 9. „Bauer und Gärtner — Brüder des Werkes“ aus der Lehrschau: Der Gärtner als Mensch.



Abb. 10. Aus der Lehrschau: Der Gärtner als Mensch.



Abb. 11. **Die Lehrschau: Der Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschlands e. V.**



Abb. 12. **Aus der Lehrschau: „Lehre und Forschung".**



Abb. 13. **Aus der Lehrschau: Pflanzenschutz.**



Abb. 14. **Aus der Lehrschau: Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter e. V.**

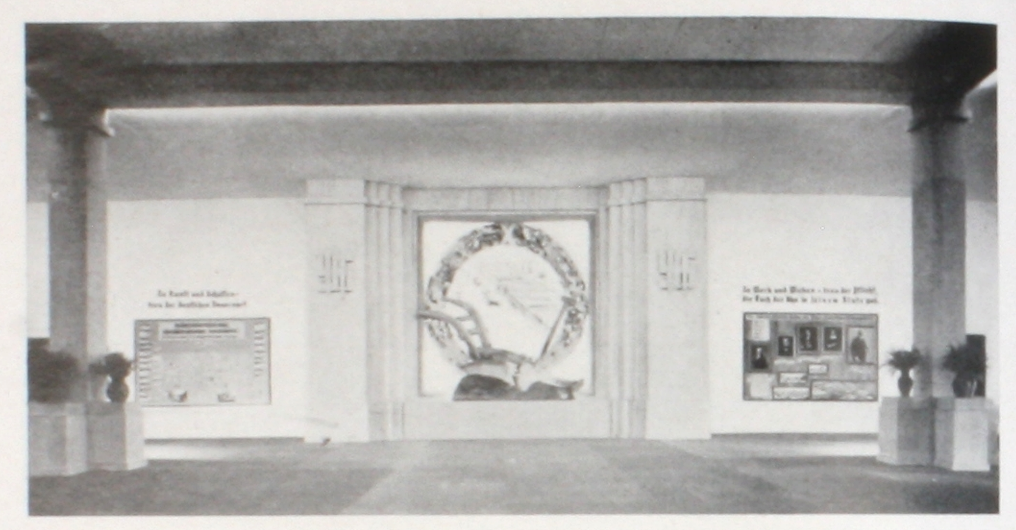


Abb. 8. Aus der Ehrenhalle der Lehrschau des Reichsnährstandes.



Abb. 9. „Bauer und Gärtner — Brüder des Werkes“ aus der Lehrschau: Der Gärtner als Mensch.



Abb. 10. Aus der Lehrschau: Der Gärtner als Mensch.

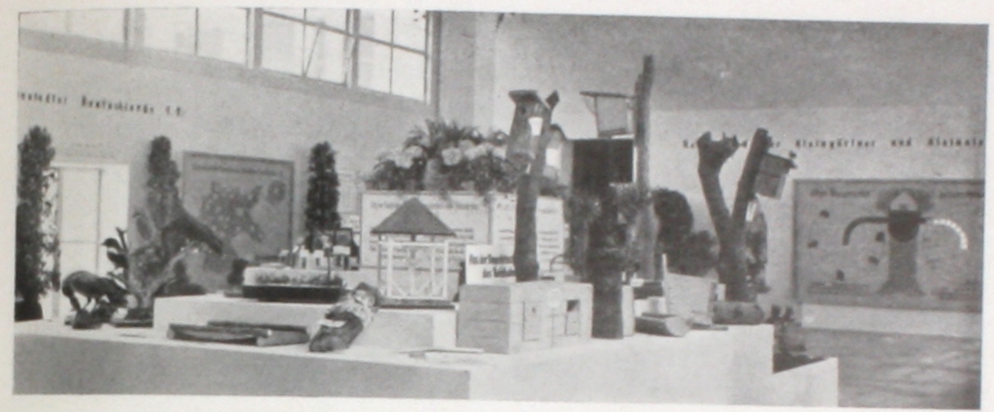


Abb. 11. **Die Lehrschau: Der Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschlands e. V.**



Abb. 12. **Aus der Lehrschau: „Lehre und Forschung".**



Abb. 13. **Aus der Lehrschau: Pflanzenschutz.**



Abb. 14. **Aus der Lehrschau: Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter e. V.**



Abb. 15. **Aus der Lehrschau des Sachgebiets Baumschulen.**



Abb. 16.
Einzelbild aus der Lehrschau des Sachgebiets Blumen- und Zierpflanzenbau.



Abb. 17. **Aus der Lehrschau des Sachgebiets Obstbau.**

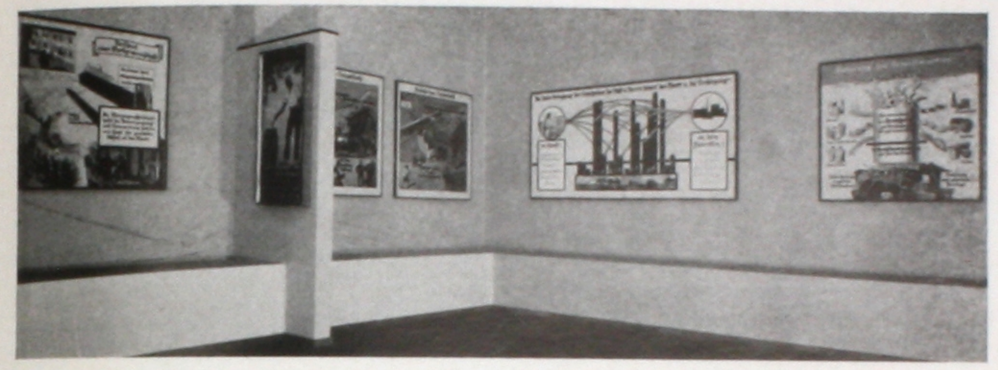


Abb. 18. **Aus der Lehrschau: Marktordnung im Gartenbau.**



Abb. 19. **Einzelbild aus der Lehrschau des Sachgebiets Gemüsebau.**



Abb. 20. **Die Lehrschau: Studiengesellschaft für Technik im Gartenbau.**



Abb. 21.
Eichwiese mit Blumenplan.



Abb. 22.
Das große Blumenparterre.



Abb. 23.
Rhododendronhain.



Abb. 24. Heidegarten.
Entwurf: Rose & Rolleck, Dresden.



Abb. 25. Rosenachse mit Wasserkunst.
Gesamtentwurf: H. Balke, Dresden.



Abb. 26. Rosenneuheitenhof.
Entwurf: Theo Naß, Dresden.

Abb. 27. Der stille Garten.

Abb. 28. Wohngarten der Angersiedlung. Entwurf: Gartenarchitekt W. Hübotter. Mitarbeiter: Garteninspektor K. Vogler. Entwurf des Gartenhauses: Architekt Jaeckel & Hartmann.

Abb. 29. **Frühjahrseröffnungsschau „Ausstellungshallen im Steinpalast".**

Abb. 30. **Hallensonderschau Obst und Gemüse.**

Teilbilder aus Hallen-Sonderschauen:



Abb. 31.
Ausstellung der Landesbauernschaft Schlesien gelegentlich der Schluß-Sonderschau.



Abb. 32:
Teilbild aus der Ausstellung gelegentlich der Juni-Sonderschau.



Abb. 33.
Teilbild aus der Ausstellung Dresdener Gemüsegärtner auf der August-Sonderschau.

spätere Differenzen und die hiermit verbundenen unausbleiblichen Verluste. — Bei dem Empfang der Muttersaat hat der Anbauer zu prüfen, ob die Muttersaat gemäß der Aufgabe des Züchters zur Auslieferung gebracht ist. Trotz sorgfältigster Handhabung der Muttersaatversendung seitens der Züchter können auch hier Fehler unterlaufen, die später leicht zu erheblichen Schäden führen können. Die Aussaat hat der Anbauer nach der Anweisung des Züchters vorzunehmen. Bei besonders empfindlichen Samenarten und bei unerfahrenen Anbauern, die erstmalig gartenbauliches Saatgut zum Anbau bringen, kann es sich im Einzelfalle empfehlen, die Aussaat durch einen Beauftragten des Züchters vornehmen zu lassen. Schon bei Aufgang der Samen können sich die ersten Schwierigkeiten einstellen. Kalte oder feuchte Witterung hat schon häufig das Auflaufen gartenbaulichen Saatgutes verzögert oder verhindert. Der Anbauer ist leicht geneigt, die Schuld der Qualität der Aussaat zu geben. Es empfiehlt sich daher, bei empfindlichen Saaten die Keimkraft der Aussaat dem Anbauer mitzuteilen und außerdem kurze Anweisungen über Aussaatzeit, Saatmenge, Saattiefe usw. zu erteilen. Sollte ein Mißerfolg eintreten, so ist es Sache des Anbauers, sich sofort, und zwar möglichst fernmündlich mit dem Züchter in Verbindung zu setzen. Es ist dann Sache des Züchters, den Anbauer so zu beraten, daß ein Schaden nicht eintritt. Der Züchter kann die notwendigen Maßnahmen nur dann ergreifen, wenn er rechtzeitig von dem Mißerfolg des Anbaues Kenntnis erhält. Meist ist es möglich, eine mißlungene Aussaat noch einmal zu wiederholen und so beide Teile vor größerem Schaden zu bewahren. — Die Aufklärung des Anbauers durch den Züchter wird genügen, um eventuell falsche Ansichten des Anbauers zu zerstreuen. Engste Zusammenarbeit zwischen Anbauer und Züchter bietet hierfür die beste Gewähr.

Die Pflege der Kulturen liegt im Interesse jedes gewissenhaften Anbauers. Es ist selbstverständlich, daß der Züchter diese Arbeiten überwachen muß, insbesondere dahingehend, daß eine Schädigung durch Unkräuter usw. nicht eintritt. Diese Überwachung soll den Anbauer vor Schaden bewahren. Die Kontrollen der Züchter stellen daher für den Anbauer eine wertvolle Unterstützung dar, und die Organe des Züchters sollen dem Anbauer mit Rat und Tat zur Verfügung stehen, damit der Anbauer sieht, daß sein Interesse auch vom Züchter wahrgenommen wird. Bei solcher Zusammenarbeit wird sich ein Streitpunkt zwischen Anbauer und Züchter über diesen Arbeitsabschnitt kaum ergeben.

Die Ursache zu den meisten Streitfällen zwischen Züchter und Anbauer liegt in der Bewertung der Beschaffenheit der zur Ernte und Ablieferung kommenden Samen. Gerade bei der Ernte hat deshalb der Züchter dem Anbauer beratend zur Seite zu stehen, und der Anbauer hat sich in allen Zweifelsfragen, die sich auf die Ernte, Reinigung und Trocknung des Saatgutes beziehen, den Rat und die Entscheidung des Züchters einzuholen. Es kann beiden Teilen nicht genug empfohlen werden, gerade in diesem Punkte so vorsorglich wie möglich zu handeln. Zu früher Schnitt der Samen kann zu unge-

nügender Keimkraft, zu später Schnitt zu großem Ernteverlust führen. Den richtigen Zeitpunkt der Ernte, der in jedem Jahre etwas anders liegt, kann nur der erfahrene Praktiker bestimmen. Deshalb soll der Anbauer lieber ein Ferngespräch mehr opfern, als daß er das Risiko eingeht, unter Umständen den Ertrag der Arbeit eines ganzen Jahres zu gefährden. Fast immer wird es der Fall sein, daß der Käufer oder Empfänger einer Ware diese kritischer betrachtet als der Abgeber. Bei einem so empfindlichen Artikel wie dem gartenbaulichen Saatgut trifft dies natürlich erst recht zu. Der Züchter hat aber außerdem die Pflicht, den zur Ablieferung gelangenden Samen auf das genaueste auf seine Beschaffenheit zu prüfen, da er dem Handel und dem Verbrauch gegenüber die Verantwortung für eine einwandfreie Belieferung zu tragen hat. Deshalb ist der Züchter gehalten, bei Eintreffen des Saatgutes eventuell Beanstandungen dem Anbauer sofort mitzuteilen. Die Vorschriften des Vertrages schreiben vor, daß bei Posten im Werte von über 2000 RM eine amtliche Probenahme zu erfolgen hat. Es dürfte sich für den Züchter aber auch in allen den Fällen empfehlen, durch einen vereidigten Probenehmer Probe ziehen zu lassen, wo die Beschaffenheit der Ware — auch bei kleineren Posten — die Gefahr zu Meinungsverschiedenheiten auftreten läßt. Glaubt der Anbauer nach Empfang der Beanstandung des Züchters, daß der Züchter zu Unrecht seine Ware beanstandet, muß er sich sofort mit dem Züchter in Verbindung setzen. Es empfiehlt sich auch in diesem Falle, daß Züchter und Anbauer entweder gemeinsam eine Probe aus dem strittigen Posten nehmen oder Anbauer und Züchter dahin übereinkommen, daß ein vereidigter Probenehmer auch da, wo es der Vertrag nicht vorschreibt, eine Probe zur Untersuchung durch die landwirtschaftliche Untersuchungsstation zieht. Die Kosten, die eine solche Probenahme bedingt, sind zwar nicht unerheblich, spielen aber in dem Verhältnis zu dem Ärger und Verdruß, der später durch ungeklärte Streitfälle entstehen kann, keine erhebliche Rolle. Das Ergebnis der landwirtschaftlichen Untersuchungsstation ist natürlich von manchen Zufälligkeiten abhängig, hat aber das eine für sich, daß beide Parteien davon überzeugt sind, daß es einen objektiven Befund der Ware darstellt. Bei sofortiger Beanstandung des Züchters und sofortiger Stellungnahme des Anbauers können Streitfälle über die verschiedene Beurteilung der Lieferung von vornherein auf eine Basis gebracht werden, die eine spätere objektive Entscheidung ermöglicht und in den meisten Fällen damit ein sonst drohendes Zerwürfnis zwischen Züchter und Vermehrer aus der Welt schafft.

Der Einheitsvertrag bietet in seinen Bestimmungen für Anbauer und Züchter die Möglichkeit, diese Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen; bei größeren Lieferungen macht er sie ihnen zur Pflicht. Sorgfältigste Beachtung der Bestimmungen des Vertrages und guter Wille von beiden Seiten schließen auch hier die Streitfälle aus, denn die Praxis hat ergeben, daß die Differenzen fast ausschließlich dann entstehen, wenn einer oder beide Vertragsteile die Bestimmungen über Abnahme und Probenahme nicht beachtet haben. Sind Fehler erst gemacht und ist eine Prüfung der Ware durch einen vereidigten Probenehmer

nicht mehr möglich, dürfte es schwer sein, nachträglich ein Urteil über die Beschaffenheit der Ware am Tage der Ablieferung abzugeben. Die Folgen der hieraus entstehenden Streitfälle haben sich daher Anbauer und Züchter selbst zuzuschreiben.

Im Interesse der Züchter liegt es, einen möglichst stabilen Kreis von Anbauern zu besitzen, der nach Möglichkeit von Jahr zu Jahr die gleichen Gemüsearten vermehrt und so über alle Einzelheiten der Kultur, Ernte usw. genau informiert ist. Auch der Anbauer, der mit dem Anbau gartenbaulichen Saatgutes vertraut geworden ist, wird in den meisten Fällen Wert darauf legen, die gleichen Arten in Kultur zu behalten und, sofern er Vertrauen zu seiner Züchterfirma gefaßt hat, sich nur ungern zu einem Wechsel des Vertragspartners entschließen. Es sind daher Verbindungen zwischen Züchter und Vermehrer vorhanden, die Jahrzehnte überdauert haben. Der Grund zur Lösung des Vertragsverhältnisses liegt in solchen Fällen fast nie in dem Verschulden eines der beiden Vertragsteile, sondern meist sind es wirtschaftliche Zwangslagen, die den Züchter oder Anbauer veranlassen, eine Änderung seiner Vermehrungsdispositionen zu treffen. Bei dem starken Wechsel, dem die Agrarpolitik in dem letzten Jahrzehnt unterworfen war, war es unausbleiblich, daß auch die Gemüsesamenvermehrung eine starke spekulative Note erhielt. — Dank der Regelung des Reichsnährstandes haben wir für die Zukunft mit einem stabilen Preisniveau zu rechnen. Auf der anderen Seite hat die gesicherte Rente, die der Landwirt z. B. bei Ölfrüchten, Getreide usw. erhält, dazu beigetragen, daß der Anbauer auch in der gartenbaulichen Samenproduktion gern mit festen Preisen rechnet. Zahlreiche Verträge — und nicht die schlechtesten — sind in den letzten Jahren aufgehoben worden, da der Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter diesem Verlangen des Anbauers nicht nachkommen konnte. Es muß daher schleunigst Vorsorge getroffen werden, daß auch die Vermehrer gartenbaulichen Saatgutes von dem bisher üblichen Prozentabrechnungssystem zu dem Festpreissystem übergehen, wobei die Festpreise in einer gesunden Relation zu anderen landwirtschaftlichen Produktionsmitteln stehen müssen. Es ist anzunehmen, daß dann auch die zahlreichen Diskussionen über die Höhe des Preises endlich aus der Debatte zwischen Züchter und Anbauer verschwinden. Zu Unrecht glauben manche Anbauer, daß der Züchter Interesse an niedrigen Preisen hat. Dem Züchter ist nur daran gelegen, dem Anbauer eine gute Ackerrente zu verschaffen, damit dieser auf das Höchste daran interessiert ist, die ihm anvertrauten Muttersaaten pfleglich zu behandeln und zu ernten. — Stabile Preise sichern also auch dem Züchter stabile Anbauverhältnisse und damit eine wesentliche Vereinfachung seiner Vermehrungsarbeit. — Diese Preise werden zweckmäßig von Jahr zu Jahr durch den Reichsnährstand festgesetzt. Es empfiehlt sich, gleiche Arten und Gruppen zusammenzufassen, damit ein möglichst gleichmäßiges Preisniveau bei der Erzeugung ähnlicher Arten für die Vermehrungsanbauer besteht. — Ein weiterer Grund, der manchen alten Vermehrer von gartenbaulichem Saatgut dazu zwingt, heute von dem liebgewordenen Anbau abzugehen, liegt

in dem außerordentlich bedrohlichen Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften. Gerade das gartenbauliche Saatgut erfordert Handarbeit, die in der Pflege wie in der Ernte durch keine Maschinenarbeit ersetzt werden kann. Es sei deshalb hier der Wunsch an die verantwortliche Stelle des Reichsnährstandes gerichtet, den Betrieben, die sich mit der Vermehrung gartenbaulichen Saatgutes befassen, bevorzugt Wanderarbeiter zur Verfügung zu stellen, da noch mehr als der Rübenbau das gartenbauliche Saatgut davon abhängig ist, daß besonders in der Ernte rechtzeitig die Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, um das mit großen Unkosten und zähester Arbeit gewonnene Produkt in einer Beschaffenheit zu ernten, die seine Verwertung in der deutschen Volkswirtschaft sicherstellt. Der Anbauer liegt hier mit dem Züchter auf der gleichen Linie. Auch der Züchter gartenbaulichen Saatgutes leidet unter diesem Mangel an geeigneten Arbeitskräften furchtbar, und es hat sich besonders in diesem Jahre gezeigt, daß die Zuteilung der Arbeitskräfte nicht ausreichend war, so daß erhebliche Verluste bei der Ernte wertvollsten Muttersaatgutes schon jetzt festzustellen sind. Ich wiederhole also die Bitte an den Reichsnährstand, für diesen wichtigen Produktionszweig genügend Arbeitskräfte freizustellen.

Nun noch ein kurzes Wort über die Erfahrungen in der Vermehrung von Blumensaaten.

Es ist jedem klar, daß die Verhältnisse in der Vermehrung von Blumensamen wesentlich schwieriger und ungeklärter liegen wie die Vermehrung von Gemüsesamen. Schon die verschiedenen Vertragssysteme lassen sich miteinander kaum vergleichen. — Im ganzen sind die Erfahrungen in der Vermehrung von Blumensamen nicht gerade sehr ermunternd. Besonders leiden unter diesen Verhältnissen die Gartenbaubetriebe, für die in früheren Zeiten der Vermehrungsanbau von Blumensamen ein wichtiger Bestandteil ihrer Produktionsrechnung war. Diese Betriebe sind nicht in der Lage, mit Produktionsmethoden zu konkurrieren, bei denen mit unbezahlten Arbeitskräften im Wege einer Art Heimarbeit Blumensamen erzeugt wird. Zu Unrecht erheben einzelne Gartenbaubetriebe den Vorwurf, daß der deutsche Züchter an dem Zusammenbruch der Blumensamenproduktion schuld sei. — Will man diese Mißstände beseitigen, wird nichts anderes übrigbleiben, als auch für Blumensamen einheitliche Produktionsbedingungen ähnlich dem Vermehrungsvertrag für Gemüsesamen festzusetzen und die Gewinnung des Blumensamens im Wege der Heimarbeit, die meist als Nebenerwerb betrieben wird, zu verbieten. Die Differenzen mit den Vermehrern im Blumensamenanbau resultieren fast alle daraus, daß die Rente im Blumensamenanbau in keinem Verhältnis zu den Aufwendungen der Blumensamenvermehrer steht. Der Versuch der Züchter, sich gegen eine Überschwemmung mit Blumensamen durch Mengenabschlüsse zu schützen, hat zur Folge gehabt, daß die überschüssigen Bestände auf den freien Markt geworfen wurden und nun ihrerseits einen Druck auf das Preisniveau ausübten. Es dürfte sich daher empfehlen, daß auch bei Blumensamen der Züchter die gesamte Ernte zu übernehmen hat, aber auf

der anderen Seite davor geschützt werden muß, daß Ware zu Bedingungen produziert wird, die eine geregelte Züchtung und Produktion nicht mehr zulassen. Der Blumensamen muß wieder von den Betrieben vermehrt werden, die hierzu dank ihrer Struktur berufen sind und die auf der anderen Seite Gewähr dafür bieten, daß sie nur beste Qualitäten an den Züchter zur Ablieferung bringen. Es ist Sache des Reichsverbandes der gartenbaulichen Pflanzenzüchter, ordnend hier einzugreifen, und man wird den Hebel zuerst in der Produktion einsetzen müssen, um von hier aus eine Bereinigung des Blumensamenmarktes herbeizuführen.

Wir sehen, daß trotz der Bemühungen des Reichsnährstandes es noch genügend Punkte gibt, bei denen Streitfälle entstehen können. Wir sehen aber auch, daß meistens diese Streitfälle durch Nichtbeachtung bestehender Vorschriften oder durch sonstige Nachlässigkeiten einer der beiden Vertragsparteien hervorgerufen werden. Es gibt keinen Vertrag, der diese Möglichkeiten ausschließt. Es ist auch nicht der Zweck eines Vertrages, daß jeder Streit, der entsteht, schließlich und endlich durch Dritte in dem hierfür vorgesehenen Schiedsgericht zur Entscheidung gebracht wird. Vermehrer und Züchter sollten sich darüber klar sein, daß das Schiedsgericht nach Möglichkeit nur mit Fällen befaßt werden sollte, die Klärungen grundsätzlicher Art herbeiführen und daß es Sache des gesunden Menschenverstandes sein sollte, etwa auftretende Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden Parteien so aufzuklären, daß Streitfälle sich hieraus nicht entwickeln können. Es ist damit sowohl der Züchter- wie der Anbauerseite gedient, und die viele Zeit, die auf die Schlichtung dieser Streitfälle verwendet werden muß, kann für wichtigere wirtschaftliche Aufgaben freigestellt werden.

Seien sich Züchter und Anbauer darüber im klaren, daß nur durch gemeinsames Zusammenarbeiten sie das Ziel erreichen werden, das sie sich beide gesteckt haben

„die Sicherstellung der hochwertigen gartenbaulichen Saatguterzeugung".

Grundsätzliches zur Marktregelung auf dem Fachgebiete Samenbau

Kurt Hoch, Berlin

Die Marktordnung auf dem Sektor der Landwirtschaft ist zweifelsohne eine der wichtigsten und schwierigsten in der gesamten deutschen Wirtschaft. Allein die Sicherstellung der deutschen Ernährung, die Hauptaufgabe und das schönste Ziel der Marktordnung des Reichsnährstandes, dürfte genügen, um die Bedeutung aller hiermit im Zusammenhange stehenden Arbeiten zu erkennen.

Die Aufgaben, denen man auf dem Gebiete des gärtnerischen Samenbaues begegnet, und deren Lösungen stehen im engsten Zusammenhange mit der Natur und ihren Einflüssen und sind in erster Linie hiervon abhängig. Daher werden Regelungen stets unter größter Beachtung dieser Faktoren erfolgen.

In sachlicher, fachlicher und wirtschaftspolitischer Form sehen wir den Aufgabenkreis des gärtnerischen Samenbaues betreut einerseits durch die Hauptabteilungen des Reichsnährstandes und durch die Hauptvereinigung der deutschen Gartenbauwirtschaft, andererseits regional durch die Landes- und Kreisbauernschaften und durch die Wirtschaftsverbände und in Angelegenheiten der Züchtung durch den Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter, in der Verteilung durch die Fachschaft der Verteiler von Gemüse- und Blumensämereien.

Das Gebiet des gärtnerischen Samenbaues ist in der Hauptvereinigung kurz als Fachgebiet Samenbau zusammengefaßt.

In unmittelbarem Zusammenhange mit jeder Marktordnung steht die Marktregelung, oder besser gesagt die Marktregelungen. Die Marktordnung mit der sogenannten Marktförderung hat als Endziel die sogenannte Marktgemeinschaft.

Die Marktregelung stellt Maßnahmen dar, die Lösungen von Aufgaben im Sinne der nationalsozialistischen Wirtschaftsanschauung erwirken sollen. Sie können rein sachlicher, fachlicher, wirtschaftspolitischer und auch organisatorischer Bedeutung sein.

Bei näherer Betrachtung des Fachgebietes Samenbau innerhalb der Hauptvereinigung ergibt sich ein Bild, wie man es auf anderen landwirtschaftlichen Gebieten vielleicht nicht wieder findet. Ein stark aus der natürlichen Entwicklung heraus in sich zusammengesetztes Gefüge, das in seiner Erscheinung als etwas kompliziert angesehen werden kann. Wenn man sich jedoch mit diesem Fachgebiet einmal näher befaßt, so wird man zu der Überzeugung kommen, daß die Eigenart dieses Gefüges aus der natürlichen Entwicklung heraus gar nicht anders aussehen kann, wenn nicht durch die nationalsozialistische Revolution von autoritärer Seite her eine Neugestaltung eingeleitet worden wäre.

Denken Sie bitte an die große Vielseitigkeit des gartenbaulichen Fachgebietes, ob in der Erzeugung von Pflanzen, ob in der Erzeugung

von Samen, sowie alles, was mit diesen beiden Haupterzeugerfaktoren im engsten Zusammenhange steht.

In der Betrachtung von wirtschaftlicher Seite her ist der große Sektor des Gartenbaues, wenn auch zum landwirtschaftlichen Faktor gehörig, von diesem außerordentlich unterschiedlich. Man denke an die Ausnützung von kleineren Flächen auf intensive Art im freien Lande oder unter Glas, das große Sortiment von Gewächsen, deren verschiedene Kulturen, sowie auch die Anlagen von Hunderttausenden kleinerer und größerer Gärten zur Erholung der Volksgenossen.

Wenn Sie von dieser Betrachtung auf den gärtnerischen Samenbau übergehen, werden Sie zugeben müssen, daß diesem die ehrenvollste, aber auch die verantwortungsvollste Aufgabe zukommt, nämlich für diese intensive Ausnützung der gartenbaulichen Flächen das hierzu notwendige einwandfreie und edle Saatgut bereitzustellen.

Der überbetrieblichen Förderung des gesamten Samenbaues liegt zugrunde, daß zur Erreichung des hohen Zieles jeder Teil, ob Vermehrung, Züchtung, Handel oder Verbraucherschaft, dazu beitragen muß.

Eine Marktregelung auf dem Gebiete Samenbau bedeutet die Einführung des Sortenregisters. Durch die Vorarbeiten des Reichsnährstandes für das Sortenregister ist schon jetzt eine gewaltige Leistungssteigerung festgestellt worden. Unter Bedienung der Wissenschaft sind aus dem großen Sortiment die Sorten herausgewählt worden, die für die Bedürfnisse des Marktes die gegebenen sind.

Der Landwirt oder Gartenbauer, der sich in den Dienst der Züchtung stellen will und hierfür auch die Voraussetzungen aufweist, muß genau so wie jeder andere Teil des Samenbaues den gerechten Preis für seine Tätigkeit finden.

Mit der Sortenvereinfachung schreitet die Qualitätssteigerung weiter vorwärts. Gerade in der Möglichkeit, die Qualitätssteigerung in der Pflanzenproduktion durch Verbesserung der Sämereien herbeizuführen, liegt der hohe Wert des gärtnerischen Samenbaues.

Die Menge und der Preis der Aussaaten in der Landwirtschaft stehen in keinem Vergleich zu der Menge und dem Preis der Aussaaten im Gartenbau. Und gerade die Erzielung von Produkten mit weit höheren Aufwandskosten gibt zur unbedingten Pflicht, daß einerseits alles getan wird, um eine Qualitätssteigerung herbeizuführen. Der Preis für die gärtnerischen Sämereien spielt in dem gesamten Wirtschaftsvorgang die sekundäre Rolle, während die Qualität das Ausschlaggebende ist.

Der Vielseitigkeit der Kulturen mit dem großen Einfluß von Klima, Boden und Kultur muß bei Regelungen in der Sortenfrage Rechnung getragen werden. Die Feinheiten, die sich gerade in der Kultur von gärtnerischen Sämereien in Sortenunterschieden und im Einfluß der Natur auf die einzelnen Sorten widerspiegeln, sind ungemein groß. An einem kleinen Beispiel will ich Ihnen dieses charakterisieren: In Sommersalaten gibt es eine größere Anzahl von Sorten, die sich für manche Gegenden bevorzugend, für andere Gegenden weniger bevorzugend eignen. Führende Salat bauende Gemüsezüchter

in Norddeutschland sind in den letzten Jahren dazu übergegangen, ein Stück nicht nur mit einer Sorte zu bepflanzen, sondern mit 3 oder 4 verschiedenen. Warum tun sie das? Um einen größeren Ausfall in der Ernte zu vermeiden, denn auf Grund von Erfahrungen hat es sich ergeben, daß Salatsorten, selbst wenn sie mehrere Jahre den gewünschten Erfolg brachten, in einem darauffolgenden Jahr durch Einflüsse der Natur teilweise versagten. Man kann hieraus die Folgerung ziehen, daß geringe Einwirkungen der Natur durch Hitze, Trockenheit, Feuchtigkeit, Temperaturschwankungen bei den feineren gärtnerischen Produkten den Erfolg in Frage stellen können. So auch im Samenbau. Die Schwankungen, die in der Ernte von gärtnerischen Sämereien entstehen, gehen in manchen Jahren so auseinander, daß die Dispositionen für den Samenzüchter außerordentlich erschwert werden.

Es wäre bei der Marktregelung zukünftig zu erwägen, ob nicht mehr als bisher die gärtnerischen Sämereien in den Gegenden Deutschlands gezüchtet und vermehrt werden sollen, die sich auf Grund von Erfahrungen als bestgeeignet erwiesen haben.

Man kann nicht einfach sagen, daß die eine oder die andere Gegend die einzige Gegend wäre, in der der beste Samen zu züchten und zu vermehren sei.

Das Leistungsprinzip des einzelnen in der Samenzucht hat sich gewiß durch Jahrhunderte hindurch bewährt. Zusammenschlüsse zu Züchtergenossenschaften mögen wohl im landwirtschaftlichen Samenbau Beachtung finden, bei Einführung solcher im gärtnerischen Samenbau wird man größte Vorsicht walten lassen, da sich hier, wie auch im Gemeinschaftsbezug von Sämereien, Schwierigkeiten ergeben können.

Die feinere Marktordnung mit ihren Regelungen sieht ein langsames Herankommen an das gesteckte Ziel vor, schrittweise, ohne Zerschlagung wirtschaftlicher Existenzen.

Im engen Zusammenhange mit der Gesunderhaltung des Samenbaues steht einerseits die Existenzgrundlage des Erzeugers und auf der anderen Seite die Erhaltung eines gesunden Verteilerapparates, der in dem Faktor der gärtnerischen Sämereien von jeher einen Aufgabenkreis großer Verantwortung getragen hat und weiterhin trägt. Die Gewährleistung dem erwerbsmäßigen Verbraucher gegenüber und die ständige Beschaffung bester Sämereien auf einfachstem Wege und zu angemessenen Preisen fällt von Natur aus dem Handel zu.

Der Ruf nach stabilen Preisen bei der wirtschaftlichen Bewertung der Samenernten bei gärtnerischen Gewächsen ist nur zu begrüßen, aber auch hierbei darf man nicht vergessen, daß die großen Ernteschwankungen, die ja weit größer als in der Landwirtschaft sind, diesem Wunsche nicht immer vollauf Rechnung tragen können.

Die Zusammensetzung der einzelnen Sparten des Samenbaues, sei es Vermehrung, Züchtung oder Verteilung, teilweise auch Verbrauch, läuft durch die eigenartige Entwicklung vielfach durcheinander und kann nicht als schematisch geordnet angesehen werden. Bei näherer Betrachtung stößt man im Samenbau auf verschiedene Formen der Warenerzeugung und des Warenverkehrs, auf Entwicklungsvorgänge, die seit Jahrhunderten bestehen. Jedoch der Umstand, daß der Züchter,

der Samen erzeugt, zum Teil auch den Handel betreibt und den kleinsten Schrebergärtner beliefert, ist keine Neuerscheinung.

Eine Trennung der Teile, sei es, daß der Erzeuger zukünftig nur noch erzeugt und jede Verteilung nur dem Handel zufällt, ist ein Ziel der Marktregelungen auf dem Gebiete der gärtnerischen Sämereien, das auf weite Sicht anzustreben ist. Eine gewaltsame Trennung und Aufteilung der Betriebe ist gefährlich und schwieriger, als es vielleicht erscheint. Bei der durch die wirtschaftliche Ineinanderführung von Erzeugung zur Verteilung entstandene Zusammenarbeit würde eine Loslösung des einen oder anderen Teiles wirtschaftlich großen Schaden nach sich ziehen.

Mit dem wachsenden Aufgabenkreis und der Vertiefung in diesen, dürfte von sich aus vielleicht eine gesunde Entwicklung hierbei zu erwarten sein.

Der kleine Züchter hat sich bisher in der Samenzucht neben dem Großbetrieb auch als wertvoll erwiesen. Viele Züchtungen im gärtnerischen Samenbau sind nicht Leistungen wissenschaftlicher Forschung allein, sondern vielmehr aus dem Fingerspitzengefühl des großen und des kleinen Züchters entstanden, und nicht zuletzt hat auch der Handel einen großen Teil zur Einfügung heute wertvoller bekannter Sorten beigetragen.

Bei allen Regelungen soll aber stets bedacht werden, daß eine freie Entwicklung der in sich schlummernden Kräfte im Rahmen der gegebenen Marktordnung bestehen bleiben muß.

In der Verteilung der Sämereien haben sich im Laufe der letzten Jahre Wege herausgebildet, die sich in ihrer Entwicklungsmöglichkeit, ältere und bisherige Formen überrennend, als gefahrdrohend für die Weiterentwicklung zeigen. Einmal ist es der kommissionsweise Verkauf von Sämereien, dann das System der Auftragsbeschaffung durch ein Netz von Sammlern, die Überschwemmung im Versandgeschäft mit Katalogen und die Übersetzung mit Fachsamenhandelsgeschäften, die in allen Teilen des Berufsstandes den Ruf nach einer Bereinigung laut werden ließen.

Der kommissionsweise Verkauf von Sämereien vor dem Jahre 1920 hat sich in kleinerem Umfange als zusätzlicher Verkauf in schwachbevölkerten Gegenden bewährt. Neben diesem hat sich während der letzten 10 Jahre in einer außergewöhnlich steil aufsteigenden Entwicklung eine neue Art des Verkaufes ausgebaut. Mit Hilfe besonderer Systeme, deren Vorzüge in der maschinellen Zubereitung der Packungen, Zusammenfassung der Mengen und neuen Absatzmöglichkeiten bestehen, ebenso durch Preisunterbietungen in früheren Jahren, liegt diese Entwicklung begründet. Ein Vorteil des kommissionsweisen Verkaufssystems mag für den Hersteller der Bunten Tüten durch seine systemartige Organisation vom Erzeuger bis zum Verkauf an die letzten Verteiler in seine Hand gegeben sein. Mag man einen Vorteil des Verbrauchers durch dieses System selbst vielleicht darin erblicken, daß kleinere Niederlagen in entlegensten Ortschaften gegründet wurden und somit eine neue Absatzmöglichkeit erschlossen war, so steht dem jedoch gegenüber die längst bewährte Form des Versandgeschäftes

sowie die des Fachsamenhändlers und Wiederverkäufers von ehedem Der übrige Fachsamenhandel hat bewiesen, daß er der bodenständige und aus der natürlichen Entwicklung heraus eingesetzte Verteiler ist und die besten Qualitäten bei Bedienung durch gutgeschultes Fachpersonal und guter kaufmännischer Führung die gleichen Mengen zu nicht höheren Preisen verkaufen kann, obwohl er nicht mit automatischen Maschinen die Packungen herstellt, sondern vorwiegend durch sein Personal, das er auch über die ruhige Zeit in seinem Betrieb behält. Der bodenständige Samenhandel hat die ihm übertragenen Aufgaben bisher in jeder Weise gelöst. Wenn er nicht weiterhin gefährdet bleiben soll und um auch zukünftig den größeren Aufgaben innerhalb der Marktordnung gewachsen zu sein, ist ein Ausgleich gegenüber dem kommissionsweisen Verkauf durchaus berechtigt. Es wird hier die Umstellung der Betriebe vom kommissionsweisen Verkauf gegen feste Rechnung erwünscht und der langsame Abbau von Kleinverbrauchspackungs-Niederlagen. Um die Kontingentierung der Niederlagen oder Verkaufsstellen von Kleinverbraucherpackungen durchführen zu können, sind die besonders gefährdeten Stellen, die ich hier als Notstandsgebiete für die Zeit bis zur endgültigen praktischen Verwirklichung der Lösung dieser Aufgaben nennen möchte, festzustellen; es muß hier die klare Herausstellung dieser besonders gefährdeten Gebiete durch die Wirtschaftsverbände erfolgen, sofern nicht die am Kommissionsgeschäft beteiligten Firmen von sich aus die Beseitigung der übersetzten Gebiete durchführen.

Bei der Auswahl für den Wiederverkauf bestimmter Berufe steht an erster Stelle der Gärtnerberuf, der einmal bodenständig und in der natürlichen Entwicklung der letzte Verteiler von Gemüse- und Blumensamen war und wieder werden muß. Der Gartenbauer, den wir früher als Handelsgärtner bezeichneten, war derjenige, der in kleinen Städten und auf dem flachen Lande einstmals auch der eigentliche Verkäufer des Samens an den kleinsten Verbraucher war. Mit der Entwicklung der Städte und des Marktwesens veränderte sich das Bild insofern, als ein Teil der Gärtnereien, die an der Peripherie der Stadt lagen, den Samenhandel aufgaben, da der Verkauf ihnen erschwert wurde, andererseits ein Teil sich mit dem Verkauf von Samen auf dem Markt eingehend befaßte. Neben diesen Verkäufen ging in den letzten Jahren der Verkauf mehr als zuvor in die Hände fremder Geschäfte über, die angelockt durch hohe Provisionen sich des Verkaufes annahmen. In Zeitungen des Kolonialwarenhandels, Eisenwarenhandels, des Friseurgewerbes u. a. sah man jahrelang Inserate, durch die gegen höchste Provisionen Samenverkäufer gesucht wurden. Wenn heute von gewisser Seite her gesagt wird, daß der Gärtner nicht fähig wäre, in geordneter Form, d. h. nach den Vorschriften des Reichsnährstandes den Samenverkauf durchzuführen, so kann man diesem im allgemeinen nicht zustimmen. Mag es vielleicht Gartenbaubetriebe und kleinere Gärtnereien geben, wo dieses zutrifft, so wäre es Sache der Landesbauernschaften und Wirtschaftsverbände, vor Beginn der Samensaison durch einen kurzen Schulungslehrgang die hierfür bestimmten Verkaufskräfte zu schulen. Der Gärtner ist der

Fachmann, der Gärtner ist in den Kulturen und in der ganzen Art seines Betriebes, auch durch den soliden Aufbau seines Geschäftes, der beste Garant für die ordentliche Versorgung des kleinsten Schrebergartens. Er ist unbedingt dazu angetan, nach dem Fachsamenhandel an erster Stelle für die Verteilung angesehen zu werden.

Zu dem Gärtnergeschäft gehört auch das Blumengeschäft, das in mittleren und kleinen Städten und Ortschaften als Verkaufsgeschäft des am Stadtrand gelegenen Gartenbaubetriebes anzusehen ist. Für den zusätzlichen Absatz kommt erst in zweiter Linie der Kolonialwarenhändler und der Drogist in Frage.

Die gesamte Planung der in Angriff zu nehmenden Arbeiten zur Beendigung der Übersetzungskrise in der Verteilung von Sämereien läßt sich nicht auf eine Jahreszahl begrenzen, weil man jeweils erst vom Stand der Entwicklung aus die weiteren Dinge beurteilen kann.

Eine zukünftige Wiederverkäuferliste wird die richtige Basis für den kleinen und ländlichen Samenwiederverkaufswarenverkehr werden. Die Fachsamenhandelsliste bedarf einer weiteren Anlehnung an die Bedürfnisse der am Absatz interessierten Kreise. Ein Fachsamenhandelsgeschäft soll die Aufgaben, die von seiten des Reichsnährstandes und auch des gesamten Berufes gestellt werden, gewachsen sein. Einen Wiederverkäufer in die Aufgaben des Fachsamenhandels einzubeziehen, wenn er diesen nicht gewachsen ist, wäre ein Experiment, welches letzten Endes nur dazu führt, diesen betreffenden Wiederverkäufern Leistungen abzufordern, die sie wirtschaftlich nie erfüllen können. Die Fachsamenhandelsgeschäfte, wie sie heute bestehen, sind zum großen Teil aus dem Erwerbsgartenbau hervorgegangen. Ob ein Betrieb als Fachsamenhandelsgeschäft anzusehen ist, kann sich erst nach genauer Prüfung ergeben.

Mein Vorschlag in dieser Beziehung geht dahin, daß man diese zukünftige Beurteilung mehr von dem Gesichtspunkt aus ansieht, ob der betreffende Betrieb in seiner Entwicklungsfähigkeit dazu ausreichen wird.

Ein Fachsamenhandelsgeschäft dient dem Verbraucher genau so wie dem Wiederverkäufer, d. h. auch dem Erwerbsgartenbauer. Selbst wenn das Fachsamenhandelsgeschäft neben dem Samenhandel einen anderen Handel oder den Erwerbsgartenbau zur Seite hat, so müßte doch der Samenhandel einen Hauptteil des Umsatzes einnehmen.

Ich könnte mir z. B. vorstellen, daß die endgültige Beurteilung, ob ein Geschäft als Fachsamenhandelsgeschäft anzusehen ist, nach einer besonderen Prüfung erfolgt. Es wäre ungefähr so gedacht, daß für die Beurteilung als Fachsamenhandelsgeschäft jeder sich bewerbende Betrieb 100 Bewertungspunkte aufweisen muß. Als Bewertungspunkte zählen:

1. Polizeiliche Meldung des Gewerbes . . . . . . 25 Punkte,
2. Beträgt der Umsatz im allgemeinen Sortiment an Gemüse- und Blumensämereien mehr als 50 vH des Gesamtumsatzes (Rübensamen sind hierbei nicht als Gemüsesamen zu bewerten) . . . . 25 „

3.	Beträgt der Umsatz an Wiederverkäufer und Gärtner mehr als 50 vH des Gesamtumsatzes	10	Punkte,
4.	Jahresumsatz über 20 000,— RM	25	„
5.	„ „ 10 000,— RM	20	„
6.	„ „ 5 000,— RM	15	„
7.	Herausgabe eines Kataloges	10	„
8.	Wenn die Einrichtung der Laden- und Lagerräume eine sachgemäße Verarbeitung gewährleistet und die hierfür notwendigen technischen Hilfsmittel vorhanden sind	15	„
9.	Abgeschlossene Ausbildung des Inhabers als Samenhandlungsgehilfe	15	„
10.	Wenn Fachpersonal beschäftigt wird 1—3 Personen .	10	„
11.	Wenn Fachpersonal beschäftigt wird über 3 Personen .	20	„

Auch im sogenannten Sammlersystem von Aufträgen im Versandgeschäft finden wir ähnliche Entwicklungsvorgänge wie im Kommissionssamenhandelsgeschäft. Es müßte auch hier Wandel geschaffen werden, indem zukünftig ein Sammler von Aufträgen für Sämereien entweder im Besitze einer Wanderkarte (Wandergewerbeschein) oder einer Handelskarte sich befindet. Diese dürfen nur an Firmenvertreter oder Provisionsvertreter, die sich im festen Anstellungsverhältnis befinden, abgegeben werden.

Eine Betriebsrolle der zuständigen Orts- und Kreisbauernschaft, in der jeder erwerbsgartenbauliche Betrieb mit einer Betriebsnummer versehen aufgeführt wird, verhindert fälschlich geförderten Vorteil des Erwerbsgärtners, wenn bei Aufträgen die Berechtigten ihre Kreisbauernschaft und Nummer angeben.

Das nationalsozialistische Leistungsprinzip mit dem Ordnungsgrundsatz ist nicht mit der Ausschaltung eines Wettbewerbes zu vergleichen. Leistungswettbewerb wird stets unentbehrlich sein, er gibt Ansporn zu jeder Entwicklung, wobei der spekulative Wettbewerb ausgeschaltet werden muß.

Je mehr wir uns dem praktischen Tätigkeitsfeld innerhalb des Fachgebietes Samenbau nähern und vertiefen, um so mehr werden wir von der dringenden Erkenntnis erfüllt, daß es auf diesem Gebiet außer den Marktregelungen, die durch Anordnungen erteilt werden, noch andere gibt, und zwar die auf der moralischen Bindung ruhenden.

Gärtnerischer Samenbau bedeutet für uns alle die Schaffung edelsten Saatgutes zur Schaffung sicherer und höherer Ernten.

Alle Aufgaben stehen in unmittelbarem Zusammenhange mit der Erzeugungsschlacht. Bei den vielen speziellen Berufs- und Produktionsaufgaben, die mit dem gärtnerischen Samenbau in Verbindung stehen, vergessen Sie nicht das Gefühl der Verbundenheit zum großen Ziel der Sicherstellung der deutschen Ernährungswirtschaft.

6. Fachgebiet Gartenausführung und Friedhofgärtnerei

Ueber Erfahrungen beim Umpflanzen alter Bäume

Prof. Wiepking-Jürgensmann, Berlin-Dahlem

Wenn ich über die Erfahrungen beim Verpflanzen großer Bäume sprechen soll, so kann es kein wissenschaftlicher Vortrag im engen Sinne sein, weil wir Gärtner und Naturwissenschaftler viel zuwenig über diese Aufgabe wissen, und weil das Erfahrungsgut nur in einem äußerst geringen Umfange niedergelegt wurde. Wir haben in Deutschland schon seit vielen Jahrzehnten mit großem Erfolg ausgewachsene Bäume verpflanzt. Wenn ich in dieser Abhandlung von großen Bäumen spreche, so meine ich solche, die nicht in Baumschulen erzogen sind, sondern die im Walde oder in der Feldflur gefunden, von ihrem alten Standpunkt gelöst und neu in landschaftlichen Anlagen verwandt werden. Lenné und Pückler, Trip (Hannover) und Encke (Köln) taten es, und immer wieder wird der Garten- und Landschaftsgestalter gezwungen sein, große und alte Bäume zu verpflanzen. Die Amerikaner haben zu diesem Zwecke Spezialunternehmen, sogenannte Baumverpflanzkompagnien, gegründet, und sie ziehen mit großen Bäumen auf motorisierten Geräten weit über das Land.

Ich sagte, der Landschaftsgestalter wird immer g e z w u n g e n sein, g r o ß e Bäume zu verpflanzen. In diesem Zwange liegt das Eingeständnis, daß der verantwortungsbewußte Landschaftsgestalter nicht gern große Bäume verpflanzt, weil er die Schwierigkeiten kennt und weil er weiß oder wissen sollte, daß ein Sämling niemals falsch gepflanzt sein kann. Der Biologe weiß, daß der Sämling sich seine Verwurzelung nach natürlichen lebensgesetzlichen Bedürfnissen selbst aufbaut. Unsere heutigen verbesserten Mikro- und Filmaufnahmen geben uns schon eine recht begriffliche Vorstellung über die Wachstumsvorgänge des Sämlings auch in seinen unterirdischen Teilen. Dennoch sind wir weit entfernt von einer klaren Erkenntnis und einer erfolgsicheren Nutzanwendung.

Wenn ich den alten, sagen wir einmal den F ö r s t e r l e h r s a t z vom Sämling, der nicht falsch gepflanzt sein kann (er kann dennoch falsch g e s ä t sein), an den Anfang meiner Ausführungen setze, so entferne ich mich im nachfolgenden recht weit von den bisherigen Anschauungen über die Verpflanzvorgänge und über das natürliche Lebensalter der Bäume. Ich habe zunächst beobachtete und festgelegte Arbeitsvorgänge zu schildern und stelle einige Vermutungen auf, die gründlich wissenschaftlich erforscht werden sollten, da es sich um Aufgaben handelt, die ein großes, naturwissenschaftliches, aber auch volkswirtschaftliches Problem betreffen. Es ist sehr wenig bekannt, daß die

deutschen Garten- und Landschaftsgestalter jährlich Arbeiten durchführen, die in der Endsumme umfangreicher sind als viele große Industriezweige und die in den letzten Jahren den jährlichen Betrag von etwa 2 Milliarden Reichsmark ausmachten. Wie in allen Fällen die Ausgaben des Reiches und der Einsatz des Nationalvermögens keine Fehlleistung in sich schließen dürfen, so ist auch der Garten- und Landschaftsgestalter gezwungen, schon aus diesen Gründen heraus alles zu tun, um ein sicheres Anwachsen verpflanzter großer Bäume zu gewährleisten, ganz abgesehen davon, daß er selbst bei der Vornahme dieser schwierigen Arbeiten wirtschaftlich gesichert bleiben muß.

Als Schüler des bereits erwähnten Gartendirektors Julius Trip in Hannover habe ich seit meiner frühesten Lehrzeit viele tausend große Bäume verpflanzt und habe bei der Durchführung der landschaftlichen und gärtnerischen Anlagen zur XI. Olympiade etwa 2000 große Bäume verpflanzt bis zu einem Lebensalter von 160 Jahren. Unter diesen Bäumen befanden sich solche, die wir Gärtner im technischen Ausdruck als „hysterische" bezeichnen, wie es zum Beispiel Birken sind. Ich selbst habe ausschließlich gesunde Bäume verpflanzt und habe empfindungsgemäß jedes Verpflanzen veredelter Bäume abgelehnt, weil ein veredelter Baum rein wissenschaftlich betrachtet nicht das natürliche Wachstumsvermögen haben kann. Ich würde also niemals einen alten veredelten Obstbaum verpflanzen, weil jede Verpflanzung eines alten Baumes eine schwierige Operation ist, und weil durch die Veredlungsstelle ein großes Gefahrenmoment hinzukommt, das die Anwuchssicherheit gefährdet. Der alte Gärtner sagt: „Man kann alte Bäume verpflanzen, sie wachsen zunächst auch weiter, aber dann gehen sie zurück und gehen ein." Dieser Gärtnermeinung stehen geschichtliche Mitteilungen über das Verpflanzen großer Bäume gegenüber:

Sanssouci — Marlygarten (etwa 1849):

„An der Uferkolonnade nördlich des Vorhofs der Friedenskirche wurde auf Wunsch des Königs ein Hain von 12 Platanen gepflanzt, die als 50jährige Bäume aus der ehemaligen Kirchhofstraße (jetzt Eisenhardtstraße) vor dem Nauener Tor hierher verpflanzt wurden; ein Geschenk des Potsdamer Magistrats."

Glienicke:

1836 wurden hier 40 Stück 30- bis 40jährige Eichen aus dem Neblitzer Forst gepflanzt, ebenso 14 große Buchen, etwa gleichaltrig.

Lenné schrieb an die Regierung im Oktober:

„Se. Königl. Hoheit der Prinz Carl von Preußen wünscht den Park und die Umgebung von Glienicke durch mehrere schöne Baumgruppen von bereits herangewachsenen Eichen und Buchen, welche mit möglichst vollkommener Erhaltung der Krone verpflanzt werden sollen, zu schmücken."

Charlottenburg:

„In einer Sitzung des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues berichtete der Hofgärtner Steiner aus Charlottenburg, daß 1819, bei den ersten großen Lennéschen Umgestaltungen in Charlottenburg, 194 Linden, von denen die meisten über 100,

die jüngsten 60 Jahre alt waren, ohne Wurzelballen verpflanzt worden wären, es seien nur 7 Bäume eingegangen, alle anderen hätten 1824 schon wieder starke Kronen gehabt."

Selbstverständlich ist, daß junge Bäume wesentlich leichter zum Anwachsen gebracht werden können und daß ihr Zuwachs im Verhältnis zur Baumgröße ein größerer ist. Falsch aber ist es, diese alte Gärtnermeinung vom nicht freudigen Weiterwachsen alter Bäume als eine gegebene Tatsache hinzunehmen. Hier ergibt sich die Notwendigkeit, neue Feststellungen wissenschaftlich zu durchprüfen. Ich habe die Feststellung gemacht, daß man von einem natürlichen Lebensalter der Bäume nur sehr bedingt sprechen darf. Wohl ist der Förster berechtigt, von einer Umtriebszeit zu sprechen, wie zum Beispiel Rotfichte 80 Jahre, Eiche 160 Jahre. Mit dieser Umtriebszeit meint aber der Förster den Ablauf der Zeit, in der er auf der Flächeneinheit den wertvollsten Einschlag erhalten kann. Es ist sehr leicht festzustellen, daß Rotfichten wesentlich älter werden können als 80 Jahre und dennoch kerngesund bleiben, wie es auch leicht ist, die gleiche Beobachtung bei Eichen oder anderen Baumarten anzustellen, wie beispielsweise bei den berühmten Spessarteichen, und wir kommen an das Kernproblem, wenn wir die Lebensbedingungen der einzelnen Baumarten endlich einmal wissenschaftlich genau ergründen. Unsere physiologischen Erkenntnisse sind noch mangelhafte, und es fehlen fast völlig die Zusammenstellungen für die einzelnen Baumarten. Hier liegt ein außerordentlich großes Forschungsgebiet vor, das ein Grenzgebiet ist zwischen Botanik, Physiologie, Bodenkunde, Bodenbiologie, Pflanzensoziologie und Pflanzenernährungslehre. Nur wenn alle diese Gebiete an der Aufgabe gemeinsam arbeiten, wird es möglich sein, den Ablauf des Lebens unserer Bäume wissenschaftlich zu ergründen und zur Nutzanwendung zu bringen. Durch die Klärung dieser Fragen werden wir volkswirtschaftlich gesehen sehr viel weiter kommen. Ich habe zum Beispiel eine 400 Jahre alte Buche mit so großem Erfolg verpflanzt, daß ihr heutiger jährlicher Zuwachs wesentlich größer ist als am alten Standort. Ich habe ferner überalterte und kranke alte Standbäume wieder verjüngt, dadurch, daß ich den alten Standbäumen neue gute und nahrhafte Erde zugeführt oder sie von akuten Krankheiten befreit habe. Ich glaube, daß man von einem natürlichen Lebensalter der Bäume nicht eher sprechen darf, bis man weiß, aus welchen Ursachen sie sterben. Ich glaube ferner, daß unsere Bäume erst dann sterben, wenn ihre Ernährungsbasis erschöpft ist. Abgesehen natürlich von den Fällen, wo äußere Eingriffe, wie Blitzschläge oder tödlich wirkende Krankheiten, vorliegen. Wenn man zum Beispiel Eichen beobachtet auf einem ihnen zusagenden Boden am strömenden, sauerstoffreichen Bachlauf, dann wird man außer einem außerordentlich starken Zuwachs ein außerordentlich hohes Lebensalter stets beobachten können. Wenn man auf der anderen Seite feststellt, daß in der Monokultur der Kiefer schon nach wenigen Baumgenerationen die Kiefer keine Naturverjüngung und sehr wenig Zuwachs zeigt, obwohl der Boden ein guter Kiefernboden ist (ich kenne Kiefernwälder, die je Hektar und Jahr nur 1,2 cbm Zuwachs haben), so wird man heute feststellen können, daß

Kiefernnadeln mit hohem Gehalt an Chlorphenol den Boden so abdecken und abschließen, daß der Gasaustausch zwischen Boden und Luft verhindert wird und somit die Kiefern frühzeitig absterben, ohne ihre natürliche ausgewachsene Wuchsform erreicht zu haben. Ein dritter Vergleich mag durch die verjüngungsfreudige Linde gegeben sein. Wir haben in Deutschland viele alte Dorf- und Gerichtslinden, die bis zu 3 m Stammdurchmesser aufweisen, die zu einem großen Teil innen hohl und deren Stämme häufig nur Luftwurzeln sind, die sich an den Kambiumschichten des alten Stammes hochgezogen haben. Der Wuchswille ist so groß, daß man durch geeignete gärtnerische Maßnahmen selbst tausendjährige Linden wieder zum freudigsten Wachstum anregen kann. Alle diese Beobachtungen sind nicht neu, aber alle diese Beobachtungen sind wissenschaftlich nicht genügend geklärt. Wenn wir ferner wissen, daß die Anzucht in unseren Gärtnereien und Baumschulen vielleicht zum größten Teil aus Stecklingen, also Pflanzenteilen, erfolgt, so darf ich sagen, daß auch die Erfolge meiner Baumverpflanzungen darin begründet liegen, daß ich die verpflanzten großen Bäume, gärtnerisch gesehen, wie mehr oder minder gut bewurzelte Stecklinge behandelte.

Wenn wir den alten Erfahrungssatz zugrunde legen, daß 400 kg Wasser erforderlich sind, um 1 kg Trockensubstanz zu gewinnen, so bedeutet das, daß ein großer Baum ein außerordentlich weitverzweigtes Wurzelwerk haben muß, wenn er nicht fließendes Wasser in seiner Nähe hat. Es ist verständlich, daß ich daher bei dem Verpflanzen eines großen Baumes nicht die gesamte Wurzelbasis mitnehmen kann. Rein technisch gesehen, bietet das Verpflanzen großer Bäume keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Verpflanzlasten bis zu 20 Tonnen sind auch handwerklich gesehen leicht zu meistern und erst, wenn gewaltige alte Bäume mit Lasten bis zu 170 Tonnen bewegt werden müssen, werden auch die technischen Schwierigkeiten außerordentlich groß. Der Verpflanzvorgang selbst ist leicht zu schildern. Etwa der zehnfache Stammdurchmesser in 1 m Höhe über dem Erdboden gerechnet, ist der Ballendurchmesser des zu verpflanzenden Baumes. Dieser Ballen muß völlig bruchsicher eingekastet oder einballiert werden. Sodann wird der Ballen unterfangen oder bei schwereren Lasten unterfahren und aus der Baumgrube gehoben oder abgerollt. Die bisherigen Verpflanzgeräte faßten zum Zwecke der Lastenhebung den zu verpflanzenden Baum an den Stamm und nicht unter den Ballen. Dadurch kamen, auch wenn noch so gute Puffer zwischen dem Hebewerkzeug und dem Stamm eingebaut wurden, ungeheure Zuglasten auf die Kambiumschichten und mußten diese zusammendrücken oder doch schädigen. Hinzu kam ferner, daß beim Hochwinden des Baumes aus der Ruhelage der Ballen sich drehend und sich vielfach verlagernd bewegen mußte und daß dadurch Wurzelknickungen unausbleiblich waren. Schädigungen der Kambiumschichten und verletzte Wurzeln sind Gefahrenquellen, die große Ausfälle bisher im Gefolge hatten. Die biologischen Schwierigkeiten beim Verpflanzen größerer Bäume sind wesentlich größer als der rein handwerkliche Vorgang. Nachdem die Bäume mit festem und unverletztem Wurzelballen in senkrechter Lage des Stammes und der

Krone an den neuen Standort gebracht wurden, wurde größter Wert darauf gelegt, daß die Bäume in einem sehr gründlich durchlüfteten, säurefreien, abzugsfähigen und mit den verschiedensten Erdteilen gemischten Boden gepflanzt wurden. Selbstverständlich muß der verpflanzte große Baum außerordentlich stark zusätzlich gewässert werden, weil er ja nur einen Bruchteil seines natürlichen Wurzelbestandes mitbekommen kann. Die Pflanzerde richtet sich jeweils nach der Baumart, so daß beispielsweise Eichen wieder in Eichenböden kommen. Auf den großen Wasserbedarf verpflanzter großer Bäume nahm man in früheren Zeiten viel zuwenig Rücksicht und glaubte, dem verpflanzten großen Baume sofort etwas Gutes zu tun, wenn man die Pflanzerde mit reichlichen Dungstoffen versah. Diese Dungstoffe wurden durch die reichlichen und notwendigen Wassergaben bald sauer, und wohl die meisten nicht angewachsenen großen Bäume sind durch tödlich wirkende Dung- und Humussäuren eingegangen. Ich habe deshalb in den letzten Jahren ohne Zugabe frischer Dungstoffe verpflanzt und habe größten Wert auf einen raschen Wasserabzug gelegt. Je nach der Größe des Baumes wurde ein Ring neuer Pflanzerde um den Ballen gelegt in einer Breite von 30 bis 60 cm und einer Tiefe, die etwas weiter reichte als die Tiefe des Verpflanzballens. Diese Pflanzerde setzt sich im allgemeinen etwa wie folgt zusammen:

- 1/6 bakterienreicher Wiesenlehm,
- 1/6 entsäuerte Torfstreu,
- 1/6 entsäuerter Torfmull,
- 1/6 Grünkompost,
- 1/6 Laubkompost und
- 1/6 völlig verrottete Mistbeeterde im Alter von mindestens 2 Jahren.

Diese Erdteile wurden vorher sorgfältig gemischt. Aus der Tatsache, daß heute bereits 19 chemische Elemente als lebenswichtig für die Erhaltung des Pflanzenlebens erkannt worden sind, wurde größter Wert auf die Verwendung der Vererdungsprodukte von Pflanzen gelegt. Meines Erachtens ist es nur eine Frage der Verbesserung unserer Meß- und Beobachtungsmethoden, um feststellen zu können, daß die 32 Elemente, die in allen Pflanzenaschen gefunden werden, auch lebenswichtig für die Erhaltung der Pflanzen sind, auch dann, wenn es sich nur um Reizstoffe handeln sollte. Sodann habe ich zusätzlich allen Pflanzen bakterienreiche Erde vom alten Standort mitgeben lassen. In einigen Fällen wurde die Mischung der Pflanzerde angereichert durch chemisch reinen Harnstoff zur Anregung des Bakterienlebens. Der Harnstoff wurde mindestens 4 Wochen vor der Verpflanzung der Pflanzerde beigefügt. Messungen des Bakterienlebens der Pflanzerde ergaben 1,8; 2,1 und 2,3 Millionen Bakterien pro Kubikzentimeter. Sofort nach der Pflanzung wurden sämtliche Bäume bis in die Zweigspitzen hinauf gegen Sonnenbestrahlung der Stämme und der Leitäste eingerohrt oder mit lehmgetränkten Rupfen geschützt. Diejenigen Bäume, die nur ein schwaches Wurzelwerk zeigten oder die besonders empfindlich gegen Sonnenbestrahlung sind, wurden durch Sonnensegel in ganzer Baumgröße gegen die Südsonne geschützt, um

einer zu starken Erwärmung des aufsteigenden Wassers in der Kambiumschicht vorzubeugen. Sodann durften die Bäume nicht mit kaltem Wasser während der Sonnenbestrahlung gespritzt werden. Sicherheitshalber wurde ein Verfahren ausgearbeitet, um das Sprengwasser anwärmen zu können, so daß, falls es notwendig werden sollte, das Sprengwasser der jeweiligen Lufttemperatur völlig angepaßt werden konnte. Die so verpflanzten Bäume haben den verhältnismäßig mageren Pflanzerdring innerhalb eines Jahres völlig durch Saugwurzeln verwurzelt. Im Jahre nach der Pflanzung wurden radial verlaufende Gräben ausgehoben, die mit neuer Pflanzerde ausgefüllt wurden, um den Baum zu einer neueren Wurzelbildung anzuregen, die die Ernährung für spätere Jahre sicherstellen und die zugleich der tektonischen Verwurzelung dienen sollte. Diese Pflanzerde des zweiten Jahres war wesentlich dungstoffreicher und setzte sich etwa wie folgt zusammen:

$^1/_3$ bakterienreicher Wiesenlehm,
$^1/_3$ völlig verottete Mistbeeterde,
$^1/_6$ Laubkompost,
$^1/_6$ Grünkompost.

Auch diese Pflanzerde wurde vor dem Einbringen gründlichst gemischt und, wenn notwendig, mit Harnstoff bzw. mit Kali, Phosphor und Stickstoff angereichert. Auch die radialen Pflanzgräben waren innerhalb von Jahresfrist gründlich durchwurzelt. Im dritten Jahre werden noch wesentlich stärkere Dungmengen in die Erde gebracht als Vorsorge für ein sicheres und starkes Weiterwachsen und um etwaige Verpflockungen oder gar Eintrocknungen in den Kambiumschichten durch rasche Neubildungen ausgleichen zu können. Wenn wir diese Arbeitsweise betrachten, so ergibt sich eine Parallele aus der alten gärtnerischen Praxis der Stecklingsvermehrung: Der Steckling wird in leichter sogenannter Vermehrungserde herangezogen und wird dann jeweils umgetopft in immer nahrhaftere Erde. Der Steckling wird sofort nach der Steckung schattiert und warm gebraust und erst dann der Sonne ausgesetzt, wenn er ein völlig ausreichendes Wurzelfundament sich geschaffen hat.

Jeder Eingriff in das Leben der Pflanze, auch jede Verpflanzung reizt zur sofortigen Blüten- und Fruchtbildung. Alle verpflanzten Bäume zeigten deshalb eine anormal starke Fruchtbildung, die mit großer Sorgfalt auch an den höchsten Zweigen ausgeschnitten wurde, um wertvollste Kraft zu sparen. Diese Maßnahme hatte stets großen Erfolg. Sodann wurden alle Bäume sorgfältigst gegen Winddruck verankert. Da Bäume über 20 m Höhe verpflanzt wurden, ist es verständlich, daß bei großen Windstärken (die wir bis zu 12 m/sec hatten) der Anwuchs stark gefährdet ist, wenn durch den langen im Sturm stehenden Hebel des Stammes und der Krone die jungen Wurzelspitzen abreißen.

Selbstverständlich verlangen verpflanzte große Bäume auf viele Jahre hinaus eine außerordentlich sorgfältige Beobachtung. Stets muß gegen Hungererscheinungen bakterienreiche milde Pflanzerde zur Verfügung stehen. Niemals darf ein großer Baum verpflanzt werden,

wenn nicht die Sicherheit vorliegt, daß er bei mangelnder Luftfeuchtigkeit oder geringer Niederschlagsmenge zusätzlich gewässert werden kann, und zwar möglichst bis in die höchsten Zweigspitzen hinein. Selbstverständlich ist ferner, daß der alte Ballen des Baumes und seine neue Wurzelfläche gegen Sonnenbestrahlung und Austrocknung abgedeckt wird, denn ebenso wichtig wie die Feuchthaltung der Blätter an den äußersten Zweigen ist es, daß der Baum „kalte Füße" behält.

Die Beeinflussung deutscher Orts- und Landschaftsbilder durch nichtheimische Gehölze

Meyer-Jungclaußen, Bad Berka.

Nichtheimische Gehölze bieten so viele verschiedene Verwendungsmöglichkeiten, daß eine allgemeine Fragestellung wegen ihrer Berechtigung oder Nichtberechtigung verfehlt ist.

Grundsätzlich berechtigt ist — selbstverständlich — die verständige Verwendung nichtheimischer Gehölze für wissenschaftliche und wirtschaftliche Zwecke. Wert, Wesen und Reiz botanischer Gärten beruhen im allgemeinen überwiegend auf fremden Pflanzen, — so erwünscht es wäre, daß das deutsche Volk dem Studium der heimischen Pflanzenwelt auch in den botanischen Gärten mehr Zeit und Beachtung widmen würde! Verfehlt wäre die Forderung, selbst ausgesprochen fremdländisch anmutende Gehölze (Exoten) botanischer Gärten nicht von außerhalb sichtbar werden zu lassen, soweit sonst ein Sinn in ihrer Anordnung gewahrt bleibt.

Sinngemäß Gleiches oder Ähnliches gilt für an sich verständige forstwirtschaftliche und gartenbauliche Anzuchts- und Dauerpflanzungen nichtheimischer Gehölzarten. Bei der Betrachtung dieser Gebiete ergibt sich von selbst die alte Frage nach den Begriffen heimisch und nichtheimisch. Inwieweit ursprünglich nichtheimische Gehölzarten bei uns als heimisch geworden und eingebürgert angesehen werden können, ist nicht nur eine Frage der persönlichen Auffassung, sondern richtet sich jeweils auch nach Art und Ort des Vorkommens. Züchtungsergebnisse und Einführungen nichtheimischer Gehölze, die als Kultur- oder Zierpflanzen im Garten, Park, Friedhof oder im Walde als heimisch angesehen werden können, berechtigen deshalb noch nicht ohne weiteres zur naturhaften Anordnung in der freien Landschaft, wie z. B. der gewöhnliche „wilde" Flieder (Syringa vulgaris).

Andererseits braucht auch natürliche Verwilderung fremdländischer Gehölzarten noch keineswegs Einbürgerung oder Heimatrecht zu bedeuten, das gilt z. B. für den an Einschnittsböschungen der Eisenbahn manchmal verwildert vorkommenden Essigbaum (Rhus typhina). Als heimisch geworden sehe ich dagegen an u. a. die in der Sächsischen Schweiz massenhaft naturverjüngt vorkommende Eßbare Kastanie (Castanea vesca), soweit sie bestandsmäßig auftritt. Und als Beispiel vollkommener Einbürgerung nenne ich hier die sogenannte „Akazie" (Robinia Pseudoacacia), die doch aus gewissen Teilen unserer deutschen Landschaft und Heimat einfach nicht mehr fortzudenken und in sandig-kiesigen und anderen schwierigen Bodenzuständen oft unersetzlich ist.

Und wie steht es z. B. um die ursprünglich fremden Spitzpappeln und Roßkastanien? Diese beiden Baumarten sind ein gutes Beispiel für die Wichtigkeit der Verwendungs-

art: Trotzdem beide als heimisch anzusprechen sind, kann man sie doch nicht in beliebiger Anordnung in der Landschaft verwenden, sondern so gut wie nur in gebundener, abhängiger Form, wie als Allee, Reihe oder als Gruppe zur Betonung von Kreuzungen, Brücken oder anderen verkehrs- oder landschaftswichtigen Stellen.

Überhaupt können nichtheimische Gehölzarten ganz allgemein und fast grundsätzlich eher und berechtigter in gebundener als in freier Form auch in der freien Landschaft verwendet werden, eben weil sie dann in den meisten Fällen offensichtlich ein wesentlicher Bestandteil einer künstlichen (nicht immer künstlerischen!) menschlichen Maßnahme werden, wie bei Straßen, Brücken, Kanälen, Siedlungen und Einzelbauten aller Art. Doch selbst in nicht regelmäßiger Anordnung ist die Verwendung nichtheimischer Gehölze in sichtbarer Beziehung zu Bauten in der Landschaft im allgemeinen weniger bedenklich als in ganz freier, naturhafter Anordnung.

Es erübrigt sich fast, über die Berechtigung ursprünglich nichtheimischer Gehölze — Züchtungen wie fremdländischer Naturformen — als Nutzpflanzen im Wald-, Land- und Gartenbau zu sprechen. Obstgehölze aller Art stellen besonders zur Blüte- und Erntezeit im Orts- wie im Landschaftsbilde eine Schönheit dar, die durch nichts anderes ersetzt werden kann und voll und ganz als deutschheimatlich zu werten ist. Bildmäßig und biologisch wertvoll wäre eine planmäßige stärkere Verwendung von Wildobstgehölzen aller Art in der Nähe von Kulturobstpflanzungen sowohl innerhalb und am Rande von Ortschaften als auch in der freien Landschaft, wie es z. B. bei den landschaftlichen Pflanzungen an den Reichsautobahnen und im Landstraßenbau in steigendem Maße durchgeführt wird.

Die beste Gelegenheit zur stärkeren Ansiedlung von Wildobst bieten nichtnördliche Waldränder, die durch heimische Wildobstbäume und -sträucher im Frühjahr fürwahr zu einem blühenden und jubilierenden Paradiese gemacht werden können! — und auch im Herbst bietet solch wildobstreicher Mischwaldrand mit Fruchtbehang und Herbstlaub ein unvergleichlich schönes Bild, und durch diese naturhaften Wind- und Vogelschutzpflanzungen haben Wald und angrenzende Flur gleichermaßen auch wirtschaftliche Vorteile, — ein überzeugendes Beispiel für die innere Verbundenheit von Nützlichkeit und Schönheit bei naturverbundener Wirtschaftsweise.

Niemand wird ernstlich aus bildmäßigen, landschaftlichen oder heimatlichen Gründen Kulturobstpflanzungen in der freien Landschaft ablehnen, soweit sie nach Boden, Lage und Klima Aussicht auf lohnenden Ertrag bieten. Wegen der großen volkswirtschaftlichen Bedeutung des deutschen Obstbaues, wegen der unersetzlichen Schönheit von Obstpflanzungen im Ortschafts- und im Landschaftsbilde sowie wegen der allmählichen Verdrängung der Obstbäume von Reichs- und Fernverkehrsstraßen auf Straßen geringerer Ordnung und Landwege gewinnt eine stärkere und sinnvollere Anordnung von Wild-

gehölzen in bildmäßiger und biologischer Beziehung zum Kulturobst entsprechend an Bedeutung.

Daß dabei auch fremdländische Wild- und Zierobstgehölze mitwirken können, liegt auf der Hand: fast uneingeschränkt in Garten- und Parkanlagen mit sonst verständiger Gestaltungsweise, und mit gewissen Einschränkungen auch in der freien Landschaft, wo selbstverständlich nur solche Arten verwendet werden sollen, die gut gedeihen und sich bildmäßig unauffällig, d. h. den heimischen Arten ähnlich, einfügen. Das gilt für Apfel, Birne, Süß- und Sauerkirsche, Pflaume, Zwetsche, Mispel, Quitte und alle wilden Obststraucharten bis zur großfrüchtigen Hagebutte (Rosa rugosa-Arten). Natürlich sollen im allgemeinen die einfachen heimischen Wildobstarten bevorzugt verwendet werden, zumal sie ja meist auch besser gedeihen werden. Gerade in bildmäßiger Verbindung mit bestehenden oder neuanzulegenden Kulturobstanlagen sowie zur biologischen Bereicherung der betreffenden Pflanzengesellschaften braucht man innerhalb der sich von selbst ergebenden Einschränkungen wirtschaftlicher und bildmäßiger Art nichtheimische Wildobstgehölze keineswegs abzulehnen. Zum Beispiel wird man anspruchsvollere großfrüchtige Haselnüsse aus wirtschaftlichen Gründen nicht da pflanzen, wo die weniger anspruchsvolle Wildhasel besser gedeiht. Man kann aber nicht sagen, daß durch die Erscheinung großfrüchtiger Haselbüsche das Landschaftsbild gestört würde, sofern die Pflanzen an sich gut gedeihen.

Unbedingt abzulehnen sind bei naturhaften Pflanzungen in der freien Landschaft natürlich alle buntlaubigen und sonstwie bildmäßig als fremd auffallenden Gehölzarten, z. B. auch die rotblättrigen Arten, wie Bluthasel, Blutpflaume, Blutahorn und — trotz aller Beliebtheit! — auch die Blutbuche und auch die Hängeweide (deren unbestrittene Eigenschönheit so oft durch verfehlte Anordnung beeinträchtigt wird) sowie alle anderen ausgesprochenen Hänge- oder Trauerbäume. Diese sind bekanntlich schon in Garten-, Park- und Friedhofsanlagen mit Vorsicht und weiser Beschränkung zu verwenden, ebenso wie alle Pflanzenformen von ganz besonderer und auffallender Art hinsichtlich Wuchsform und Farbe. Um so größerer Zurückhaltung bedarf es in dieser Hinsicht bei der Verwendung nichtheimischer Arten außerhalb von Gärten und Ortschaften und besonders in der freien Landschaft in naturhafter Anordnung.

Auf Einzelheiten in der vielseitigen Verwendung nichtheimischer Gehölze bei Garten-, Park- und Friedhofsanlagen aller Art einzugehen, würde im Rahmen dieser Betrachtung zu weit führen. Es kommt dabei, wie auch sonst im Leben, mehr auf das Wie als auf das Ob an. Jedenfalls wird niemand ernstlich daran denken, auf an sich schöne und wertvolle Pflanzen im Garten nur deshalb zu verzichten, weil sie nichtheimisch seien. Durch mißverstandene Auffassung der gesunden und berechtigten Bestrebung zur Verwendung möglichst nur heimischer Gehölze bei der landschaftlichen Eingliederung der

Reichsautobahnen ist in der Hinsicht eine gewisse Beunruhigung in Gärtner- und Baumschulkreisen aufgekommen. Zu dieser Sorge besteht keinerlei Veranlassung. Wohl aber sollte von allen Berufenen dahingehend erzieherisch gewirkt werden, *daß in Zukunft, wie bei deutscher Landschaftsgestaltung, so auch bei der Gestaltung von Garten-, Park-, Friedhofs- und Sportplatzanlagen das deutschheimische Gehölz höher bewertet werde als im allgemeinen bisher.* Man möge Sorge tragen, daß *Hand in Hand mit einer immer besseren, sinnvolleren Innengestaltung* beim Gartenschaffen aller Art zugleich das Verantwortungsbewußtsein wachsen möge für die Bedeutung der jeweiligen Gartenanlage als wesentlichem Bestandteil seiner Umgebung, für das Bild, das die Grünanlage von außen bietet, für die Veränderung, die durch die Neupflanzungen zwangsläufig auch in der Umgebung bewirkt werden.

Daß hier bei gärtnerischen Anlagen aller Art gerade bei der Gestaltung der Randpflanzungen eine angemessene Rücksichtnahme auf das umgebende Ortschafts- und Landschaftsbild genommen werde, muß als berechtigte heimatliche Forderung grundsätzlich anerkannt werden.

Eine sinngemäße Durchführung dieser heimatlichen Verpflichtung bringt von selbst eine stärkere Verwendung der Gehölzarten mit sich, die — je nach den umgebenden örtlichen Verhältnissen — als *heimisch* gelten können. Das hat u. a. meist noch den Vorteil, daß diese Gehölzarten im allgemeinen auch *besser gedeihen als seltenere Arten*; denn im Volksempfinden heimisch, eingebürgert, volkstümlich wird doch erst, was sich vielfach bewährt und sich deshalb ausgebreitet hat. — Daß *großwerdenden Laubbäumen* gerade bei Randpflanzungen von Anlagen in gestalterischer und heimatlicher Hinsicht *entscheidende Bedeutung* zukommt, braucht kaum besonders betont zu werden. Ihr bildmäßiger Einfluß wirkt ja unendlich viel weiter als strauchartige Gehölze, — sogar aus dem Inneren von Ortschaften über Häuser, Höfe und Fabriken hinweg *bis hinein in die umgebende Landschaft. Auf diesem verantwortungsvollen Gebiet deutscher Heimatgestaltung in Stadt und Land liegen gestalterische Verpflichtungen von einem Ausmaß, das noch in den wenigsten Fällen erkannt und gewürdigt wird.* Unter sinngemäßer Berücksichtigung dieser grundsätzlichen Gestaltungsforderungen wird das gelegentliche Sichtbarwerden auch fremdländischer Gehölze von Garten-, Park-, Friedhofs- und Sportanlagen im heimatlichen Orts- und Landschaftsbilde im allgemeinen keine Störung zu bedeuten brauchen, zumal in offensichtlichem Zusammenwirken mit baulichen u. a. künstlichen Anlagen.

Grundsätzlich anders aber ist das Verhältnis ausgesprochen fremd wirkender Gehölzarten bei naturhafter Anordnung in der freien Landschaft.

Hier ist es voll und ganz berechtigt, in Achtung und Ehrfurcht vor der Natur der deutschen Landschaft und Heimat ihr gutes Recht werden zu lassen, d. h. nur solche Gehölze zu verwenden, die heimisch, bodenständig und — grundsätzlich — standortsgemäß sind; mit den bereits oben angedeuteten Einschränkungen: einschließlich heimisch gewordenen und solchen Arten, die an den betreffenden Standorten gut gedeihen und dabei nicht fremd wirken.

Diese Überlegung hat besondere Bedeutung für den Waldbau, wo gegen die Verwendung forstwirtschaftlich vorteilhafter fremdländischer Holzarten auch vom Standpunkt heimatlicher Landschaftspflege im allgemeinen nichts einzuwenden ist, zumal die meisten dieser Holzarten nicht auffallend fremd wirken, wie z. B. die Douglastanne und manche andere ausländische Tannen-, Fichten-, Lärchen- und Kiefernarten. Inwieweit fremde Gehölzarten forstwirtschaftlich versagen, steht hier nicht zur Erörterung. Wo aber die betreffenden Arten bestandesmäßig und bildmäßig beherrschend auftreten, können sie, soweit es sich um Dauerwald handelt, folgerichtig auch in der umgebenden Landschaft mit verwendet werden. Daß dafür gewisse Arten, wie Lebensbäume, Zypressen u. a. zu Unrecht bevorzugte Garten- und Friedhofskoniferen ausscheiden, versteht sich von selbst. Auch ist zu fordern, daß neue Anbauversuche möglichst nicht an Waldrändern erfolgen, sondern an Stellen, wo sie das Landschaftsbild möglichst wenig beeinflussen. Wo infolge Rauch, Ruß u. a. Industrieschäden ausländische Gehölze besser gedeihen als heimische Arten, da soll man sie als sogenannte dienende Holzarten oder auch als Dauerbestand verständig anbauen. Die Bewaldung von Braunkohlenbergbauhalden z. B. ist in den meisten Fällen ohne ausländische Gehölze nicht möglich.

Abzulehnen ist die Verwendung fremdländisch wirkender Gehölze nur zum Zwecke der vermeintlichen Verschönerung unserer deutschen Landschaft. Im übrigen müssen gesundes, naturverbundenes Empfinden, landschaftsbiologisches Denken, künstlerisches Taktgefühl und heimatliches Einfühlen in die naturgegebene Wesenheit des jeweiligen Landschaftsraumes in Zweifelsfällen die Entscheidung zum Guten herbeiführen, um wieder deutsche Landschaft erwachsen zu lassen, wo sie zerstört wurde.

Der Dorffriedhof

J. Hempelmann, Schellone

Es liegt ein ganz besonderer Reiz um unsere deutschen Dorffriedhöfe, etwas, das durch die Jahrhunderte unser deutsches Volksleben begleitet. Ist es doch die Stätte, wo der deutsche Bauer seine Ahnen gebettet weiß, die Stätte, wo auch wir, die wir noch in ländlicher Gemeinschaft leben, einst von unserer Sippe zur letzten Ruhe getragen werden.

Es gibt kaum ein Lebensgebiet, wo die Idee der Gemeinschaft, der Volksgemeinschaft, uns so stark packt, wie hier auf dem Dorffriedhof. Das ist das Wunderbare, die Einheit an den deutschen Dorffriedhöfen: Ob wir an der rauhen Nordseeküste den einsamen, auf Wurten gelegenen friesischen Dorffriedhof betrachten, ob wir in majestätischer Bergumwelt die letzte Ruhestätte bayrischer Bauern betreten, ob in Ostpreußens waldiger Ebene ein hohes schlichtes Kreuz uns die Totenstätte anzeigt, ob am sonnigen Rhein neben letzten Resten alter stolzer Ritterburgen der Friedhof zwischen Weinhängen grüßt, ob wir in Schlesien die Toten um die altersgrauen, bodenentwachsenen Holzkirchen gebettet sehen, überall ist die Gemeinschaftsidee das wesentliche. Und aus der Gemeinschaftsidee heraus ist das entstanden, was uns weiter den Dorffriedhof so schätzen läßt, das echte Volkstum, das er überall, an der Nord- und Ostseeküste, im norddeutschen Flachland, im mitteldeutschen Gebirge bis zur süddeutschen Alpenlandschaft zeigt. Überall spiegelt der Dorffriedhof echtes Volktsum wieder, überall finden wir echte Volkskunst, nicht anmaßende große Kunst, sondern beste Zeugen bodenverbundenen guten Handwerks. Und nun kommen wir zu der Gefahr, die — wie überall — leicht in einseitiger Betrachtung der Schönheit des Dorffriedhofes liegen kann.

Wir sind nicht die ersten, welche die Schönheit des Dorffriedhofes erkennen. Wir müssen weit zurückgreifen, wollen wir die ersten Stimmen hören, die den landentfremdeten Volksgenossen in der Stadt — für die damalige Zeit ganz ungewohnt — von der verträumten Schönheit alter Dorffriedhöfe, freudig begeistert über die Entdeckung oder wehmütig klagend über das scheinbar Verlorene, schilderten. Das Zeitalter der deutschen Romantik, jene Zeit des Wiederauflebens deutschen Gemütes nach der sogenannten Aufklärungszeit, hat wohl zuerst die Schönheit des deutschen Dorffriedhofs entdeckt. Wir glauben es heute gerne, daß ein Gemälde, wie das von dem damaligen preußischen Kronprinzen angekaufte, heute in der Nationalgalerie befindliche „Friedhof im Schnee" von Caspar David Friedrich oder seine anderen Bilder mit einsamen Hünengräbern und Dorffriedhöfen, Aufsehen erregten. Andere Maler der Zeit, wie Speckter oder Schnorr v. Carolsfeld, zeigten ebenfalls auf ihren Bildern köstliche Zeugen alter deutscher Dorffriedhöfe. Fast ein Jahrhundert dauerte diese Zeit an. Der Höhepunkt kam um die Jahrhundertwende, die Zeit der Volkskunstbestrebungen. Wir müssen Männern wie Avenarius, Schwindrazheim, Schulz-Naumburg

und andern dankbar sein über so manches aufrüttelnde Wort, über so manchen Hinweis auf verborgene Schätze, die unbeachtet in einsamen Gegenden, abseits der großen Heerstraßen, auch heute noch dem sehenden Auge sich offen darbieten.

Viele werden sich noch der Werkbundausstellung 1914 in Köln erinnern. Dort war im niederrheinischen Dorf unter vielem anderem Schönen eine wunderschöne Dorfkirche in schlichtem Ziegelmauerwerk aufgebaut. Und um diese Dorfkirche lag ein wunderbar stillverträumter deutscher Dorffriedhof. Auf blumigem Rasen standen malerisch verteilt mustergültige Zeugen alter Volkskunst, Grabzeichen in Holz und Eisen und Stein, umwachsen von der ganzen farbigen Flora alter Dorffriedhöfe, Veilchen und Efeu, Heckenrosen und Lilien, Flieder, Georginen und letzte Herbstastern. Als Bild war dies Ausstellungsstück eine ganz hervorragende Leistung. Es war auch von eminent erzieherischer Wirkung insofern, als es uns zurief: „Deutsches Volk, so schön waren deine Totenstätten, ehe die moderne Kultur, ehe die rücksichtslose Bodenspekulation sich ihrer bemächtigte.“ Und doch fehlte diesem Ausstellungsstück die letzte Kraft, um wirklich sich voll auswirken zu können, die Kraft zu zeigen: Seht, so kann es wieder gemacht werden. Denn der Dorffriedhof im niederrheinischen Dorf zu Köln 1914 zeigte einen nicht mehr benutzten Friedhof, es war ein Andenken an eine entschwundene Zeit.

Und damit sind wir zum Kernpunkt gekommen. Wollen wir, daß unser deutsches Volk seine Totenstätten weiterhin in würdiger Form, anschließend an eine über tausendjährige Tradition, errichtet, dann müssen wir ihm auch die Wege zeigen, wie es auch heute noch seine Totenstätten ausgestalten kann, nicht indem es sentimental etwas altes zu kopieren versucht, nein, bei aller Wahrung der Tradition, im Geiste der Zeit die Fortschritte und Forderungen der Zeit berücksichtigt.

Die eingangs erwähnte Gemeinschaftsidee unserer Dorffriedhöfe tritt uns schon in geradezu idealer Form in den ältesten noch erhaltenen Zeugen heimatlicher Totenstätten entgegen, in den fälschlich Hühnengräber genannten Ruhestätten unserer Vorfahren. Uralten Gesetzen getreu, sind die Toten einer Familie, einer Sippe, eines Heerbannes um ihren Ältesten, um ihren Führer, beigesetzt. Ehrfürchtig betreten wir noch heute diese Stätten, erschauernd vor ihrer schlichten Größe.

Wenn fortschreitende Kultivierung auch manches im Leben des deutschen Bauern änderte, die Ehrfurcht vor den Toten blieb durch die Jahrhunderte erhalten. Verhängnisvoll für unsere Dorffriedhöfe, wie für unsere Friedhöfe überhaupt, wurde es, als man glaubte, durch gärtnerische Anlagen, durch eine einseitige Verschönerung, das Bild unserer Totenstätten befriedigend zu gestalten. Zwei Punkte sind es vor allem, auf die wir bei der Gestaltung unserer Dorffriedhöfe besonders achten müssen:

1. die Gemeinschaftsidee und
2. das Grab selbst.

Das Gemeinsame, das die Menschen der Dorfgemeinschaft zusammenhält, soll auch bei ihrer Totenstätte zum Ausdruck kommen. Es kann ja auch nicht anders. Das betont das ganze inhaltsreiche bäuerliche Brauchtum, wie es Gott sei Dank noch heute in unseren Dörfern fest verwurzelt lebt. Nicht die Familienangehörigen, nicht irgendwelche bezahlten Kräfte, nein, die Nachbarschaft regelt die Arbeiten für die Bestattung; Nachbarn graben dem Toten das Grab, Nachbarn tragen ihn zum Grabe, die ganze Dorfgemeinschaft gibt wirklich dem Toten das letzte Geleit, so, wie sie mit ihm durchs Leben gegangen ist, so wie sie mit ihm Freuden und Arbeiten des Alltags geteilt hat. Man kann sich solch einen Leichenzug, dem die ganze Dorfgemeinschaft folgt, gar nicht anders vorstellen, als daß er zum Gemeinschaftsfriedhof führt und nicht zu irgendeiner Abteilung eines der Großstadt nachgeahmten Friedhofs. Mit der Familie wollen alle Dorfgenossen das Grab umstehen, wenn die Nachbarn den Toten in die heimatliche Scholle betten.

Das Grab selbst, seine Gestaltung, ist wichtig für den Dorffriedhof. Ist doch das Grab für jeden Friedhof von größter Bedeutung. Denn das einzelne Grab ist das eigentliche Element, das jeden Friedhof bildet. Gewiß sind Eingang, Wege, Kapellen, Pflanzungen und vieles andere wichtig für das Gesamtbild, sie dürfen aber nie derart beherrschend werden, daß das Grab selbst zurücktritt, mit anderen Worten: Wir dürfen aus unseren Friedhöfen keine sogenannten „schönen Anlagen" machen, sondern sollen sie immer als das, was sie wirklich sind, in Erscheinung treten lassen: Totenstätten, wo Leiche neben Leiche zur letzten Ruhe gebettet ist.

Das Ideal wäre also der Gemeinschaftsfriedhof mit Einzelgräbern. Nun tritt aber die Frage auf: Einzelgrab oder Familiengrab. Dürfen wir auf unsern Dorffriedhöfen Familiengräber zulassen? Diese grundsätzliche Frage muß geklärt sein, ehe wir an die Gestaltung eines Dorffriedhofes herangehen. Es gibt viele, die von Familiengräbern auf Dorffriedhöfen nichts wissen wollen. Es gibt ganze Gegenden, in denen gerade die Bevölkerung selbst von der Einrichtung von Familiengräbern nichts wissen will. So wie der Tod keinen Rangunterschied kennt, so sollen auch ihre Toten gebettet werden. Zweifellos sollen wir diese ideale Form der Totenbestattung achten. Hat sie doch ihren Grund in der gesunden bäuerlichen Auffassung von der Einordnung des einzelnen in die Volksgemeinschaft. Und doch braucht anderseits die Einrichtung von Familiengräbern nicht gegen die Idee der Volksgemeinschaft verstoßen, im Gegenteil, wie im Leben Pflege des Familiensinnes sehr wohl mit Volksgemeinschaft vereinbar, sogar Voraussetzung ist, so auch beim Dorffriedhof. Die Schuld liegt hier an einer Zeit, die die ursprünglich durchaus gesunde Idee des Familiengrabes gründlich mißverstand, so gründlich, daß sie daraus ein Zerrbild machte, Denkmäler übelsten Protzentums und schrecklicher Standesüberheblichkeit, wie wir sie noch immer in den „Hochmutsalleen" der Friedhöfe der achtziger Jahre vor uns sehen. Wenn wir also Protzerei vermeiden, dann steht der Anordnung von Familiengräbern, auch auf dem Dorffriedhof, nichts im Wege. Wo haben wohl Familien-

gräber mehr Berechtigung als auf dem Lande, wo Bodenständigkeit und Seßhaftigkeit die Gewähr bieten, daß ganze Geschlechterfolgen zusammen gebettet werden. Von größter Wichtigkeit ist bei allem nur die Vereinigung von Familiengrab und Einzelgrab, so, daß sowohl sozial wie künstlerisch das Bild eines Gemeinschaftsfriedhofes erhalten bleibt. Denn selbst in Gemeinden mit völlig seßhafter Bevölkerung wird ein Bedürfnis nach Einzelgräbern, wenn auch in geringem Umfange, bestehen. Es ist sehr wohl möglich, zwischen Familiengräbern, völlig gleichwertig mit diesen, kleinere oder größere Partien mit Einzelgräbern einzuordnen.

Noch eine Stätte gibt es, die auf der gemeinschaftlichen Totenstätte des Dorfes nicht fehlen sollte: die Gefallenenehrenstätte. Wir wollen bewußt das Wort Kriegerdenkmal vermeiden. Es müßte eigentlich selbstverständlich sein, daß denen aus der Dorfgemeinschaft, die im Kampf um die heimatliche Scholle gefallen sind, inmitten des Dorfes eine Ehrenstätte geschaffen wird, dort, wo sie auch sonst bestattet worden wären, damit jedesmal, wenn wieder einer zu Grabe getragen wird, auch ihrer gedacht wird.

Wenn wir so die Fragen grundsätzlicher Art betrachtet haben, dann können wir uns der Frage der Gestaltung der Dorffriedhöfe in unserer Zeit zuwenden. Da steht im Vordergrund die Einfügung des Dorffriedhofes in die Landschaft. Als wichtiges Element des Dorfes, der Siedlung soll er schon im Äußern seinen Charakter als Kultstätte zeigen, ohne aber in hohles Pathos zu verfallen. Die Lage wird in vielen Fällen bestimmt sein, besonders wenn Friedhof und Kirche noch verbunden sind. Bei Neuanlagen wird selten inmitten des Dorfes eine passende Stätte verfügbar sein. Landschaftlich braucht eine Lage außerhalb des Ortes durchaus nicht nachteilig zu sein. Bei nicht geschlossener Siedlung ist die Entfernung auch nicht so wichtig, der durch die Gemarkung ziehende Leichenzug ist für jeden ein starkes Erlebnis. Eine alleinstehende Erhebung oder ein Waldstück können ideale Totenstätten abgeben. Ein unwürdiger, leider nicht vereinzelter Zustand ist es, wenn der Friedhof aus finanziellen Erwägungen heraus auf abgelegene Feldstücke mit unzureichender Zuwegung angelegt wird.

Als stärkstes landschaftliches Gestaltungsmittel kommt der Baum in Frage. Als Einzelbaum, als Baumgruppe oder Baumreihe ist die Wirkung in ebenem wie in hügeligem Gelände gleich stark. Es würde zuweit gehen, hier auf Einzelheiten einzugehen. Nur zwei oft geäußerte Einwände, die nicht selten eine Baumpflanzung in Frage stellen, wollen wir kurz untersuchen. Da ist zunächst der Hinweis, daß eine Randpflanzung von Bäumen, etwa Linden, das benachbarte Feld zu stark ausräubere. Bis zu einem gewissen Grade stimmt das. Aber es ist kein Grund, deshalb auf Baumpflanzung zu verzichten. Ist uns die Ruhestätte unserer Toten nicht soviel wert, daß wir in solchen Fällen einen Streifen von 5 oder 10 Meter mehr erstehen? Lassen wir dann diesen Streifen als grünen Rasen, als Brink oder Matte, so steigern wir dadurch gleichzeitig den Gesamteindruck der Totenstätte, wir heben sie durch diese Freizone aus der Umgebung noch mehr heraus. Ähnlich liegt es mit der Befürchtung, daß Bäume Bepflanzung

und Pflege der Gräber beeinträchtigen. Hier hat es der Gestalter in der Hand, alles so anzuordnen, daß eine Störung nicht eintritt. Anderer Art ist die Frage, ob wir nur bodenständige Arten verwenden sollen. Exotisch wirkende, vielleicht auch noch klimatisch empfindliche Arten scheiden für den Dorffriedhof selbstverständlich aus. Anderseits darf es nicht soweit gehen, daß man im Übereifer etwa auf heimisch gewordene Arten, wie Roßkastanie, Akazie und ähnliche, verzichten müßte. Die durch ihren geringen Raumbedarf so wertvolle Omorikafichte oder die durch schnellen Wuchs in vielen Gegenden unersetzliche Douglasfichte zeigen den typischen Tannencharakter, so daß ihrer Verwendung in der deutschen Landschaft nichts im Wege steht. Letzten Endes entscheidet das Können des Gestalters, die wirkliche fähige Hand wird auch die sonst so heikle Blutbuche ohne Schaden für die Landschaft verwenden.

Die Gestaltung der Bestattungsfläche des Dorffriedhofes verlangt bei aller Einfachheit ein sorgfältiges Eingehen auf die vorhin erwähnten grundlegenden Punkte. Bei der Erwähnung der Schönheit alter Dorffriedhöfe denkt man meistens an jene malerischen Winkel, wo vereinzelte Kreuze und Steine auf dem Rasen stehen. Man vergißt aber nur zu leicht, daß diese Schönheit auf Kosten der nicht mehr gepflegten Gräber geht, jener vielen Gräber, die mit der Zeit, weil sie niemand mehr pflegte, von grünem Rasen überzogen wurden. Und es wird einem sofort klar, daß ein noch in Benutzung stehender Friedhof notgedrungen auf das schönste Kleinod alter Dorffriedhöfe, auf den mehr oder minder blumigen Rasen, verzichten muß. Je größer die Dorfgemeinschaft ist, desto öfter wird durch eine Bestattung ein frisches Grab, eine Wunde im Erdkörper, geschaffen. Zwar sind liebende Hände bestrebt, die frische Wunde bald zu vernarben, das Grab wird mit Blumen, den Zeichen liebenden Gedenkens, bepflanzt, so daß eine Grabfläche in den ersten Jahren nicht eine Rasenfläche, sondern ein Blumenfeld bildet. Und doch brauchen wir nicht auf den grünen Rasen zu verzichten. Wir müssen uns nur frei machen von der aus städtischen Friedhöfen übernommenen Gewohnheit des Grabschmuckes. Hüten wir uns davor, die Grabhügel unserer Toten auf dem Dorfe zu kunstvollen Gartenanlagen zu gestalten, eine Gefahr, die besonders bei Familiengräbern leicht eintritt, obwohl es gerade hier leicht wäre, in der größeren, als Rasen behandelten Fläche die Stellen der einzelnen Gräber durch eine Einzelstaude zu kennzeichnen. Kehren wir wieder zurück zur alten deutschen Sitte des Grabhügels, nicht als hohen kastenartigen Aufbau, sondern als schlichten Hügel, vor allem aber, lassen wir auf den freien Plätzen zwischen den Hügeln Gras wachsen; Rasenwege lassen sich bei einigermaßen gutem Willen genau so gut instand halten als Kieswege. Wenn eingangs davon gesprochen wurde, daß die Gräber den Friedhof gestalten sollen, so wollen wir damit einer aufs äußerste getriebenen Rationalisierung an Platz nicht das Wort reden. Wie die Wege mehr nach raumbildenden Gesetzen und der Bodengestaltung folgend angeordnet werden, so wollen wir auch ruhig mal bei der Verteilung der Gräber auf ein paar Quadratmeter verzichten zugunsten eines guten Gesamt-

bildes. Familiengräber bedingen mehr Wege. Auch bei späteren Bestattungen muß das Leichengefolge an das Grab treten können. Hier entsteht leicht die Gefahr, daß man nach Art der großen städtischen Friedhöfe lauschige abgeschlossene Abteilungen schafft, wodurch die Idee des Gemeinschaftsfriedhofes gestört wird. Hier hat die Wegeführung eine wichtige Aufgabe, indem sie etwa durch Führung eines Hauptweges und Orientierung der Nebenwege dorthin das Gemeinsame betont und Zersplitterungen vermeidet.

Wenn wir nach diesen Gesichtspunkten an die Gestaltung unserer Dorffriedhöfe herangehen, werden wir auch bei der Frage der Gestaltung von Eingang, Einfriedigung, Bahrhaus usw. das Rechte treffen. Auch hier zeigen uns die alter, noch vorhandenen Dorffriedhöfe den Weg: Einfachheit und bodenständiges Material.

Ein kurzes Wort noch über die Grabmäler des Dorffriedhofes. Wenn irgendwo für die Errichtung von Denkmälern Richtlinien nötig sind, dann hier. Denn wir müssen die betrübende Erfahrung machen, daß immer wieder versucht wird, Kitsch und minderwertige Ware, die man infolge der strengen Bestimmungen auf städtischen Friedhöfen nicht mehr anbringen kann, auf den ländlichen Friedhöfen an den Mann zu bringen versucht. Heute, wo das Wort Bauer wieder zu einer Ehrenbezeichnung geworden ist, wollen wir hoffen, daß der deutsche Bauer sich wieder besinnt, daß kein hoher, kalter Marmorstein seine letzte Ruhestätte zieren kann, sondern ein schlichtes Mal von Holz, Stein oder Eisen, von Handwerkshand gestaltet.

Was muß der Gartenausführende und Friedhofgärtner bei der Reichsverdingungsordnung beachten

Fr. Herfort, Berlin

Die Reichsverdingungsordnung oder besser die Technischen Vorschriften für Bauleistungen werden bei allen Ausschreibungen von Behörden und Baugesellschaften als Grundlage des Auftrags angesehen.

Darum ist es für jeden Berufskameraden von Wichtigkeit, daß er Kenntnis von der Reichsverdingungsordnung hat, insbesondere soweit gärtnerische Arbeiten darin beschrieben sind.

Die Technischen Vorschriften für Bauleistungen können uns in der derzeitigen Fassung nicht befriedigen, weil unter dem Titel „Gärtnerische Anlagen" — Din 1985 — nur ein Teil der gärtnerischen Arbeiten zusammengefaßt ist.

Die Bodenbearbeitung unter dem Titel „Erdarbeiten" — Din 1962 — ist so allgemein gehalten, daß sie die zur ordnungsgemäßen Durchführung einer gärtnerischen Bodenbearbeitung und Bodenverbesserung erforderlichen Arbeitsgänge nur unvollständig beschreibt.

Die Wege- und Platzbefestigungen sind unter den „Steinsetzerarbeiten" — Din 1984 — zu finden. Auch hier zeigt die Beschreibung nicht alle bei der Herstellung von Garten- und Promenadenwegen notwendigen Arbeitsvorgänge auf.

Die unter dem Titel „Maurerarbeiten" aufgeführten Werksteinmauern können nicht als gärtnerische Trockenmauern angesehen werden.

Die Reichsfachgruppe hat sich bei den zuständigen Stellen mehrfach um eine Neufassung der Technischen Bedingungen für Bauleistungen — gärtnerische Anlagen Din 1985 — bemüht.

Es wird danach gestrebt, alle Arbeiten, die als gärtnerische Arbeiten anzusehen sind, z. B. Mutterbodenarbeiten, Verwendung von Rasennarbe usw., Trockenmauern aus Naturstein, Herstellung von Plattenwegen u. a., nur unter dem Titel „Gärtnerische Arbeiten" aufzuführen; ferner die Beschreibung der bereits unter Din 1985 aufgeführten gärtnerischen Arbeiten soweit zu ergänzen, daß alle Arbeitsvorgänge klar erfaßt sind; besonders aber den Absatz B 6 zu erweitern. Denn dieser Absatz, der die Pflege und Garantie für das Anwachsen betrifft, kann in der derzeitigen Fassung uns Gartenausführenden keineswegs gerecht werden.

Daß auch die ausschreibenden Behörden und Baugesellschaften die Reichsverdingungsordnung nicht als vollständig ansehen, zeigen die jeder Ausschreibung angehängten „Besonderen Bedingungen". Leider ist es in vielen Fällen so, daß in diesen „Besonderen Bedingungen" dem Unternehmer weit schwerere Leistungen zugemutet werden, als es die Reichsverdingungsordnung vorsieht.

Es muß daher immer wieder gefordert werden, daß in der Reichsverdingungsordnung bzw. in den Technischen Vorschriften für Bau-

leistungen, soweit sie die gärtnerischen Arbeiten betreffen, alle Arbeitsvorgänge so klar und ausführlich gefaßt werden, daß sich die „Besonderen Bedingungen“ erübrigen.

Die Reichsverdingungsordnung soll der ausschreibenden Stelle die Gewähr geben, daß jede Arbeit nach einheitlichem Arbeitsvorgang und in sachgemäßer Weise durchgeführt wird; dem Unternehmer aber soll sie die Grenze seiner Leistungen aufzeigen.

Es ist jedem Berufskameraden, der die Absicht hat, sich um Aufträge von Behörden zu bemühen, dringend zu empfehlen, sich ein Exemplar der „Technischen Vorschriften für Bauleistungen“ (die in Buchform erschienen sind) zu beschaffen und dieselben aufmerksam zu studieren.

Den Berufskameraden, die als Gartengestalter beratend und beaufsichtigend tätig sind, möchte ich nahelegen, die Technischen Vorschriften für Bauleistungen in ihrer jetzigen Fassung durch die „Besonderen Bedingungen“ nur soweit zu ergänzen, als es zur klaren Erfassung der einzelnen Arbeitsvorgänge notwendig ist; nicht aber in den „Besonderen Bedingungen“ dem Unternehmer Pflichten aufzuerlegen, die weit über den Rahmen der in der Reichsverdingungsordnung gesteckten Grenzen hinausgehen.

IV. Kurzberichte über die Selbsthilfeeinrichtungen des Gartenbaues

1. Freiwillige Selbsthilfeeinrichtungen

Die Deutsche Gartenbau-Kredit A.-G.

W. Graeber, Berlin

Es sind fast genau 10 Jahre her, als die Führung der damaligen Berufsvertretung des deutschen Gartenbaues aus Anlaß der Dresdner Gartenbautagung 1926 verkündete, daß einem dringenden Bedürfnis und den mehrfach in den letzten Jahren erfolgten Anregungen entsprechend im Jahre 1925 die Gründung eines berufsständischen Kreditinstituts beschlossen worden sei. Der Gedanke der Gründung der Bank stammte in erster Linie von dem damaligen Leiter der Handelspolitischen Abteilung des Reichsverbandes des Deutschen Gartenbaues, Dr. Hermann Reischle, dem jetzigen Stabsamtsführer des Reichsnährstandes und engsten Mitarbeiter des Reichsbauernführers.

Die wichtigste Aufgabe, die die Deutsche Gartenbau-Kredit Aktiengesellschaft zu übernehmen hatte, war die Lösung des Kreditproblems als Grundlage einer planmäßigen Erzeugungsförderung, die 1926 in größerem Umfange als heute auch eine mengenmäßige Steigerung der Produktion bedeutete. Es sollte auf dem Wege über ein eigenes berufständisches Kreditinstitut versucht werden, die für den nach Krieg und Inflation notwendigen Auf- und Ausbau der Betriebe erforderliche Kreditversorgung sicherzustellen. Weiter sollte versucht werden, durch Sammlung der finanziellen Kräfte des ganzen Berufs an einer Stelle die Grundlage zu schaffen für eine wirtschaftliche Unterstützung aller Zweige des deutschen Gartenbaues, für die Förderung seiner Produktion, des Absatzes, der Verwertung der Erzeugnisse und für die Erleichterung des Bezuges der erforderlichen Rohstoffe und Bedarfsartikel, unter Nutzbarmachung der eigenen und der im Wege des Kreditgeschäftes aus fremden Quellen fließenden Mittel. Es stand damals fest, daß die Steigerung der Produktion nur dann möglich war, wenn das Problem der Kreditbeschaffung im Sinne des deutschen Erwerbsgartenbaues gelöst werden konnte.

Daß unsere Gärtner-Bank die ihr von Anfang an gestellten Aufgaben und Ziele, die sich klar aus der Gesamtwirtschaftslage des Berufsstandes ergeben, erfüllt hat, dürfte heute allen einsichtigen und mit den Arbeiten der Bank näher vertrauten Kreisen ohne weiteres klar sein. Sie hat dieses Ziel trotz ihrer in den Jahren 1930 bis 1932 teilweise sehr schwierigen eigenen wirtschaftlichen Situation, die nicht zuletzt ihre Ursache in dem wirtschaftlichen Niedergang des gesamten Gartenbaues hatte, erreicht. Seit der Machtübernahme durch die

NSDAP. Anfang 1933 gelang es, verursacht durch die Maßnahmen des Reichsbauernführers, auf dem Gebiet der Agrarpolitik und vor allem durch die besonderen Maßnahmen auf einem Teilgebiet, nämlich durch die Marktregelung und Marktordnung, die bis dahin zum großen Teil darniederliegenden Betriebe wirtschaftlich zu heben. Daß damit eine günstige Entwicklung auch für die Berufsbank Platz griff, ist ohne weiteres klar. Sie konnte nach der im Jahre 1933 auf breiter Grundlage durchgeführten Rekonstruktion eine gesunde und kräftige Aufwärtsentwicklung nehmen, worüber im einzelnen die Geschäftsberichte der Gesellschaft in den Jahren 1933 bis 1935 näher Aufschluß geben. Einige wenige Zahlen zeigen am besten, welche Entwicklung die Bank in der letzten Zeit genommen hat.

Der Gesamtumsatz im Jahre 1934 erreichte auf einer Seite des Hauptbuches einen Betrag von 36 769 516,10 RM, der im Jahre 1935 auf 89 878 754,11 RM gesteigert werden konnte. In beiden Zahlen sind nicht die Vortrags- bzw. Bilanzabschlußzahlen enthalten. Der Gesamtumsatz auf beiden Seiten des Hauptbuches für 1935 beziffert sich auf 179 757 508,22 RM, der durch die Bilanzbuchungen auf beiden Seiten eine Erhöhung um 14 546 502,76 RM erfuhr, insgesamt also 194 104 010,98 RM betrug; allein der Kassenumsatz betrug im Jahre 1935 25 297 960,90 RM.

Wenn man bedenkt, daß vor der Vereinigung der Höchstumsatz im Jahre 1929 etwa 66 000 000,— RM und der niedrigste Umsatz 27 000 000,— RM, der sich auf das Jahr 1932 bezieht, betrug, so kann zweifellos von einer sehr kräftigen Aufwärtsentwicklung gesprochen werden; dieses ergibt sich auch aus der Tatsache, daß die Kunden- bzw. Kontenzahl im Jahre 1935 um 17 vH gegenüber dem Vorjahre gestiegen ist; unter Zugrundelegung des Standes vom Jahre 1933 ergibt sich sogar eine Steigerung von 70 vH. Auch die ersten 7 Monate des Geschäftsjahres 1936 zeigen in erfreulicher Weise eine weitere Zunahme des Geschäfts, was sich sowohl in der Kunden- bezw. Kontenzahl als auch im Umsatz auswirkt. Es ist bis zum 31. Juli 1936 ein Gesamtumsatz von etwa 127 000 000,— RM erreicht worden, während in der Zeit vom 1. Januar 1936 bis 30. Juni 1936 die Kunden- bzw. Kontenzahl sich um 300 erhöhte. Damit hat, gemessen an dem wirtschaftlich schlechtesten Jahr 1932, sich die Kontenzahl um etwas mehr als 100 vH erhöht.

Daß auch die Kredittätigkeit der Bank erheblich an Umfang zugenommen hat, geht aus der Tatsache hervor, daß wir im Jahre 1935 zahlreiche Kredite, die eine Höhe von fast 2 000 000,— RM angenommen haben, von denen ein Teil allerdings erst Anfang 1936 ausgezahlt wurde, bis auf wenige Kredite, die wir aus Mitteln der Deutschen Rentenbank Kreditanstalt bereitstellten, dank unserer großen Liquidität aus eigenen Mitteln geben konnten. Da es sich fast ausschließlich um kurzfristig gegebene Kredite handelte, ist zu dem vereinbarten Termin der größte Teil der Kredite zurückgeflossen und konnte im Jahre 1936 erneut gärtnerischen Antragstellern zur Verfügung gestellt werden. Bis zum 31. Juli 1936 sind neue Mittel in Höhe von 2 130 000,— RM von der

Bank zur Verfügung gestellt worden. Es ist Sinn und Aufgabe der Bank, in erster Linie Hilfseinrichtung für den Beruf zu sein. Sie muß die bankmäßigen Geschäfte pflegen, die vor allem von den mittleren und kleineren Betrieben bei den örtlichen Banken nicht erledigt werden können. Es ist bekannt, daß Geldbedarf und Einnahmen im Gartenbau vielfach in verschiedene Zeiten fallen, die überbrückt werden müssen. Diesen Aufgaben widmet die Bank ihre besondere Aufmerksamkeit durch Befriedigung des Kreditbedürfnisses auf dem Wege kurzfristiger Personalkredite und mittelfristiger Abzahlungskredite. Die Bank ist im Augenblick in der Lage, für folgende Zwecke Kredite bereitzustellen:

> Für die Beschaffung von Sommerkoks und Winterkoks sowie Dünger und Samen. Ferner ist es ihr möglich, Warenwechsel-Kredite und laufende Kontokorrent-Kredite zu geben. Sie bevorschußt die unseren Gartengestaltern von kommunaler, staatlicher oder sonstiger Stelle überschriebenen Aufträge. Darüber hinaus stellt sie für die wirtschaftlich schlechteren Monate Überziehungskredite, und aus vorhandenen Mitteln der RKA. sogenannte Abzahlungskredite zur Verfügung, welche vor allen Dingen dazu dienen sollen, innerhalb des Betriebes die Errichtung von Gewächshäusern, Frühbeetanlagen usw. vornehmen zu können, die aber hypothekarisch gesichert werden müssen.

Darüber hinaus führt das Institut alle bankmäßigen Geschäfte aus, wie:

> Beratung in allen Bank-, Vermögens-, Versicherungs- und sonstigen einschlägigen Rechtsfragen, Scheck- und Giroverkehr, Einrichtung von Sparkonten, Ankauf sowie Einzug von Wechseln, Lombardierung von Wertpapieren, Wertsachen und Dokumenten, Depotverwaltung, Einzug von Zins- und Dividendenscheinen. Ferner ist die Bank Entschuldungsstelle für den gesamten Gartenbau.

Daß die Hergabe von Mitteln im Kreditwege der Bank nach den Grundsätzen vorsichtiger Geschäftsführung erfolgt, dürfte aus der größenmäßigen Verteilung der von der Bank gewährten Kredite hervorgehen, da der weitaus größte Teil der Kredite, und zwar 70 vH, auf Summen von 100, 200, 500 bis 5000 RM entfällt. In dieser Größenverteilung kommt auch der Wille zur Pflege des kleinen Kredits zum Ausdruck.

Über die Kredittätigkeit der Bank wird im übrigen laufend in der berufsständischen Wirtschaftszeitung „Die Gartenbauwirtschaft" berichtet. Es ist selbstverständlich, daß die Bank mit den wirtschaftlichen Einrichtungen des Berufs in engster Verbindung steht, so daß auch auf diesem Wege vom Beruf aufgebrauchte Mittel, soweit sie im Augenblick nicht gebraucht werden, dem Beruf wieder dienstbar gemacht werden. Gerade hierin sehen wir eine besondere Aufgabe und besondere Möglichkeiten unserer Bank. Es wäre zu wünschen, wenn die verantwortlichen Vertreter des Berufs und aller Einrichtungen, die sich der Beruf nicht ohne Opfer geschaffen hat, dafür sorgen würden,

daß die dort angesammelten Mittel über unsere berufsständische Einrichtung dem Beruf wieder nutzbar gemacht werden können; denn hier sammeln sich jene wirtschaftlichen Kräfte, die zum Aufbau notwendig sind, hier müssen auch die wirtschaftlichen und finanziellen Kräfte aus den einzelnen Betrieben zusammengefaßt werden; denn von hier aus werden sie dort eingesetzt, wo es darauf ankommt, im deutschen Gartenbau ein wichtiges Glied der deutschen Wirtschaft am Leben zu erhalten und zu neuem Leben erstarken zu lassen. Je mehr Berufskameraden Veranlassung nehmen, ihre Geschäfte über die Deutsche Gartenbau-Kredit-Aktiengesellschaft abzuwickeln, um so nachhaltiger kann diese sich für die Interessen des Berufsstandes einsetzen. Erst durch Zusammenschluß aller wirtschaftlichen Kräfte im Erwerbsgartenbau kann sie ihre Aufgaben und Ziele voll verwirklichen.

Die Entschuldungsstelle des deutschen Gartenbaues

W. Graeber, Berlin

Es ist allgemein bekannt, daß der außerordentliche Preisrückgang der landwirtschaftlichen und gärtnerischen Erzeugnisse bis Ende 1932, also vor der Machtübernahme durch die NSDAP., eine ständig wachsende und immer unerträglicher werdende Jahreslast bedingte. Die landwirtschaftlichen Betriebe und damit auch fast alle Erwerbsgartenbaubetriebe sahen sich außerstande, weder die auf den Grundstücken eingetragenen hypothekarischen Lasten, noch die laufenden Verpflichtungen zu verzinsen und erst recht nicht zu amortisieren. Bei vielen Betrieben erlaubte es der Wirtschaftsstand nicht, der vereinbarten Zinsleistungsfähigkeit zu entsprechen; im Gegenteil, bei einem großen Teil der Betriebe war zweifellos die Zinsleistungsfähigkeit weit überschritten.

Die in der Systemzeit von seiten der damaligen sich in rascher Folge ablösenden Regierungen mit unzulänglichen Mitteln versuchten Erleichterungen, in erster Linie sei hierbei erinnert an die Zinssenkungsverordnungen vom 8. Dezember 1931 und 27. September 1932, brachten keine bemerkbare Hilfe für die Regelung der Schuldverhältnisse. Der Versuch, durch das sogenannte Vermittlungsverfahren eine wirksame Entschuldung zu erreichen, mißglückte völlig. Es ist allgemein bekannt, daß die Maßnahmen durch die Osthilfegesetzgebung sich lediglich auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet des Reichs erstreckten und damit der gesamten Wirtschaft keine nennenswerte Hilfe bringen konnten. Wirksam, wenn allerdings auch im bescheidenen Ausmaße, wurden erst die von Regierungsseite eingeleiteten Hilfsmaßnahmen durch die Notverordnung für den landwirtschaftlichen Vollstreckungsschutz vom 14. Februar 1933, durch die verhindert wurde, daß ein großer Teil von Betrieben, die dem Erliegen nahe waren, unter den Hammer kamen. Erst nach der Machtübernahme durch die NSDAP. wurden Mitte 1933 durch Inkrafttreten des Schuldenregelungsgesetzes vom 1. Juni 1933 für das gesamte Reichsgebiet entsprechende Maßnahmen getroffen, die die Rettung der notleidend gewordenen Landwirtschaft einschließlich des Gartenbaues herbeiführen sollten.

Es steht heute fest, daß für mehr als 250 000 Betriebe das Schuldenregelungsverfahren eröffnet worden ist. Die Gesamtverschuldung dieser Betriebe wird mit 3,6 Milliarden Reichsmark angenommen.

Im landwirtschaftlichen Schuldenregelungsgesetz wird das Schwergewicht auf die Tätigkeit der vom Reich bestimmten Entschuldungsstellen gelegt, die ihrerseits wieder von den einzelnen Entschuldungsgerichten und neuerdings von den Entschuldungsämtern ernannt wurden. Verhandlungen der damaligen Führung des Reichsverbandes des deutschen Gartenbaues im Benehmen mit der Leitung der Deutschen Gartenbau-Kredit A. G. haben zu dem Erfolg geführt, daß durch die 3. Durchführungsverordnung vom 15. September 1933 die Deutsche

Gartenbau-Kredit Aktiengesellschaft als einzige besondere Entschuldungsstelle für Gartenbaubetriebe vom Reichsernährungsministerium in Berücksichtigung der Tatsache zugelassen worden ist, daß die gärtnerische Berufsbank über langjährige Erfahrungen auf dem Gebiet des deutschen Gartenbaues verfügt und besondere Kenntnisse in Bewertungsfragen gesammelt hat.

Die eigentliche Tätigkeit der Bank als Entschuldungsstelle begann praktisch erst Anfang 1934, zu welchem Zeitpunkt der Bank 432 Verfahren übertragen wurden, die sich Anfang 1935 auf 2449 und Anfang 1936 auf 2743 Verfahren erhöhten, wozu 387 bereits wieder aufgehobene Verfahren zu rechnen sind. Die höchste Zahl der anhängigen Verfahren war 3130, wovon 2709 als Eigentümerverfahren, 320 als Pächterverfahren und 101 Selbstentschuldungen zu behandeln sind. Die Entschuldungsstelle hat die schwere Aufgabe und Verantwortung, die Interessen von Schuldner und Gläubiger gegeneinander abzuwägen unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Lage und der im Einzelfall besonderen Verhältnisse. Infolge der zentralen Lage der Bank, der großen Anzahl der Verfahren und der damit verbundenen großen Anzahl von beteiligten Gläubigern auf der einen Seite, der Verkehr mit über 300 Entschuldungsämtern, die alle besondere Wünsche und Eigenarten haben, auf der anderen Seite, steht die Entschuldungsstelle oft vor fast unüberwindlichen Schwierigkeiten. Das Schuldenregelungsgesetz sieht zweifellos manche tiefeinschneidende Maßnahme für die Gläubiger vor, aber doch nur in dem Grundgedanken, diesen mitzuhelfen. Wieviel Gläubiger, die völlig ungesicherte Forderungen zu den Verfahren angemeldet haben, würden ohne das Entschuldungsverfahren unbedingt leer ausgehen müssen, während sie im Falle der erfolgreichen Durchführung des Verfahrens wenigstens noch einen Teil ihrer Forderung zu retten vermögen. Die besonders zeitraubenden Arbeiten der Betriebswertermittlungen für Gartenbaubetriebe und der dann mit der Bestätigung des ermittelten Betriebswertes eintretende Schriftwechsel bedingen einen Zeitverlust für unsere Entschuldungsstelle, der landwirtschaftlichen Entschuldungsstellen überhaupt erspart bleibt. Auch Gläubiger und Schuldner tragen vielfach dazu bei, die nötige Beschleunigung für die Durchführung der Verfahren zu behindern, indem sie durch nicht unbedingt notwendige Rückfragen bzw. durch nicht genügende Anstrengungen bezüglich der Zinszahlungen die Arbeit der Entschuldungsstelle vermehren. Es kann nicht nachdrücklich genug immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die Betriebsinhaber ihren Zinsverpflichtungen in viel stärkerem Maße nachkommen müssen, da sie ja den Beweis erbringen sollen, daß die in Aussicht genommene Regelung ihrer Schulden auch auf lange Sicht hin gewährleistet wird. Wenn viele Verfahren noch nicht zum Abschluß gebracht werden konnten, so liegt es in den allermeisten Fällen daran, daß eine Basis für die Entschuldung nicht gegeben ist, weil der Entschuldner gar keine oder ganz ungenügende Zinsen bezahlt. Da etwa 90 vH der umzuschulenden Betriebe überschuldet sind, wirkt sich jeder Zinsrückstand seit Eröffnung des Verfahrens für die Durchführung um so ungünstiger aus, je mehr Rückstände auflaufen. Wenn

der Entschuldner die ihm zugedachte Zinsleistung auch nicht annähernd aufzubringen in der Lage ist, dann bleibt in der Regel kein anderer Weg, als das Verfahren aufzuheben. Es kann den Gläubigern schlechterdings nicht zugemutet werden, jahrelang vergeblich auf die Befriedigung ihrer Forderungen zu warten, weil dann die Gefahr besteht, daß mancher Gläubiger selbst zugrunde gehen würde. Die Entschuldungsstelle ist bemüht, alles zu versuchen, um den Schuldnern zu helfen, muß aber von diesen unbedingt in ihrem Bestreben durch den Nachweis einer genügenden Zinsleistung tatkräftig unterstützt werden, da sonst eine Regelung nach dem Schuldenregelungsgesetz nicht möglich erscheint. Die Anweisungen der Entschuldungsstelle finden oft nicht die erforderliche Beachtung, so daß es leider vorkommt, daß der Schuldner zu spät die Wichtigkeit der Befolgung dieser Anweisung erkennt. Da es sich bei der Schuldenregelung nicht um ein Konkursverfahren handelt, also eine Zahlungsunfähigkeit nicht vorliegt und eine Zahlungseinstellung nicht gegeben ist, ist die Ansicht mancher Entschuldner, durch teilnahmslose Nichtzahlung seiner Verbindlichkeiten das Ziel seiner Entschuldung zu erreichen, verkehrt. Die Schuldenregelung bezweckt, die Verschuldung in tragbarer Höhe zu halten, im Notfalle durch Zwangsvergleich auf ein erträgliches Maß zu vermindern und durch Herabsetzung des Zinssatzes den Betrieb lebensfähig zu erhalten. Dazu kommt, daß ein nach dem Gesetz zu entschuldender Betrieb vor unliebsamen Kündigungen usw. bewahrt bleibt, sofern er regelmäßig den ihm auferlegten Lasten nachkommt. Es war durchaus verständlich, daß bei Verfahrenseröffnung die Betriebe vielfach zunächst versuchen mußten, die Betriebsmittel zu ergänzen, so daß in der ersten Zeit die Zinszahlung stockte. Nachdem nunmehr 3 Jahre seit Inkrafttreten des Gesetzes verstrichen sind, muß dieser Zeitraum als genügend angesehen werden, nunmehr die volle Leistungsfähigkeit eines Betriebes unter Beweis zu stellen. Durch die individuelle Behandlung der Betriebe, schon mit Rücksicht auf die im Einzelfall festzusetzenden Betriebswerte, soll eine sogenannte papierene Entschuldung vermieden werden, d. h. die dem Betrieb auf Grund der gegebenen Verhältnisse zugedachte Leistungsfähigkeit muß auch tatsächlich aufgebracht werden, da sie ja für den Einzelfall besonders ermittelt wurde. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen, hätte es wenig Zweck, wenn rein zahlenmäßig ein Verfahren zur Durchführung gelangte, bei dem der Betriebsinhaber bereits nach kurzer Zeit infolge ungenügender Zinszahlung in die Wirtschaftslage geraten müßte, in der er sich bei Antragstellung auf Eröffnung des Verfahrens befand. Es handelt sich beim Schuldenregelungsverfahren um eine gewisse Abwertung von Schulden, insoweit für diese ein Gegenwert nicht mehr vorhanden ist, oder anders ausgedrückt, die im Zwangsversteigerungsverfahren restlos ausfallen würden.

Die Entschuldungsstelle ist bemüht, der Lage des Einzelfalles weitestgehend Rechnung zu tragen; sie prüft daher nach der wirtschaftlichen Seite hin die Verfahren und trifft die Entscheidung in der Hauptsache nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Nur auf diese Weise läßt sich das Ziel einer dauerhaften Entschuldung erreichen, sofern der

Entschuldner selbst mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, insbesondere durch pünktliche Zinszahlung, dazu beiträgt, und die Gläubiger sich mit einem Teil ihrer Forderungen begnügen, die ohne Entschuldungsgesetz als voller Verlust abzubuchen wären. Nur so kann der Sinn und Zweck der Schuldenregelung zu dem gesteckten Ziele führen, indem wieder gesunde Kreditverhältnisse für den Produzentenkreis, im vorliegenden Falle mit dem deutschen Gartenbau, geschaffen werden. Nur nach einer von allen Teilen einsichtsvoll durchgeführten Bereinigung der Schuldverhältnisse kann eine volkswirtschaftlich wichtige Weiterentwicklung des Berufsstandes erreicht werden. Um das Ziel beschleunigt zu erreichen, bedarf es der reibungslosen Zusammenarbeit zwischen Entschuldungsamt und Entschuldungsstelle, Schuldner und Gläubiger.

Die Buchstelle des deutschen Gartenbaues

E. W. Tessin, Berlin

Als im Jahre 1927 die Buchstelle ins Leben gerufen wurde, geschah dieses aus zwei Gründen:

1. Wollte man ein berufseigenes ständisches Institut schaffen, dessen Hauptaufgabe es ist, die Betriebe des deutschen Erwerbsgartenbaues mit dem Buchführungsgedanken vertraut zu machen und sie gegenüber den Steuerbehörden zu vertreten,
2. sollten Unterlagen gesammelt werden, die eine genaue Erforschung der wirtschaftlichen Lage und Entwicklung des deutschen Gartenbaues ermöglichen.

Der Weg dabei ist folgender: Der einzelne Gärtner liefert der Buchstelle in Form von Wochenberichten seine Aufzeichnungen über Einnahmen und Ausgaben, denn die Arbeit der Buchstelle muß so aufgebaut sein, daß sie den Gärtner, der von morgens bis abends in seinem Betrieb schafft, weitgehend entlastet. Es wird von dem einzelnen Gärtner also nicht mehr verlangt, als die Herausgabe einer verfeinerten Auflage seines Notizkalenders.

Die Buchstelle übernimmt:

1. Die Aufstellung des Vermögensverzeichnisses am Beginn und Ende eines jeden Wirtschaftsjahres.

   Im Betriebe des Auftraggebers wird eine ordnungsmäßige Bilanz aufgestellt, es wird mit dem Auftraggeber der Jahresabschluß durchgesprochen und, wenn notwendig, auf Abweichungen gegenüber den durchschnittlichen Ergebnissen bei anderen Betrieben hingewiesen.

2. An Hand der vom Gärtner zur Verfügung gestellten Wochenberichte wird eine Spezialbuchführung für Gartenbaubetriebe nach den Grundsätzen der doppelten Buchführung angefertigt.

   Die vom Gärtner mitgeteilten Einnahmen und Ausgaben werden aufgegliedert. Diese Aufgliederung wird aber nicht nur in der Form vorgenommen, daß den steuerrechtlichen Bestimmungen Rechnung getragen wird, sondern sie wird so vorgenommen, daß die Buchführung dem Gärtner ein Spiegelbild seines Betriebes gibt. Die Buchführung muß so gestaltet sein, daß man die Ausgaben im einzelnen nachprüfen und feststellen kann, wo gespart, wo mehr aufgewendet werden muß, um das Betriebsergebnis zu steigern, oder welche Umstände ein Abweichen gegenüber Vorjahren bedingt haben.

3. Es wird die Richtigkeit und Ordnungsmäßigkeit der Eintragungen nachgeprüft.

Bankbelege und Abrechnungen mit Handwerkern und Lieferanten, Bank- und Sparkassenauszüge und Zinsberechnungen werden genauestens nachgeprüft.

4. Es wird ein Jahresabschluß angefertigt und eine Schlußbilanz mit Verlust- und Gewinnrechnung aufgestellt.
5. Bei größeren Betrieben, die eine betriebseigene Buchführung besitzen, übernimmt die Buchstelle die Revisionsarbeiten und die Aufstellung der Bilanz und Ertragsberechnung am Ende des Wirtschaftsjahres.
6. Bei Entschuldungs- und Osthilfebetrieben werden die monatlichen Berichte für die Entschuldungsstelle und die Spezialabschlüsse für die Entschuldungsverbände angefertigt.

Zu den Arbeiten auf dem Gebiete der Buchführung kommen die Arbeiten auf dem Gebiete des Steuerwesens.

1. Es wird von der Buchstelle die Umsatzsteuervoranmeldung, die monatlich bzw. vierteljährlich von dem Gärtner beim Finanzamt einzureichen ist, angefertigt.
2. Es wird am Ende des Jahres die Einkommen- und Umsatzsteuererklärung und, soweit notwendig, die Vermögens- und Gewerbesteuererklärung auf Grund des Jahresabschlusses angefertigt.
3. Ferner wird eine Nachprüfung sämtlicher Steuerbescheide vorgenommen und erforderlichenfalls das Rechtsmittelverfahren bis zur höchsten Instanz durchgeführt.

   Um hier ein Beispiel zu nennen:

   Im Laufe des vergangenen und Anfang dieses Jahres wurden die Einheitswertbescheide von den Finanzämtern herausgegeben. Jeder weiß, wie schwierig es ist, an Hand einer einzigen Zahl nachzuprüfen, ob die Einheitswertermittlung richtig vorgenommen wurde.

   Die Buchstelle hat sich die Arbeit gemacht, bei sämtlichen Bescheiden, aus denen die Bewertungsmerkmale nicht hervorgingen, diese anzufordern, und hat bei den Rechtsmitteln, die dann weitergeführt werden mußten, weil die Veranlagung nicht entsprechend den Richtlinien des Reichsministers der Finanzen vorgenommen wurde, einen recht erheblichen Erfolg gehabt.
4. Monatlich erhalten die Auftraggeber Mitteilung über wichtige Neuerungen auf dem Gebiet des Wirtschafts- und Steuerrechts.

   Auch hier ein Beispiel: Als im vorigen Jahr die Verordnung über die Führung eines Wareneingangsbuches erlassen wurde, war es recht zweifelhaft, ob eine Befreiung von der Führung eines solchen Wareneingangsbuches auch für die Betriebe gelten sollte, die ihre Erzeugnisse in eigenen Verkaufseinrichtungen absetzen und zu gewissen Zeiten mehr oder weniger auf den Zukauf fremder Erzeugnisse angewiesen sind. Es konnte

festgestellt werden, daß die Finanzämter die einzelnen Betriebsinhaber zur Führung eines Wareneingangsbuches aufforderten. Durch eine Eingabe an den Reichsminister der Finanzen wurde diese Zweifelsfrage zur Zufriedenheit der Gärtner geklärt. Die Befreiung wurde auch für den gärtnerischen Nebenbetrieb anerkannt.

Daß es der Buchstelle möglich war, in den letzten Jahren ihren Auftraggeberstand beträchtlich zu erhöhen, ist der Beweis dafür, daß es gelungen ist, den Gärtner mehr und mehr mit dem Buchführungsgedanken vertraut zu machen, und trotzdem gibt es heute noch viele Gärtner, die überhaupt keine oder nur ganz unvollkommene Aufzeichnungen machen. Wir finden in der gewerblichen Wirtschaft kaum einen Betrieb, der keine ordnungsmäßige Buchführung hat. Man kann zwar einwenden, daß der Industrielle seine Buchführung als Grundlage für eine genaue Kalkulation benötige und daß im Gartenbau eine solche Kalkulation nicht möglich sei, weil letzten Endes die Witterung die ausschlaggebende Rolle spielt. Es braucht aber nicht der Zweck der Buchführung zu sein, Grundlage für eine genaue Kalkulation zu bilden, sondern die Buchführung soll dem Gärtner zeigen, wie gearbeitet worden ist, ob in irgendeinem Betriebszweig ein Fehler steckt und mit welchem Ertrag im Durchschnitt der Jahre gerechnet werden kann. Darüber hinaus kann eine gute Buchführung bei Kreditanträgen als Unterlage dienen. Es ist heute unbedingt notwendig, daß Bank- und Kreditinstituten eine Buchführung vorgelegt wird, aus der man die Entwicklung des Betriebes ersehen kann. Ferner wird es bei der Beurteilung des Kreditnehmers entscheidend davon abhängen, ob er seinen Betrieb in Ordnung hat und diese Ordnung auch durch eine gute Buchführung beweisen kann.

Man könnte den Einwand erheben, daß zur Erledigung der aufgezählten Arbeiten auch ein ortsansässiger Bücherrevisor herangezogen werden könnte, was den Vorteil hätte, daß ein persönlicher Kontakt mit dem Bücherrevisor und die Möglichkeit einer persönlichen Fühlungnahme mit dem Finanzamt weit eher gegeben sei. Daß diese Einwendungen nicht berechtigt sind, hat die Buchstelle durch den Erfolg ihrer Arbeit bewiesen und damit in der Praxis widerlegt. Die meisten Bücherrevisoren haben die verschiedensten Betriebe zu betreuen, und es ist für sie in der Regel schwierig, sich speziell mit dem Gartenbaurecht, das ganz gewiß zu einem der schwierigsten und umstrittensten Rechtsgebiete gehört, zu befassen.

Gewiß gibt es viele Wirtschaftstreuhänder, die ihre Arbeit korrekt ausführen und für eine gute Steuerberatung sorgen.

Es ist nicht Aufgabe der Buchstelle des deutschen Gartenbaues, mit den einzelnen Wirtschaftstreuhändern in Konkurrenz zu treten, sondern ihre Aufgabe ist es, die Buchführung so auszuwerten, daß sie für den gesamten Berufsstand nutzbar gemacht wird. Dieses ist nur möglich, wenn die Buchführung von einer zentralen Stelle aus erledigt wird, und zwar von einer Einrichtung, die von Anfang an mit dem Gartenbau verwachsen war, weil sie von Gärtnern ins Leben gerufen wurde.

Für die Erzeugungsordnung sind Buchführungsunterlagen heute ein unentbehrliches Hilfsmittel. Eine gute Wirtschaftsberatung setzt voraus, daß alle Einzelheiten des Betriebes an Hand einwandfreier Unterlagen zu übersehen sind. Nur so ist es möglich, den Zusammenhang der einzelnen Betriebszweige in ihrer Bedeutung für den ganzen Betrieb zu erfassen. Die Betriebsstatistik, die nur auf Grund exakter Buchführungsunterlagen möglich ist, kann die Auswirkung aller Maßnahmen auf die Leistungsfähigkeit des Betriebes überprüfen und ihren Einsatz an der richtigen Stelle sichern. Wenn die Buchführung der Erzeugungsordnung dienlich sein will, ist die erste Voraussetzung, daß sich eine Buchstelle nicht nur mit den einzelnen Steuer- und Wirtschaftsgesetzen beschäftigt, sondern ebensosehr mit den Zielen und Maßnahmen der Erzeugungsordnung vertraut ist; denn nur dann ist eine zweckmäßige und richtige Betreuung des einzelnen Betriebes möglich.

Die Gärtner haben eine gewisse aber vollkommen unbegründete Scheu davor, mit Berufskameraden ihre Buchführung durchzusprechen und in gegenseitiger Aussprache sich über die Gründe, warum hier eine Abweichung, dort eine Übereinstimmung bei den einzelnen Ausgaben festzustellen ist, zu unterhalten. Es ist deshalb unbedingt notwendig, daß eine zentrale Stelle Material sammelt und es veröffentlicht, um dem einzelnen Gärtner Unterlagen in die Hand zu geben, die ihm einen Betriebsvergleich ermöglichen und darüber hinaus Unterlagen zu sammeln, die eine Durchforschung der betriebswirtschaftlichen Struktur des Gartenbaues ermöglichen. Eine Erzeugungsordnung setzt Wirtschaftsbeobachtung voraus. Die Buchstelle hat kürzlich die ersten Betriebsergebnisse der verflossenen 7 Jahre veröffentlicht. Diese Schrift kann durch die Gärtnerische Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin, bezogen werden.

Mit dieser Schrift wurde erst ein kleiner Anfang gemacht, um die innerbetrieblichen Zusammenhänge im Gartenbau, die durch die Erzeugungsordnung sich zum Teil grundlegend geändert haben, zu durchleuchten. Das Ziel ist, den Auftraggeberstand weiter zu erhöhen, um unbedingt die Gewähr zu haben, daß die durchschnittlichen Betriebsergebnisse sich decken mit den Verhältnissen, wie sie der gesamte Gartenbau zeigt. Um die Arbeiten noch fruchtbringender für den Berufsstand zu gestalten, beabsichtigt die Buchstelle, die Buchführung auch für reine Blumengeschäfte zu übernehmen, weil sie hofft, dann einen wichtigen Beitrag zu dem schwierigen Problem, die Preisbildung für Gartenbauerzeugnisse zu ordnen, liefern zu können.

Die Studiengesellschaft für Technik im Gartenbau

A. Demnig, Berlin

Die Studiengesellschaft ist vom Berufsstand Gartenbau geschaffen worden, um seine besonderen Wünsche in bezug auf technische Einrichtungen im Betriebe bearbeiten zu lassen. Der Reichsnährstand hat die Studiengesellschaft beauftragt, alle Fragen des Gartenbaues vollständig zu bearbeiten und mit den in Frage kommenden Abteilungen bezw. Unterabteilungen in Fühlung zu bleiben. Es handelt sich dabei nicht immer um das einzelne Gewächshaus oder um den Nachweis des für den einzelnen Betrieb brauchbaren Gerätes, sondern sehr häufig um Fragen, die von Reichs-, Landes- oder Ortsbehörden für die Allgemeinheit bearbeitet worden sind, für den Gartenbau sich aber in irgendeiner Form betriebserschwerend oder verteuernd auswirken.

Das Aufgabengebiet der Studiengesellschaft ist daher unterteilt in

a) die Betreuung des einzelnen Betriebes und

b) die Behandlung von Fragen, die den Berufsstand in seiner Gesamtheit betreffen.

Die Betreuung des einzelnen Betriebes erfolgt vorläufig noch in der Form, daß sich der Betriebsinhaber mit seinen Wünschen an die Studiengesellschaft wendet und von ihr nach bestem Wissen Rat erhält. Es hat sich in den letzten 2 Jahren mehr und mehr eingeführt, daß sie nicht nur über brauchbare Geräte Auskunft gibt, sondern daß von ihr Projekte für Gewächshausbau und Bewässerungsanlagen gewünscht worden sind, die bis zur Einholung von Kostenanschlägen fertig bearbeitet wurden.

Der Verkehr mit den Betriebsinhabern erfolgt von der Gesellschaft aus direkt. Wenn die Anfrage über die Landesbauernschaft zugestellt wird, erhält die Landesbauernschaft eine Abschrift des Bescheides. Die Auskünfte erfolgen stets kostenlos. Wenn durch Vervielfältigung von Zeichnungen bare Auslagen erwachsen, werden sie nach vorheriger Benachrichtigung in Höhe der Selbstkosten in Rechnung gestellt. Oft muß auch die Studiengesellschaft als Sachverständige bei gerichtlichen Auseinandersetzungen auftreten. Diese Fälle sind weniger angenehm; es wäre besser, wenn bereits vor dem Prozeß angefragt würde, weil in vielen Fällen durch die Vermittlung der Gesellschaft gerichtliche Auseinandersetzungen vermieden werden können.

Das zweite Arbeitsgebiet „Fragen, die den Gartenbau in seiner Gesamtheit betreffen“ ist schwieriger zu bearbeiten, obwohl die Studiengesellschaft durch den Auftrag des Reichsnährstandes in der Lage ist, direkt mit den in Frage kommenden Behörden zu arbeiten. In diesen Fällen treten noch Mißverständnisse mit Berufskameraden auf, die oft annehmen, daß es an der Studiengesellschaft liegt, wenn Einzelfälle nicht schnell genug geklärt werden können. Dies mögen einige Beispiele zeigen:

Die Brennstofffrage ist im Gartenbau noch immer nicht zufriedenstellend geklärt, weil einmal der vorhandene Kessel eines Betriebes einen bestimmten Brennstoff benötigt und zum anderen aber der Betrieb nach seiner Größe einer bestimmten Brennstoffhändlergruppe zugewiesen worden ist, die nach dem vom Reichswirtschaftsministerium genehmigten Generalabkommen der Kohlenhändler Deutschlands mit den Syndikaten vereinbart wurden. Verhandlungen zur schnellen Abhilfe von Mißständen sind nur von der Landesbauernschaft mit dem Landesverband der Kohlenhändler möglich. Über den Umfang des zu Erreichenden kann die Studiengesellschaft Auskunft geben. Sonderzugeständnisse der Kohlenhändler sind meist nur einmalig und höchstens örtlich wirksam. Wenn aber solche Verhandlungen geführt worden sind, ist es kameradschaftliche Pflicht, das Ergebnis der Gesellschaft mitzuteilen, weil sie diese Unterlagen braucht, um beim Reichswirtschaftsministerium Material vorlegen zu können, damit endlich eine für den Gartenbau erträgliche Lösung der Brennstoffbezugsfrage erreicht wird. Das Ziel muß sein, daß jeder Gärtner überall seinen Brennstoff kaufen kann, bei Waggonbezug stets den Syndikatspreis + Fracht, und bei fuhrenweisem Bezug einen einheitlichen, noch festzusetzenden Aufschlag zum Syndikatspreis berechnet bekommt. Die Abfuhr muß er frei ohne Bindung an den Kohlenhändler vergeben können.

Der Gewächshausfeuerversicherungszwang ist das nächste Gebiet, das die Gewächshauskulturen belastet. Hierbei sind nicht alle Gebiete des Reiches gleichmäßig belastet, sondern nur ein Drittel der vorhandenen Betriebe; und dennoch ist es schwer, hier eine einheitliche Regelung zu erzielen, weil für den Feuerversicherungszwang der Gewächshäuser Landesverordnungen bestehen. Die erforderlichen Schritte sind gemeinsam mit dem Sonderbeauftragten für landwirtschaftliches Versicherungswesen des Reichsnährstandes eingeleitet worden. Wann diese Arbeit erfolgreich sein wird, ist vorläufig nicht abzusehen.

Der Schornsteinfegezwang für Gewächshäuser ist die dritte Angelegenheit, die den Gewächshausbetrieb verteuert. In Niederschlesien ist der erste Fall aufgetreten. In Mecklenburg hat ein Betriebsinhaber gegen den Bezirksschornsteinfegermeister auf dem Rechtsmittelwege inzwischen verloren. Die Studiengesellschaft hat alle Schritte eingeleitet, um diese neuen Unkosten von den Betrieben fernzuhalten. Es würden nämlich nicht nur laufende Fegegebühren entstehen, sondern auch bauliche Veränderungen an den Schornsteinen notwendig werden, wenn der Fegezwang im Reiche eingeführt werden würde.

Der Reichsnährstand hat aber noch andere Aufgaben für die Studiengesellschaft. Die Studiengesellschaft betreut für die Hauptvereinigung der deutschen Gartenbauwirtschaft nicht nur das Verpackungswesen für gärtnerische Erzeugnisse, sondern ist auch bemüht, neu aufgetretene Verpackungsforderungen zu lösen, z. B. die einheitliche Verpackung für Schnittblumen, ferner

Lagermöglichkeiten für Obst und Gemüse im Betriebe und die vergleichende Schätzung der Lagerhaltungskosten im Betrieb mit Kühlhäusern usw.

Der Gesellschaft sind auch die Verhandlungen mit den Reichsbahnstellen übertragen worden, die sich mit Verbesserungen des Transportes gärtnerischer Erzeugnisse befassen.

Die Prüfung von Maschinen und Geräten, soweit sie nur für Gärtner geschaffen worden sind, führt die Gesellschaft nach wie vor aus. Die Reichsnährstandsprüfungen, besonders die Gruppenvergleichsprüfungen, werden, wie bekannt, von der Hauptabteilung II G des Reichsnährstandes durchgeführt. Weil es sich dabei oft um Geräte handelt, die auch im Gartenbau benutzt werden, z. B. Schädlingsbekämpfungsgeräte, Pflüge, Kleinmotoren usw., wird die Studiengesellschaft durch ihren Leiter als Richter in der Prüfungskommission vertreten. Dadurch sind die Interessen des Gartenbaues gewahrt, und die Gesellschaft ist in der Lage, alle neuen Maschinen und ihre Verwendbarkeit auch den anfragenden Gärtnern bekanntzumachen.

Aufklärung.

Aber auch in ganz anderer Beziehung wird durch die Studiengesellschaft dafür gesorgt, daß möglichst einwandfreie Maschinen und Geräte auf den Markt kommen. Es ist bekannt, daß die Arbeitsfront Schulungskurse abhält, die den Zweck haben, den angeschlossenen Volksgenossen außer der rein politischen Schulung auch eine fachliche Schulung und Fortbildung zu ermöglichen. Die Arbeitsfront ist an die Studiengesellschaft herangetreten und hat gebeten, ihr im Schulungslehrgang für Eisenwarenhändler, Samenhändler und für Händlergruppen, die sich mit dem Handel von im Gartenbau benötigten Maschinen und Geräten befassen, Aufklärungsvorträge zu halten, damit auch der Händler in der Lage ist, einen echten Kundendienst in seinem Betrieb durchzuführen. In 12 Vorträgen mit Lichtbildern sollen im kommenden Winter die Händler über die Wünsche der Gärtner in bezug auf Geräte aufgeklärt werden. Durch die Bilder sollen sie über die Handhabung und über die zweckmäßigsten Formen soweit unterrichtet werden, daß sie in der Lage sind, bei ihren Einkäufen in den Fabriken die Ware selbst zu beurteilen. Dadurch soll erreicht werden, daß unbrauchbare Geräte nach Möglichkeit vom Handel ausgeschlossen und die brauchbaren durch starke Nachfrage eventuell preiswerter als bisher angeboten werden.

Eine unangenehme Aufgabe ist es, Preissteigerungen für Bedarfsartikel des Gartenbaues auf die bisher übliche tragbare Höhe für Gartenbaubetriebe herabzusetzen. Dieser Fall liegt gegenwärtig bei den Blumentöpfen vor. Die Abschlußverhandlungen mit dem Reichswirtschaftsministerium stehen noch aus, so daß ich noch nicht bekanntgeben kann, ob die Verteuerung aufgehoben wird. Wenn das nicht der Fall sein sollte, dann hat die Studiengesellschaft neue Vorschläge zu machen, um den Berufskameraden den Topfbezug zu verbilligen. Dieser Vorschlag wird zwar in Fachkreisen zuerst auf Widerstand stoßen, weil es sich um geblasene Zementtöpfe handelt, gegen die viele

Gärtner noch Bedenken haben. Tatsache ist aber, daß die Gärtner, die einen Versuch gewagt haben, mit den Töpfen zufrieden sind und sie weiter beziehen. Die Hauptsache ist aber, daß sie nur halb soviel wie die gebrannten Tontöpfe kosten. Vorläufig sind solche Töpfe allerdings nur in Berlin zu erhalten.

Zu dieser Gruppe unseres Arbeitsgebietes gehören auch die hohen Preise einzelner Grundstoffe, die der Durchführung bestimmter Arbeitsvorgänge im Betriebe hinderlich sind. Als Beispiel nenne ich Wasser- und Elektrizitätspreise. Der Gärtner zahlt mit wenigen Ausnahmen je Kubikmeter Wasser etwa zwischen 20 bis 35 Rpf. Der niedrigste Ausnahmepreis, der bekanntgeworden ist, war 9 Rpf. je Kubikmeter, der höchste 1 RM je Kubikmeter. Hier kann nur die Eigenwasserversorgung helfen. Die Arbeiten sind auch in diesem Sinne vorbereitet worden. Sie konnten aber nicht beendet werden, weil inzwischen das Gesetz zur Förderung der Energiewirtschaft Einschränkungen vorzusehen scheint. Bevor die Anlage eigener Wasserversorgungen allgemein empfohlen werden kann, soll durch einen Beispielsfall zu klären versucht werden, wie weit durch das Gesetz zur Förderung der Energiewirtschaft Einschränkungen vorliegen. Das Reichswirtschaftsministerium hat Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetz angemeldet, die aber bis heute noch nicht erschienen sind.

Es ist selbstverständlich, daß wir mit dem Reichsnährstand stets in Fühlung bleiben, teilweise die Unterstützung des Reichsnährstandes zur Förderung bestimmter Arbeiten erbitten und auch vom Reichsnährstand über alles Wissenswerte unterrichtet werden.

Für den Reichsnährstand oder die Studiengesellschaft müssen Unterlagen beschafft werden, die zur Durchführung mancher Arbeiten notwendig sind. Zu diesem Zweck müssen an die Orts-, Kreis- und Landesfachwarte die oft so unbeliebten Fragebogen geschickt werden. Wir wissen sehr wohl, daß die manchmal sehr ins einzelne gehenden Fragen viel Arbeit verursachen. Wir müssen aber bitten, daran zu denken, daß durch die Fragebogenaufklärung sehr oft für den Berufsstand Ergebnisse erzielt werden, die von großer wirtschaftlicher Bedeutung sind.

Der Forschungsdienst (Reichsarbeitsgemeinschaften der Landbauwissenschaft) und seine Arbeit im Gartenbau

Doz. Dr. Max Schönberg, Berlin

Ich habe den Auftrag erhalten, Ihnen einen kurzen Überblick über die Organisation und die Aufgaben des Forschungsdienstes zu geben. Ich tue das um so lieber, als sich im Bekenntnis zur Idee der Gemeinschaft und Leistung die Kräfte der Landbauwissenschaft vor allen anderen Wissenschaftsvertretern zuerst geeint haben, auch um so lieber, als in unserem Frontabschnitt des Erzeugungskampfes mit wissenschaftlichen Mitteln auch die Gesamtheit der Gartenbauwissenschaftler steht. Das kann nicht anders sein, denn Gartenbau ist Landbau, und zwar diejenige Form des Landbaues, die sich durch hervorragendste Intensität der Arbeit und des gestalterischen Einsatzes auszeichnet. Es ist ein Zeichen der Größe unserer Zeit, daß die Wissenschaft ihre Isolierzellen endgültig verlassen und sich in die allgemeine Mobilisierung der nationalen Kräfte eingeschaltet hat. Wenn ich insbesondere die gartenbauwissenschaftlichen Kräfte dabei im Auge habe, so denken wir sowohl an die im Bereich des Gemüsebaus, des Obstbaus, des Weinbaus, des Blumen- und Zierpflanzenbaus zu leistenden Erzeugungsaufgaben als auch an ihre Mitwirkung bei der landschaftlichen Ausgestaltung des deutschen Raumes. Gartenkultur und gärtnerische Gestaltungskunst gehören vom Standpunkt einer politisch gesehenen Wertschöpfung zusammen. Wenn manchmal das Wort vom Hof Deutschland gebraucht wird, um die politische Wesenseinheit aller Höfe und Betriebe bäuerlicher und gärtnerischer Art zum Ausdruck zu bringen, so können wir heute einmal das Wort vom Garten Deutschlands hinzufügen, das besagen soll, daß deutsche gärtnerische Erzeugungsleistungen und die Leistungen in der gärtnerischen Raumgestaltung das Wesen unserer Urproduktion mit bestimmen.

Zur Geschichte der ordnenden Kraft, die den Forschungsdienst erfüllt und von ihm ausgeht, brauche ich nicht viel zu sagen. In ihm sind Idee und Tat des Nationalsozialismus zu Hause. Vor zwei Jahren erst ein Organisationskeim, heute eine umspannende Einheit wissenschaftlichen Arbeitswillens! Es verbanden sich die Pflanzenbauer, Landwirtschaftschemiker, Gartenbauer, Tierzüchter, landwirtschaftliche Maschinenforscher, landwirtschaftliche Gewerbeforscher, Agrarpolitiker und Betriebslehrer in sieben entsprechenden Reichsarbeitsgemeinschaften zum Forschungsdienst als ganzheitliche Zusammenfassung aller dieser Forschungsrichtungen. Sie stellten sich unter die Führung eines Obmannes. Sie erhielten eine enge Verbindung zu Staat und Reich durch den Staatsbeauftragten für den Forschungsdienst. Sie schufen einen Rat der Forschung, der dem Obmann bei der Festsetzung deutscher wissenschaftlicher Erzeugungsaufgaben zur Seite steht. Sie haben innerhalb ihrer Reichsarbeitsgemeinschaften etwa 100 Arbeitskreise mit bestimmten gemeinsamen und vordringlichen Forschungsaufgaben gegründet und diese Arbeiten überall in

Angriff genommen. Sie haben zur Unterrichtung aller Mitarbeiter über den Stand der gesamten Landbauliteratur eine Zeitschrift „Der Forschungsdienst“ ins Leben gerufen, in der deutsche und ausländische wissenschaftliche Veröffentlichungen von Rang in Sammel- und Einzelreferaten besprochen werden. Und sie werden noch einen Schritt weitergehen und Einfluß auf die Ausgestaltung der wissenschaftlichen Originalzeitschriften nehmen.

Soviel mag über das Grundsätzliche im Aufbau des Forschungsdienstes gesagt sein. Nun kommt aber ein Gesichtspunkt hinzu, aus dem heraus die bisher ängstlich behüteten Fachschranken übersprungen werden konnten und eine Zusammenarbeit von Vertretern verschiedener Disziplinen möglich geworden ist. Im Forschungsdienst wurde die zu lösende Aufgabe über das Fach gestellt. So kam es, daß zum erstenmal in der Geschichte der Landwirtschaftswissenschaft Pflanzenbauer, Chemiker, Gartenbauer, Botaniker, Biologen, Tierzuchtwissenschaftler, Betriebslehrer, Gewerbeforscher in einer und derselben Aufgabe sich zusammengefunden haben. Ich darf das an einigen Beispielen, die im Forschungsdienst verwirklicht worden sind, erläutern:

Die Reichsarbeitsgemeinschaft „Gartenbau“ umfaßt zur Zeit 13 Arbeitskreise unter je einem Federführenden. Ich möchte gleich hier bemerken, daß die Zahl der Arbeitskreise nur relative Bedeutung hat, da sie sich von heute auf morgen durch hinzukommende neue Aufgaben oder durch Lösung schon bearbeiteter Aufgaben ändern kann. Es ist ferner von Wichtigkeit, zu wissen, daß durch den Zusammenschluß aller Gartenbauwissenschaftler in einer Gemeinschaft naturgemäß auch diejenigen Aufgaben zur Gesamtarbeit des Forschungsdienstes gehören, die nicht in Arbeitskreisen gemeinsam bearbeitet werden. Die politische Verpflichtung unserer Mitarbeiter ist mit anderen Worten nicht mit der Mitarbeit in den Arbeitskreisen begrenzt, sondern aus dem Geist des Forschungsdienstes bestimmt sich je länger je mehr unsere wissenschaftliche Gesamtarbeit. Es ist zweckmäßig, die Aufgaben der Arbeitskreise der Reichsarbeitsgemeinschaft „Gartenbau“ im Forschungsdienst im einzelnen zu nennen. Ich beginne mit dem Arbeitskreis:

„Züchtungs- und Sortenfragen bei Gemüsen“.

Gleich dieser Arbeitskreis gibt Gelegenheit, auf die Tatsache des Zusammenwirkens verschiedener Disziplinen hinzuweisen. Denn in der Reichsarbeitsgemeinschaft „Landwirtschaftliche Chemie“ ist ein Arbeitskreis mit der Klärung des Einflusses der Düngung auf die Qualität bei Gemüse beschäftigt, so bei Kohlrabi, Herbstspinat, Sellerie, Einlegegurken und Sterilisiergurken, bei Tomaten und Porree, bei Rhabarber und einer Reihe weiterer Gemüse. Ein anderer Arbeitskreis dieser Reichsarbeitsgemeinschaft „Landwirtschaftliche Chemie“ unter der Federführung eines Gartenbauwissenschaftlers hat die Fragen der Gemüsedüngung überhaupt zu bearbeiten. So wird u. a. die Bedeutung der Komposterde auf den Gemüseertrag untersucht und das Ergebnis zehnjähriger Untersuchungen über das Ertragsgesetz im

Gemüsebau kritisch geprüft. Es kommt jedoch die Arbeit des Agrikulturchemikers hinzu. Er führt am Ertragsgut der gärtnerischen Qualitätsversuche Untersuchungen, z. B. an Weißkohl, Tomaten usw., durch. Wir beschränken uns jedoch nicht darauf, sondern stützen uns bei der Untersuchung physiologischer Vorgänge bei der Ernährung der Gemüsepflanzen auch auf die Mitwirkung des botanischen Physiologen. Es bedarf ferner keines Hinweises, daß die vielseitigen Arbeiten der landwirtschaftlichen Chemiker über die Bodenuntersuchung, über Düngemitteluntersuchung, über die Rolle der Spurenelemente, schließlich über die einzelnen Dünger auch dem genannten Arbeitskreis zugute kommen. Damit ist aber die Gemeinschaftsarbeit nicht erschöpft, denn in der Reichsarbeitsgemeinschaft „Landwirtschaftliche Gewerbeforschung" ist man bemüht, die Fragen der Lagerung, Frischhaltung und Konservierung von Gemüse zu klären und so die Untersuchungen zu ergänzen, die in einem anderen Arbeitskreis der Reichsarbeitsgemeinschaft „Gartenbau" durchgeführt werden, der die Obst- und Gemüselagerung im gärtnerischen Betrieb zu bearbeiten hat. Durch diese gemeinsamen Bemühungen wird die Bearbeitung der einzelnen Aufgaben des Arbeitskreises „Züchtungs- und Sortenfragen" bei Gemüsen ganz wesentlich unterstützt. Ich nenne an Einzelaufgaben u. a. Tomaten-, Rotkohl-, Gurkenzüchtung. Es kommen Sortenregisterarbeiten an Spinat, Gurken, Salat, Sellerie, Porree, Winterindivie, Zichorie hinzu. Bei allen züchterischen Arbeiten wird nachdrücklichst auch auf die Erzielung höchstmöglicher Resistenz gegen Krankheitsbefall hingewirkt. Ein weiterer gartenbaulicher Arbeitskreis befaßt sich mit der Züchtung von Obst auf Widerstandsfähigkeit, ein dritter mit Untersuchungen über Sortenfragen und Befruchtungsverhältnissen an sämtlichen Obstgewächsen, ein vierter mit der Unterlagenfrage im Obstbau, ein fünfter mit Rebenzüchtung und ein sechster mit Rebenveredelung, ein weiterer mit Züchtungs- und Sortenfragen bei Blumen und Zierpflanzen. In weiteren 3 Arbeitskreisen werden Fragen des Standorts und der Anbaumethodik bei Gemüse, bei Obst und Wein, bei Blumen und Zierpflanzen planmäßig untersucht. Dazu kommen Gemeinschaftsuntersuchungen über Rebkrankheiten und ihre Bekämpfung, schließlich über Krankheiten gärtnerischer Kulturpflanzen und ihre Bekämpfung. Unterstützt und ergänzt werden alle diese Untersuchungen mit ihren Einzelaufgaben durch die Forschung der allgemeinen Genetik, der Phänologie, der Wachstumsphysiologie, der Bakteriologie, der organischen und anorganischen Chemie. Damit ist die Hoffnung berechtigt, daß einseitige Bearbeitungen und Lösungen von Aufgaben in der Reichsarbeitsgemeinschaft „Gartenbau" vermieden werden. In diesem Zusammenhang darf ich hervorheben, daß die heute so ernsthaft betriebene Qualitätszüchtung nicht etwa steigende Ertragsquantitäten ausschließen soll, sondern wir wollen wachsende Erträge an Quantität mit wachsenden Erträgen an Qualität koppeln.

Die „Büchereien des deutschen Gartenbaus"

Dr. R. Zander, Berlin

Das Schriftgut des Gartenbaus beginnt im Gegensatz zu dem anderer Berufe bei uns genau wie bei den meisten Völkern in ziemlich früher Kulturstufe. Die Fortentwicklung jedoch ging zuerst ziemlich langsam — teils wegen der Kostspieligkeit, illustrierte Werke herzustellen, teils wegen der Eigentümlichkeit der Gärtner vergangener Zeiten, nichts von den Zucht- oder Kulturerfolgen preisgeben zu wollen. Selbst nach der Erfindung der Buchdruckerkunst dauerte es noch eine ziemliche Spanne Zeit, bis das gärtnerische Schrifttum einen merkbaren Aufschwung nahm. Dann aber, nämlich im achtzehnten Jahrhundert, entstanden auf einmal eine Reihe Werke, die zum Teil grundlegend für die Kenntnis gärtnerisch verwertbarer Zier- und Nutzpflanzen, für Kultur-, Anzucht- und Veredlungsmethoden waren und die die verschiedenen Richtungen der Gartengestaltung aus dem Zeitgeist heraus beschrieben. Wieder kam dann, wie schon vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert, eine längere Epoche, in der man sich damit begnügte, maßgebende Schriften mehr oder minder gut zu kopieren. Was inzwischen an Fortschritten errungen, an Neuheiten eingeführt wurde, bot weniger den Stoff für Bücher als für die vielen Zeitschriften, die entstanden und vergingen. Manch eine dieser Gartenzeitungen erlebte nur 2 Jahrgänge. Nur die „Gartenflora", die allerdings erst ½ Jahrhundert nach Entstehen der ersten Gartenzeitschriften gegründet wurde, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Aber unter den Vorgängerinnen war doch diese und jene, die es verdient hätte, älter zu werden, denn, gut redigiert, wurde darin recht wertvolles Wissen niedergelegt.

Dies ganze Wissen aus Büchern und Zeitschriften älterer Zeiten der Nachwelt zu bewahren, ist der Sinn und Zweck einer großen gartenbaulichen Fachbücherei.

Die Werke der letzten Jahrzehnte haben — ich will bescheiden sein — zu 50 vH gezeigt, daß es besser gewesen wäre, die Verfasser hätten die Möglichkeit gehabt, die ältere Literatur zu studieren. Manches Buch wäre dann überhaupt nicht, manches sicher erheblich besser und inhaltreicher geschrieben worden. Die wirklich wertvollen Werke jeder Fachliteratur entstehen nicht nur aus der praktischen Erfahrung des Verfassers, sondern aus der Kenntnis der bereits vorhandenen Schriften unter deutlicher Betonung der Fortschritte. Dazu gehört, was im gärtnerischen Schrifttum erst in letzter Zeit aufgekommen ist, die genaue Angabe der verwendeten Quellenschriften. Wäre das schon früher geschehen, dann hätte man schon längst entdeckt, daß die meisten Gartenbaubücher des letzten ¾ Jahrhunderts ohne genügend Quellenstudium abgefaßt worden sind. Nachdem wir nunmehr über eine große Bücherei verfügen, kann sich niemand mehr nach dahin ausreden, er habe sich das Unterlagenmaterial nicht beschaffen

können. Es besteht nunmehr ein berechtigter Grund, daß man den Wert der Gartenbauwerke — wie in anderen Berufen — zu gleichen Teilen nach der Gründlichkeit der Quellenstudien und nach dem vom Verfasser selbst an Schlußfolgerungen und eigenen Gedankengängen oder Erfahrungen hinzugetragen beurteilt. Eine der neuen Schriften, die in dieser Weise wohl allen Ansprüchen genügt, die man an ein den Beruf wirklich förderndes Werk stellen muß, ist Schimmlers Arbeit über die Entwicklung der Azaleen-, Eriken- und Kamellienkulturen in Deutschland. Mit voller Berechtigung darf wohl gesagt werden, daß diese Arbeit nie in der Vollständigkeit hätte durchgeführt werden können, wenn dem Verfasser nicht die Schätze der „Büchereien des deutschen Gartenbaus" zur Verfügung gestanden hätten. Wenn in nächster Zeit die Untersuchungen über das Formensortiment von Júglans règia durch Cronberg als erschöpfend abgeschlossen werden können und die Liste der in der gesamten Gartenbauliteratur verstreuten Quellen mit der Aufforderung zur Ergänzung dieser Liste erscheinen wird, dann werden dank der Reichhaltigkeit der genannten Bücherei, die von Cronberg gründlich durchforscht wurde, kaum neue Beiträge zur Walnuß-Sortenfrage genannt werden können.

So wirkt sich schon jetzt der Nutzen des Zusammenschlusses mehrerer Bibliotheken zu den „Büchereien des deutschen Gartenbaus" als Segen für den Beruf aus. Sobald ein vollständiges Schriftenverzeichnis erscheinen kann, wird diese Fachbücherei erst ihren vollen Wert repräsentieren. Jeder Bücherei liegt der Gemeinschaftsgedanke zugrunde, d. h. unter gleichen Voraussetzungen hat jeder die Möglichkeit, die Vorteile zu genießen, die eine Bücherei — und besonders eine Fachbücherei — zu bieten vermag. Wieweit der einzelne davon Gebrauch macht, muß ihm überlassen bleiben. Aber selbst wenn nur Wenige Sinn und Zeit hierfür haben, so kommt doch jedem in dem Augenblick der Gesamtvorteil zugute, da alle Berufsangehörigen an ihre Fachliteratur den Anspruch stellen, daß diese mit der vorhin gekennzeichneten Gründlichkeit geschaffen wird. Dann nämlich müssen jene, die durch Schriftstellerei nicht nur Geld verdienen, sondern den Beruf fördern wollen, die Bücherei gründlich benutzen. Mit anderen Worten: Fördert die Bücherei, damit diejenigen, die euch die Fortschritte im Beruf übermitteln möchten und sollen, die uneingeschränkte Möglichkeit hierzu haben. Kein praktischer Gärtner kann leugnen, daß er diesen oder jenen wirtschaftlichen Gewinn durch literarische Hinweise erzielte, folglich kann auch keiner behaupten, daß ihm die Bücherei als Förderin gärtnerischen Schriftgutes nicht angehe. Mir sind Briefe bekannt, in denen besonders Besitzer kleinerer Gärtnereien schrieben, daß sie durch Befolgen eines einzigen Ratschlags aus einem guten Gartenbauwerk den zehnfachen Mehrertrag erzielt haben, den sie das Buch kostete. Und gerade durch die Möglichkeit, in einer Fachbücherei verschiedene Werke aus demselben Gebiet nebeneinander vergleichen zu können, erfahren die besten Bücher die weiteste Verbreitung, empfehlen sich durch ihre Güte von Mund zu Mund und werden gekauft. Minder gute Bücher können auch bei gesteigerter Anpreisung nicht mehr unnütz die Kasse des Praktikers schwächen. Je reger die

Bücherei in Anspruch genommen wird, um so mehr wird die Güte unserer Fachliteratur steigen, werden wir der von der Reichskulturkammer an das deutsche Schrifttum gestellten Forderung zum eigenen Vorteil und zum Segen des Reiches gerecht werden.

Zu der Förderung der „Büchereien des deutschen Gartenbaus“ rechne ich nicht nur die rege Inanspruchnahme, die mehr der Förderung des Berufs zu Lasten der Büchereiverwaltung dient, sondern vor allem auch die tatsächliche Förderung. Will nämlich die Vereinigte Bücherei in vollem Sinn die Verwalterin gärtnerischen Schriftgutes sein, so muß sie dies auch möglichst vollzählig zur Hand haben. Wie manches alte Werk, das nur aus Pietät durch Generationen in der Familie vererbt wurde, hat für den einzelnen wenig oder keinen, für die Bücherei mitunter unwiederbringlichen Wert. Alte Zeitschriftenjahrgänge, besonders aus dem vergangenen Jahrhundert, bringen im Antiquariatshandel nicht einmal den Papierpreis ein, in der Bücherei können sie eine empfindliche Lücke füllen, denn gerade der eine oder andere Jahrgang fehlte. Eine Bücherei braucht auch dringend zweite und dritte Stücke von Werken. Vor allem aber sollte es jedem Gärtner oder Gartenbauschriftsteller eine Selbstverständlichkeit sein, von den Freistücken, die er von seinen Werken erhält, eines oder zwei der Bücherei zu überweisen. Er hilft dadurch der Gemeinschaft und trägt sogar noch dazu bei, daß sein Buch bekannt wird, besonders wenn in nächster Zeit monatlich die Neuerwerbungen der Bücherei in der Fachzeitschrift bekanntgegeben werden können.

Habe ich Ihnen in kurzen Umrissen die wichtigsten Ausführungen zu meinem Thema gegeben, so möchte ich doch nicht schließen, ohne Sie darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß die „Büchereien des deutschen Gartenbaus“ als Gesamtheit eine der größten gartenbaulichen Fachbüchereien darstellt, zumal sie im Gegensatz zu einigen anderen in Amerika, England, Rußland auf botanische und andere Werke verzichtet, die von uns durch Querverbindungen zu entsprechenden Fachbüchereien beschafft werden können. Der deutsche Gartenbau hat auch in dieser Hinsicht allen Grund, für diese Sammlung gärtnerischen Kulturguts einzustehen und dafür Sorge zu tragen, daß sie nicht nur um alle Neuerscheinungen bereichert wird, sondern daß auch bestehende Lücken in älterer Literatur ausgefüllt werden.

In echt deutschem Sinn wollen wir auch hierin Ganzes leisten, und mit etwas gutem Willen können wir es erreichen. Wir können zur beinahe restlosen Vollständigkeit gelangen, wenn die verschiedenen kleinen brachliegenden Vereinsbüchereien ohne Aufgabe des Eigentumsrechtes in die gemeinsame Verwaltung gegeben werden, und wenn die Büchereien, die sich eine eigene Verwaltung leisten können, mit den „Büchereien des deutschen Gartenbaus“ in Ausleiheaustausch treten. Es darf Ihren Bemühungen anvertraut werden, alte Gartenbaubüchereien Ihres Tätigkeitsgebietes zu ermitteln und diese zu veranlassen, daß sie umgehend ein Verzeichnis der vorhandenen Werke einreichen. Dadurch wird es ermöglicht, dem Suchenden ein Werk

nachzuweisen, daß in Berlin nicht zu haben ist. Auch wird es oft möglich sein, z. B. einem württembergischen Gärtner mitteilen zu können, daß er die verlangten Bücher ganz in seiner Nähe entleihen kann, wodurch dem einzelnen die oft nicht unerheblichen Portokosten erspart bleiben. Die „Büchereien des deutschen Gartenbaus“ aber erfüllen dann wirklich ihre Aufgabe, der ganzen Berufsgemeinschaft zu dienen und das gärtnerische Schriftgut Deutschlands in vollem Umfang zu verwalten.

Der Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter

Dr. Kampe, Berlin

Der Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter wurde auf Grund des Gesetzes vom 26. März 1934 gebildet. Ihm ist die Aufgabe gestellt, alle Saat- und Pflanzgutfragen auf gartenbaulichem Gebiete zu regeln. Hierbei sind die wirtschaftlich gegebenen Aufgaben in jeder Weise zu berücksichtigen.

Um eine Übersichtlichkeit in der Arbeitsweise sicherzustellen, wurde eine Untergliederung in folgende Abteilungen vorgenommen:

Abteilung Gemüse (Vorsitzender Kleyboldt, Wehrden/Weser),
Abteilung Blumen und Zierpflanzen (Vorsitzender Steffen-Erfurt),
Abteilung Obst (Vorsitzender Macherauch, Legefeld).

Der Gesamtverband wird geleitet von Pg. Joh. Boettner-Frankfurt a. O., stellvertretender Vorsitzender ist Waldemar Heinemann, Erfurt.

Die Abteilung Gemüse hat es als vordringlichste Aufgabe herausgestellt, das Sortenwesen zu bereinigen. In früheren Jahren war die Züchtungsarbeit absolut im Hintergrund stehend. Die rein händlerischen Interessen bestimmten sehr häufig den Absatz des Saatgutes einzelner Sorten. Auf Grund der Saatgutverordnung konnte zwischenzeitlich festgelegt werden, daß nur noch bestimmte Sorten zugelassen werden. Hierfür wurden verschiedene Vorarbeiten getroffen. Fast bei allen Gemüsearten bestehen Sortenregisterstellen. Die Sortenregisterstellen prüfen auf Grund eines praktischen Anbaues, welche Sorten identisch sind und welche sich als selbständige Sorten erweisen. Unter Verwertung dieses von den Sortenregisterstellen geschaffenen Materials wird rein wirtschaftlich geprüft, welche Typen für die Zukunft beizubehalten sind und welche vom Anbau ausgeschlossen werden müssen. Im Verfolg dieser Arbeiten ist z. B. festgelegt, daß:

bei Buschbohnen nur noch 23 Sorten,
bei Gurken „ „ 14 „
bei Spinat „ „ 8 „

erhalten bleiben.

Diese bei den angegebenen Gemüsearten begonnenen Arbeiten werden in aller Kürze auch auf andere Gemüsearten übertragen werden. Die Notwendigkeit dieser Arbeiten ergibt sich auch aus der Überlegung der Schaffung eines qualitativ einwandfreien Verkaufsgemüsesaatgutes. Eine Bereinigung in der Belieferung des deutschen Marktes kann nur sichergestellt werden, wenn das dieses Gemüsegut liefernde Saatgut einwandfrei in seinen inneren und äußeren Eigenschaften ist.

Neuzüchtungen werden für die Zukunft nur dann noch zugelassen, wenn diese Züchtungen in einwandfreier Prüfung erwiesen haben, daß sie etwas wirtschaftlich Wertvolles, das Bestehende Übertreffende darstellen.

In der Abteilung Blumen wird man auch für die Zukunft eine möglichst große Zahl von Typen beibehalten müssen. Das aber durch unverantwortliche Reklametricks geschaffene Sortenvielerlei soll insoweit bereinigt werden, daß nur noch die Typen beibehalten werden, die als selbständig erkannt sind und keine Identität mit anderen Sorten aufweisen. Durch Vergleichsanbau wird es gelingen, diese Typen zu finden und sie dann für den allgemeinen Anbau herauszustellen. Diese Bereinigung kann sich vorerst nur auf die wichtigsten Blumenarten erstrecken. Wenn jeweils eine solche Bereinigung stattgefunden hat, werden neue Sorten nur zugelassen, wenn diese in einwandfreier Prüfung an neutralen Stationen gezeigt haben, daß sie etwas Selbständiges in Typ und Habitus darstellen. Die Neuheitenprüfung ist bereits bei Rosen, Dahlien und Begonien in die Wege geleitet. Besondere in Aussicht stehende Bestimmungen werden für die Innehaltung des gekennzeichneten Weges Sorge tragen

Wenn auch beim Obstbau die Sortenfragen weit schwieriger liegen, so ist es für den Augenblick erforderlich, mindestens eine Sortenbereinigung bei Beerenobst vorzunehmen. Sortenregisterstellen für Erdbeeren sind in Dahlem und in Weihenstephan eingerichtet. Diese Versuchsstationen stellen fest, welche selbständigen Typen vorhanden sind. Nach Erledigung dieser Arbeit wird es leicht sein, auch die wirtschaftlich wertvollen Sorten zu erkennen, um diese dann allein für den Anbau freizugeben. Die Erdbeeren werden uns ein gutes Versuchsobjekt sein, um alsdann später auch eine Bereinigung der anderen Beerenobstarten sicherzustellen. Nicht außer acht gelassen werden darf beim Obst auch die Bereinigung der Sortenfragen bei den Unterlagen und Edelsorten. Man darf wohl heute schon annehmen, daß, wenn sich auch dieses Gebiet schwierig gestalten wird, die Arbeiten zum Erfolg führen.

Alle in Angriff genommenen Probleme setzen die Mitarbeit aller praktischen Kreise voraus. Wenn auch von seiten des Reichsnährstandes nicht jeder einzelne Praktiker zur Mitarbeit herangezogen werden kann, so mag doch darum gebeten sein, daß die Praktiker selbst ihre Erfahrungen den zuständigen Stellen der Landesbauernschaften mitteilen, damit über diese Stellen auch eine einwandfreie Information innerhalb des Reichsnährstandes gegeben ist.

Die vielfach vorgetragenen Gedanken, die Lokalsorten seien für manche Gebiete von ausschlaggebender Bedeutung, können nicht als allgemein gültig anerkannt werden. Zuzugeben ist, daß bestimmte Sorten von beachtlicher Bedeutung sind. Fest steht darüber hinaus aber auch, daß es bei der Vielzahl von gartenbaulichen Arten auch Sorten gibt, die eine große Anbaustreubreite besitzen, d. h. es gibt Sorten, die sich unter verschiedenstem Anbau verhältnismäßig gut eignen. Diese herauszustellen, wird Aufgabe der Zukunft sein. Bei Gemüse beispielsweise haben wir ein verhältnismäßig geschlossenes Marktgebiet vor uns, und dieses geschlossene Gebiet verlangt auch die Lieferung eines in allen Teilen des Landes möglichst gleichmäßigen Erntegutes.

Der Reichsverband der Gartenausführenden und Friedhofgärtner

H. Aldinger, Stuttgart

Bei der Eingliederung des Reichsverbandes des deutschen Gartenbaues in den Reichsnährstand gelang es erfreulicherweise, die Absplitterung irgendwelcher Teile des Gartenbaues zu verhüten. So wurden auch die Gartenausführenden und Friedhofgärtner Angehörige des Reichsnährstandes. Sie wurden bisher und werden auch künftig von der Hauptabteilung II C 9 betreut. Hieran ändert sich durch die Gründung des Reichsverbandes nichts. Die Gründung des Reichsverbandes der Gartenausführenden und Friedhofgärtner bezweckt also nicht etwa eine Loslösung vom Reichsnährstand oder eine Trennung von den übrigen Gebieten des Gartenbaues, sondern die Schaffung von Möglichkeiten hinsichtlich Ausbildung und Beratung der Gartenausführenden und Friedhofgärtner, die in dem erforderlichen Ausmaß bisher nicht gegeben war.

Den äußeren Anlaß zur Gründung des Reichsverbandes der Gartenausführenden und Friedhofgärtner gab die Tatsache, daß bisher nur die Gartenausführenden und Friedhofgärtner beim Reichsnährstand beitragpflichtig waren, die einen Erzeugerbetrieb haben, weil die Beiträge vom Reichsnährstand nach dem Einheitswert der Grundstücke erhoben werden. Während also auf der einen Seite die Mittel fehlten, um alles das durchzuführen, was zur Förderung der Gartenausführenden und Friedhofgärtner unbedingt notwendig erscheint, zahlten viele unserer Berufskameraden keine Beiträge und fühlten sich daher auch nicht als Angehörige des Reichsnährstandes. Es mußte deshalb eine Organisationsform gesucht und gefunden werden, die sowohl die innere Verbindung mit dem Reichsnährstand gewährleistet, die aber auch die Möglichkeit bietet, alle Aufgaben aus eigener Kraft vorwärtszutreiben.

Am 2. Juli 1936 ist mit Genehmigung des Verwaltungsamtsführers im Reichsnährstand die Gründung des Reichsverbandes der Gartenausführenden und Friedhofgärtner vollzogen worden. Der Unterbau, d. h. die Satzungen des Reichsverbandes, sind so gehalten, daß einer gesunden Entwicklung und Geltendmachung der berechtigten Berufsinteressen nichts mehr im Wege steht. Es ist die Möglichkeit gegeben, alle auf dem Arbeitsgebiet der Gartenausführung und Friedhofgärtnerei tätigen Berufskameraden zu erfassen und zur Beitragsleistung zu verpflichten. Selbstverständlich sind die Pflichten der Mitglieder mit der Beitragsleistung nicht erschöpft. Jeder einzelne muß in wahrhaft kameradschaftlichem Geist mitarbeiten und seine kameradschaftliche Gesinnung in allen seinen Handlungen unter Beweis stellen. Die Berufskameradschaft allen Kameraden und nicht zuletzt unserer Gefolgschaft gegenüber darf nicht nur leere Phrase sein, sondern muß lebendige Tat werden. Die Ehr- und Pflichtbegriffe, die strenge Reellität und die gegenseitige Hilfsbereitschaft, wie sie einst in den

Handwerkerzünften galten und die in dem Handwerk zu hohem Ansehen führten, sollen bei uns wieder aufleben. Es muß für jeden von uns eine besondere Ehre bedeuten, Mitglied des Reichsverbandes der Gartenausführenden und Friedhofgärtner zu sein. Dafür, daß der Reichsverband immer im engsten Einvernehmen mit dem Reichsnährstand arbeiten wird, bietet schon der Umstand Gewähr, daß der Vorsitzende und sein Stellvertreter vom Reichsbauernführer berufen und abberufen werden. Darüber hinaus ist durch die ständige Vertretung des Reichsnährstandes im Beirat unseres Reichsverbandes und durch die Personalunion zwischen Landesbeiräten „Gartenausführung und Friedhofgärtnerei" und unseren Landesgruppenleitern für Zusammenarbeit gesorgt. Wir wollen durch unsern Reichsverband die Arbeit bis zu den einzelnen Berufskameraden hin vertiefen, aber nicht des Vorzuges der Zugehörigkeit zu einer so großen und starken Organisation wie dem Reichsnährstand verlustig gehen.

Zum organisatorischen Aufbau unseres Reichsverbandes führe ich in großen Zügen folgendes aus:

Der Reichsverband wird geleitet von dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter. Der Vorstand wird unterstützt durch den Geschäftsführer, durch vier weitere Beiratsmitglieder und einen Vertreter des Reichsnährstandes.

Der Reichsverband gliedert sich in Landesgruppen für den Bezirk jeder Landesbauernschaft und in Kreisgruppen für den Bezirk einer oder mehrerer Kreisbauernschaften. Aufgabe der Landes- und Kreisgruppen ist es, der Führung des Reichsverbandes in der Erreichung der durch die Satzung festgesetzten Ziele zu unterstützen und die Durchführung der satzungsgemäßen Maßnahmen zu erleichtern. An der Spitze der Landes- bzw. Kreisgruppe stehen Landes- bzw. Kreisgruppenleiter, ihnen stehen 2 Beiräte zur Seite.

Der Reichsverband hat sein eigenes Finanzwesen. Die Beitragshöhe wird so gehalten, daß den wirtschaftlichen Verhältnissen der einzelnen Berufsangehörigen im Reiche Rechnung getragen werden kann. Es werden 5 Beitragsstufen, und zwar gestaffelt nach der Anzahl der Arbeitskräfte, gebildet. Die Anzahl der im vorangegangenen Jahr beschäftigten Arbeitskräfte wird ermittelt, indem man die Summe der Arbeitstage durch 250 teilt. Beispiel:

im Frühjahr . .	75	Tage	10	Arbeitskräfte	=	750 Arbeitstage
im Sommer . .	100	„	2	„	=	200 „
im Herbst . . .	50	„	8	„	=	400 „
im Winter . . .	50	„	3	„	=	150 „
						1500 : 250 Tage = 6

Der Gartenausführende würde 60,— RM Jahresbeitrag zu zahlen haben. Folgende Beitragsstufen wurden aufgestellt:

1. keine fremde Arbeitskraft	Jahresbeitrag	20,— RM.
2. bis zu 2 fremden Arbeitskräften	„	40,— RM.
3. über 2 bis zu 6 fremd. Arbeitskräften	„	60,— RM.
4. über 6 bis zu 12 fremd. Arbeitskräften	„	80,— RM.
5. über 12 fremde Arbeitskräfte	„	120,— RM.

Die Einstufung erfolgt durch den Landesgruppenleiter, Einspruch gegen diese Einstufung kann beim Reichsverband unter Beilage des an die Gartenbau- und Friedhofsberufsgenossenschaft eingereichten Arbeitswertnachweises erhoben werden. Von den aus den einzelnen Landesgruppen eingegangenen Mitgliedsbeiträgen steht jeder Landesgruppe ein prozentual festgelegter Betrag für die Arbeiten in ihrem Gebiet und zur Führung ihrer Geschäfte zur Verfügung. Diese Regelung ermöglicht es, den Angehörigen unseres Reichsverbandes in weitgehendstem Maße zu dienen, d. h. wir haben die Möglichkeit, Schulungstagungen und Versammlungen durchzuführen, wo und wann wir es für notwendig halten.

Nun noch einige Ausführungen über die zukünftigen Aufgaben des Reichsverbandes der Gartenausführenden und Friedhofgärtner.

Als vornehmste und wichtigste Aufgabe betrachtet der Reichsverband die Berufsausbildung der Betriebsführer und unserer Gefolgschaft; denn die heute mögliche Berufsausbildung in der Gartenausführung und Friedhofgärtnerei ist in Anbetracht der großen Anforderungen, die an unsere Berufsgruppe gestellt werden, unzureichend. In den allermeisten Fällen besteht die Ausbildung nur in einer 3jährigen Lehrzeit in einem Gemischtbetrieb, während welcher der Lehrling die Fachklasse der Gärtner in Städten besuchen kann; auf dem Lande sitzt der Gärtnerlehrling zwischen allen möglichen andern Berufen. Nach Abschluß der Lehre folgen 1 bis 2 Gehilfenjahre in einer Baumschule oder Topfpflanzenbetrieb und dann Eintritt in die Gartenausführung oder Friedhofgärtnerei. Es fehlte bisher an den Möglichkeiten zu der unbedingt erforderlichen Weiterbildung in den fachtechnischen Fragen, die für Gartenausführende und Friedhofgärtner wichtig sind. Wir werden uns deshalb die Weiterbildung und Schulung der Berufskameraden, und zwar sowohl der Unternehmer als auch der Gefolgschaftsleute, in ständiger Zusammenarbeit mit dem Reichsnährstand II E und II C 9 besonders angelegen sein lassen. Selbstverständlich wird bei dieser Schulung neben dem fachlichen auch das Weltanschauliche berücksichtigt werden. Als weitere Hauptaufgabe hat sich unser Reichsverband die restlose Erschließung aller Möglichkeiten des Arbeitsgebiets der Gartenausführenden und Friedhofgärtner gestellt. Obwohl wir zu unserer Befriedigung sagen können, daß gerade in den letzten Jahren von seiten der Städte und Behörden und der Reichsautobahn größere Aufträge den Gartenausführenden zugefallen sind, gibt es noch viele Möglichkeiten, insbesondere dieses Arbeitsgebiet zu erweitern.

Ich erinnere an das große Arbeitsgebiet des allgemeinen Straßen- und Wegebaues, insbesondere an die Arbeitsmöglichkeit für den Gartenausführenden bei dem noch in seiner Anfangsentwicklung steckenden Gebiet des Radfahrwegebaues. Weiter erinnere ich an die Möglichkeiten, den Gartenausführenden und Friedhofgärtner bei Friedhofsneuanlagen und Umänderungen einzusetzen.

Ganz in den Anfängen der Entwicklungs- und Betätigungsmöglichkeit stehen wir auf dem Gebiet „Schönheit des Arbeitsplatzes".

Wieviel Fabrikhöfe und wieviel Werksanlagen sind heute noch ohne jeden grünen Schmuck.

Ich nenne ferner die Aktion Dorfverschönerung, die Schaffung und Pflege von Bauerngärten, die Ausgestaltung und Pflege der Dorffriedhöfe.

Eine dritte und nicht weniger wichtige Aufgabe wird es sein, einheitliche Musterkalkulationsgrundlagen und Musterkostenvoranschäge, a) für das ganze Reich und b) den örtlichen Verhältnissen angepaßt, aufzustellen. Die erwähnten Schulungen werden wir ganz besonders auch auf diesem Gebiet durchführen. — Nebenbei sei nur erwähnt, daß wir gegenwärtig einen scharfen Gang wegen der Reichsverdingungsordnung auszufechten haben, und wir hoffen, daß wir ihn mit Unterstützung des Reichsnährstandes zum möglichst vollen Erfolg durchfechten.

Die Deutsche Hagel-Versicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit für Gärtnereien usw. zu Berlin

E. Schröder, Berlin

Der Landesbauernführer der Landesbauernschaft Freistaat Sachsen hat im Jahre 1935 in einem Aufruf an die sächsischen Bauern die Stellung des Reichsnährstandes zur Hagel-Versicherung wie folgt gekennzeichnet:

„Alle Gesuche um Hilfeleistung an Staat und Organisationen müssen in der Regel schon deshalb zum großen Teile unerfüllt bleiben, weil kein Haushaltplan Unterstützungen in dem Umfange, wie sie notwendig würden, vorsehen kann. Auch würde die Behebung des Schadens durch öffentliche Zuwendungen an Nichtversicherte zweifellos eine Ungerechtigkeit denen gegenüber darstellen, die seit Jahren einer Versicherung angehören und durch ihre Prämienzahlung das Werk der berufsständischen Selbsthilfe praktisch gefördert haben. Denn darüber müssen wir uns klar sein: es ist des Bauerntums unwürdig, bei solchen Naturschäden, von denen der Bauernstand früher heimgesucht wurde und mit denen er auch in Zukunft zu rechnen hat, immer und immer wieder als Bittsteller bei Staat und Organisationen vorzusprechen. Es ist Aufgabe des Berufsstandes, diese Schäden einigermaßen tragbar auszugleichen. Die Hagelversicherung bedeutet also nicht nur eine unerläßliche Vorsichtsmaßregel für den Betriebsführer, sondern gleichzeitig die Teilnahme an praktischer Gemeinschaftsarbeit. Wer sich von der Versicherung ausschließt, schließt sich damit gleichzeitig von der Gemeinschaftsarbeit aus und darf sich nicht wundern, wenn dann die Gemeinschaft es auch ablehnt, für den ihn betroffenen Schaden miteinzutreten."

Nach der schweren Katastrophe in Oberbayern kam der bayerische Ministerpräsident auf den Gemeinschaftsgeist zu sprechen und schnitt die Frage an, ob nicht in der Form der Versicherung, die ja auf dem Grundsatz: „Einer für alle, alle für einen" aufgebaut sei, andere Wege zu gehen wären. „Es geht nicht an", sagte er, „daß sich jemand darauf verläßt, der seit Jahrzehnten vom Hagelschlag verschont blieb, daß im Katastrophenfall der Staat oder der Gemeinsinn der Volksgenossen einzuspringen hat. Es ist Pflicht eines jeden einzelnen, sich den Segen einer Versicherung auch für seine Person zu s i c h e r n. Wenn in einem so starken Maße, wie es hier der Fall war, diese Pflicht vergessen wird, so braucht man sich keineswegs zu wundern, daß maßgebende Stellen hier die Möglichkeit eines Versicherungszwanges erwägen."

Das sind zwei Äußerungen zur Hagelversicherung, die schlaglichtartig nicht nur die Einstellung der Öffentlichkeit, sondern auch maßgebender Männer des Reichsnährstandes und der Staatsführung zur Hagelversicherung erkennen lassen. Es kommt in diesen beiden Äußerungen zunächst einmal mit aller Deutlichkeit der Wille nationalsozialistischer Führung im Staat und im Reichsnährstand zum Ausdruck, zur Selbstversicherung zu erziehen. Weder Staat noch Reichs-

nährstand wollen Almosen und Wohlfahrtsempfänger, sondern verlangen von jedem einzelnen aus einer inneren Verpflichtung heraus die Maßnahmen, die zur Erhaltung der Ernährungsstätte für Betriebsinhaber und Gefolgschaft und zur Erhaltung des der Volksgemeinschaft gehörenden Gutes notwendig sind. Beide appellieren daran, diese Verantwortung im Rahmen der aus dem Gemeinschaftsgeist geborenen Einrichtungen zu üben. Mit besonders starker Betonung hat der bayerische Ministerpräsident darauf hingewiesen, daß der Staat zwar seine Volksgenossen nicht in Not und Elend umkommen lassen könne, daß er aber gezwungen sei, den Bauer — und für den Gärtner gilt das selbstverständlich auch — zu den ihm zur Verfügung stehenden Sicherheitsmaßnahmen zu zwingen, wenn er nicht bereit sei, aus eigenem Entschluß heraus davon Gebrauch zu machen.

Man glaube nicht, daß die Erörterung der Zwangsversicherung nur eine nicht durchzuführende Androhung sein könne. Wenn es z. B. schon möglich ist, auf dem Wege des Zwanges Gewächshäuser gegen Feuer zu versichern, warum sollte es nicht möglich sein, auf dem gleichen Wege zu einer Versicherung gegen die viel größeren Gefahren der Zerstörung durch Hagelschlag zu zwingen.

Die Bezeichnung, die der bayerische Ministerpräsident für die Versicherung wählte, als eine aus dem Grundsatz „Einer für alle und alle für einen" aufgebaute Einrichtung oder, wie ich es in der Themastellung dieses Referates andeutete, als eine Gefahrengemeinschaft, kennzeichnet auch Sinn und Aufgabe unserer Gesellschaft. Die Rechtsform der Gegenseitigkeit, die sich gerade in der Hagelversicherung sehr stark durchgesetzt hat und die auch die Rechtsform unserer Gesellschaft ist, weist ebenfalls darauf hin, daß das Aufeinanderangewiesensein Ursache dieser Gründung vor fast 90 Jahren gewesen ist. Sie hat in ihrer privatwirtschaftlichen Auswirkung zur Folge, daß alle die, die sich unserer Gesellschaft anvertrauen, im gleichen Maße an den Überschüssen wie an den Verlusten teilnehmen müssen. Freilich findet diese Gegenseitigkeit eine Grenze bei der Festsetzung der Leistung an die Gefahrengemeinschaft. Denn es wäre unbillig, wenn diejenigen Berufskameraden, deren Betriebe in den nach jahrzehntelanger Erfahrung weniger hagelgefährdeten Gebieten liegen, zu gleich hohen Leistungen herangezogen würden wie diejenigen, deren Betriebe in regelmäßigen Abständen von Hagelwettern heimgesucht werden. Es ist selbstverständlich, daß hier Differenzierungen notwendig sind, die einmal herbeigeführt wurden durch unterschiedliche Berechnung der Beiträge, dann aber auch durch weitgehende Rabattgewährung für schadenfreie Jahre. Doch das sind versicherungstechnische Dinge, auf die im einzelnen näher einzugehen hier nicht der Platz ist. Nur noch die eine Bemerkung, daß die Fragen der Beitragshöhe und unmittelbar auch die der Zwangsversicherung in einem anderen Licht erscheinen, sobald man sie in Zusammenhang bringt mit dem immer weiter fortschreitenden System der Marktordnung und der Preise. Um ein Beispiel herauszugreifen: Baumschulen. Es haben alle Baumschulenbesitzer teil an den vom Reichsnährstand geschützten Preisen. Der im hagelgefährdeten Gebiet wohnende Baumschulenbesitzer, der gezwun-

gen ist, die sehr erheblichen Prämien für eine Baumschulversicherung zu bezahlen, erhält nicht mehr als derjenige, der die Versicherung unterläßt und im Falle von schweren Schäden, wie wir es ja erlebt haben, vielleicht noch seine Kameraden zur Unterstützung angeht. Es ist aber nicht gerecht, nur die Vergünstigungen eines Zusammenschlusses genießen zu wollen, ohne auch bereit zu sein, in anderen Dingen die Pflichten berufskameradschaftlicher Zusammengehörigkeit auf sich zu nehmen. Je mehr der Reichsnährstand mit seinen Einrichtungen dem Bauer und Gärtner die Sorge um den Absatz und um den Preis abnimmt, um so mehr erhält die Forderung nach einem Zwang zum Einstehen aller für einen Berechtigung, wenn unabwendbare Naturereignisse überraschen.

Aus dieser Einsatzbereitschaft für eine Einrichtung des Berufes folgt für uns ganz selbstverständlich die Pflicht, den notwendigen Einblick in unsere Arbeitsmethoden zu geben. Wir tun das seit einem Jahr nicht nur durch die Zustellung des Geschäftsberichtes, sondern auch durch unsere alljährlich in den Landesbauernschaften durchgeführten Versammlungen unserer Mitglieder.

Der Gesellschaft gehörten am 15. August 1936 an:

Versicherte	Versicherungssumme	Vorbeitrag
17 608	65 000 000,— RM	1 316 403,20 RM

Es dürfte interessieren, wie sich diese Versicherungen auf die verschiedenen Sparten verteilen:

Glas	292 000,— RM
Gewächse unter Glas	175 000,— RM
Gewächse im Freien	369 000,— RM
Baumschulen	111 000,— RM
Obst/Wein	214 000,— RM

Setzt man diese Zahlen z. B. in Vergleich zu den im Gartenbau vorhandenen Glasflächen, so wird es erklärlich, wenn alljährlich Betriebe und Betriebsteile in einem sehr erheblichen Umfang zerstört werden, für deren Wiederaufbau dann an das berufskameradschaftliche Herz derer appelliert wird, die Verantwortung genug hatten, sich in der Gefahrengemeinschaft des Berufes rechtzeitig Anspruch auf Hilfe zu sichern.

51 223 Betriebe haben nach der amtlichen Statistik 16 180 746 qm unter Glas. Das würde eine Versicherungssumme von 64 720 000,— RM und einen Beitrag von 545 000,— RM bedeuten. Würde es gelingen, alle Berufskameraden zur Versicherung ihrer Glasflächen zu zwingen, so würde für die Versicherung nicht 0,75 RM je 100 RM Versicherungssumme, sondern nur ein Bruchteil notwendig sein. Wir haben aber seit 1934 die Zahl der Versicherten von 13 940 auf 17 608 steigern können, das sind rd. 27 vH.

Die Mitwirkung bei unserer Aufgabe soll sich nicht nur auf die Bemühung zur Gewinnung der noch nicht angeschlossenen Betriebsinhaber erstrecken, sondern auf die Erfüllung unserer eigentlichen Aufgaben. In diesem recht schadensreichen Jahr hat sich ein empfindlicher Mangel an Schätzern bemerkbar gemacht. Es müßte so sein, daß wir in jeder Kreisbauernschaft wenigstens über einen Schätzer ver-

fügen. Doch darf ich so unbescheiden sein, zu sagen, daß uns für diese Aufgaben die charakterlich besten und im Beruf erfahrensten Gärtner gerade gut genug sind. Wir brauchen Männer, die in den wichtigsten Sparten des Berufes gleich gut bewandert sind und die die Fähigkeit haben, in objektiver Weise Schäden festzustellen und die festgestellte Höhe den Mitgliedern gegenüber zu begründen.

Vielfach ist auch aus den Kreisen des Berufsstandes der Wunsch geäußert worden, die Vertretungen der Gesellschaft Angehörigen des Berufsstandes zu übertragen. In einigen wenigen Fällen konnte das geschehen. Aber das werden immer nur Ausnahmen sein, denn die Hauptarbeit unserer Vertreter fällt gerade in die Jahreszeit, in der auch in den Betrieben die meiste Arbeit zu tun ist. Wir können aber nicht darauf verzichten, daß die für uns notwendigen Arbeiten spätestens Mitte Juni erledigt sind. Soweit sich Berufskameraden in ihren Betrieben frei machen können oder aber aus irgendwelchen nicht unehrenhaften Gründen den Betrieb aufgegeben haben, und soweit sie die notwendige Eignung dazu haben, sind wir selbstverständlich bereit, uns ihrer Mitarbeit zu bedienen. Sonst aber wird man es verstehen, daß die beruflichen Versicherungsvertreter es ebensowenig wünschen, einen Wettbewerb aus anderen Berufen zu sehen, wie die Gärtner es mit Recht bekämpfen, wenn Angehörige anderer Berufsgruppen ihnen ins Handwerk pfuschen.

Soviel über die Grundlage, den Inhalt unserer Arbeit und unsere Stellung zum Gartenbau im Reichsnährstand. Damit ist aber nur die Grundlage geschaffen für unsere Aufgabe, nämlich den der Gefahrengemeinschaft angehörenden Mitgliedern den Schaden zu ersetzen, der durch Hagel und Sturm an den versicherten Gegenständen bzw. Kulturen entsteht.

Infolge der verhältnismäßig günstig verlaufenen letzten vier Jahre hat sich in den Reihen des Berufsstandes eine Sorglosigkeit breit gemacht, die sich gerade bei den schweren Katastrophen dieses Jahres verhängnisvoll ausgewirkt hat.

Wir werden im kommenden Jahre einen Teil unseres Werbefeldzuges vornehmlich darauf verwenden müssen, daß wir unsere Mitglieder zu einer wirklich vollen Schutz bietenden Versicherung erziehen.

Es ist natürlich schwer, über die wirklichen Schäden, die alljährlich durch Hagel und Sturm in allen deutschen Gartenbaubetrieben entstehen, einen Überblick zu bekommen. Es genügen aber schon die Summen, die seitens unserer Gesellschaft in den letzten Jahren ausgezahlt wurden, um eine ungefähre Beurteilung zu ermöglichen.

1930	880 506,40 RM
1931	1 255 805,18 RM
1932	703 345,87 RM
1933	343 568,60 RM
1934	418 006,39 RM
1935	446 437,48 RM

In diesem Jahre dürften diese Zahlen erheblich übertroffen werden, da die zur Regulierung der Schäden aufgewandten Mittel schon heute 560 000,— RM betragen.

Sowohl in der Landwirtschaft als auch im Gartenbau wird die Forderung der führenden Männer des Reichsnährstandes nach einer Versicherung der Betriebe immer mit dem Hinweis beantwortet, daß es hagelfreie Gebiete gäbe. Gerade das Jahr 1936 hat aber den Gegenbeweis zu der falschen Meinung von der Hagelfreiheit bestimmter Gebiete deutlich gebracht. Am 5. Mai wurde Ost- und Westpreußen von einer schweren Hagelkatastrophe betroffen. Am 7. Mai hagelte es sehr schwer in Thüringen, am 9. Mai in der Gegend von Zittau, am 14. Mai ging in der Gegend von Reichenhall ein schwerer Hagelschlag nieder, am 10. Juni wurde das Bodenseegebiet betroffen, am 16. Juni gab es bei Osterode in Ostpreußen ein schweres Hagelwetter, am 23. Juni wurde das Gebiet von Sigmaringen auf das schwerste betroffen, während am 17. Juli über Stuttgart und Umgegend ein Unwetter niederging, wie es in dieser Gegend seit Menschengedenken nicht beobachtet wurde, am 18. Juni wurde die Gegend zwischen Hildesheim und Braunschweig, in der unsere Vertreter stets besonders schwere Arbeit haben, überrascht und leider in einer sehr großen Anzahl unversicherter Betriebe erheblicher Schaden angerichtet. Auch Pommern und Schleswig-Holstein sind nicht verschont geblieben, wie auch in Süd- und Mittelbaden und in der Altmark mancher Betriebsinhaber glücklich war, in diesem Jahre dem dringenden Mahnruf des Berufsstandes gefolgt zu sein. Dabei gehört das Gebiet des Deutschen Reiches auch in diesem Jahre noch zu den europäischen Ländern, die am wenigsten betroffen wurden.

Die eben genannten Zahlen zeigen die erheblichen Schwankungen im Laufe der Jahre, die immer wieder Veranlassung sind, die Betriebsinhaber in Sicherheit zu wiegen und sie zu veranlassen, die Ausgaben zu „sparen". Wenn es nicht so furchtbar hart und bitter wäre, könnte ich eine Liste von Hunderten von Betrieben aufmachen, die diese Sparsamkeit am falschen Ort bitter bezahlt haben, die an einem Tage in wenigen Minuten mehr verloren haben, als sie Lebzeiten je an Beiträgen hätten zahlen können. Unser Grundsatz, eine möglichst gerechte Prämie zu erheben, hat uns im Laufe der Jahre ein Beitragssystem entwickeln lassen, das es uns ermöglicht, bei langer Schadenfreiheit erhebliche Rabatte zu vergüten. Außerdem kommen alle Überschüsse ausschließlich den Mitgliedern wieder zugute, so daß sehr viele unserer Mitglieder in den letzten Jahren nur 40 vH des tarifmäßigen Beitrages bezahlen mußten.

Wir sind nicht Lieferanten in der Ware „Versicherungsschutz", sondern Treuhänder der deutschen Gärtner mit der Aufgabe, immer bereit zu sein, wenn es gilt, von Katastrophen vernichtete Existenzen wieder aufbauen zu helfen, d. h. Betriebsführern und Gefolgschaft die Arbeitsstätte, der Volkswirtschaft werteschaffende Einrichtungen und den Familien ihre Lebens- und Aufbaugrundlagen zu erhalten. Eine Aufgabe, die lebensnotwendig erfüllt werden muß wie säen und ernten, eine Aufgabe, die dann auch der Einsatzbereitschaft aller besonders wert ist, wenn sie sich auf der Grundlage engster berufskameradschaftlicher Verbundenheit vollzieht.

2. Gesetzliche Selbsthilfeeinrichtungen

Die Gartenbau- und Friedhof-Berufsgenossenschaft

M. Himmelmann, Köln

Zum Verständnis der Dinge ist es erforderlich, wenigstens in etwas auf die Entstehung der deutschen Sozialversicherung und insbesondere der Unfallversicherung einzugehen. Wir wissen, daß die gesetzliche Fürsorge für die erkrankten und invaliden Volksgenossen in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzte. Der Unfallversicherung voraus ging die Gesetzgebung über die Errichtung der Krankenversicherung, ihr folgten die Invaliden- und Altersversicherung, später die Knappschafts- und Angestellten- und schließlich die Arbeitslosen-Versicherung. Als Geburtsjahr der Unfallversicherung ist das Jahr 1885 anzusehen, und im vergangenen Jahr konnten daher eine große Zahl Versicherungsträger bereits ihr 50jähriges Jubiläum feiern. Gegenüber den anderen Versicherungszweigen der deutschen Sozialversicherung nimmt die Unfallversicherung eine besondere Stellung ein. Nicht nur, daß ihr Aufbau, ihre Struktur und der von der Versicherung erfaßte Personenkreis ein anderer ist als bei den übrigen Versicherungen, unterscheiden sich auch der Rechtsgrund und Rechtscharakter der Unfallversicherung von den der anderen Versicherungszweige.

Der schaffende deutsche Mensch war gegen die Wechselfälle des Lebens auf Grund der bestehenden Gesetze nur unzureichend geschützt. Eine Schadloshaltung des Arbeiters, zum Beispiel für die aus einem Unfall im Betriebe erwachsenen wirtschaftlichen Folgen, war ihm nach bürgerlichem Recht nur unter erschwerten Umständen gegen den unmittelbaren Urheber der Schädigung möglich. Zwar regelte das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 die Ansprüche eines Gefolgschaftsmitgliedes bei Körperverletzung im Dienste des Unternehmers oder der Hinterbliebenen bei Tötung des Angehörigen durch Betriebsunfall, wenn ein mit der Leitung oder Beaufsichtigung des Betriebes oder der Arbeiten Beauftragter den Schaden schuldhaft herbeigeführt hatte; jedoch war es häufig nur zu schwierig, einen solchen Nachweis zu erbringen und dadurch die Rechtsansprüche sicherzustellen. Langwierige Prozesse ließen den Verletzten oder die Hinterbliebenen nur zu oft bei der Verfolgung ihrer Rechte ermüden oder verschafften den Berechtigten vielfach auch dann nicht den Erfolg ihrer Bemühungen, wenn es trotz obsiegenden Urteils nicht möglich war, von den Verpflichteten mangels Vermögens Leistungen zu erhalten. Diesem Übelstand abzu-

helfen war der Zweck des Unfallversicherungsgesetzes von 1884. Die Abhilfe wurde geschaffen durch Errichtung einer auf gesetzlichem Zwang beruhenden zugunsten der Arbeiter sich auswirkenden Kollektiv-Haftpflichtversicherung der Unternehmer. Man bekannte sich zu den Grundsätzen der Haftpflicht, verteilte aber die Last durch Schaffung der Gefährdungshaftung auf die Schultern der Gesamtheit.

So entstanden in jener Zeit für die verschiedensten Wirtschaftszweige die Träger der Unfallversicherung. Zunächst blieb die Ausdehnung des reichsgesetzlichen Unfallschutzes auf gewerbliche Betriebe beschränkt, jedoch schon durch Gesetz vom 5. Mai 1886 wurden auch Land- und Forstwirtschaft in den gesetzlichen Unfallschutz einbezogen und die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften errichtet. Eine Verbesserung und Ausgestaltung erfuhr das Recht der Unfallversicherung durch das Gesetz vom 30. Juni 1900. Nach § 1 dieses Gesetzes unterlagen der Versicherungspflicht bei den landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften die Betriebe des Gartenbaues, der Parkwirtschaft und Betriebe sonstiger gärtnerischer Pflege von Schmuckanlagen; ferner galten nach ausdrücklicher Vorschrift als landwirtschaftliche Betriebe die Betriebe der gewerblichen Gärtnereien, als da sind: Kunst- und Handelsgärtnerei, Baumschule, Samengärtnerei und Landschaftsgärtnerei. Ausgeschlossen von der Versicherung blieb damals die Bewirtschaftung von Haus- und Ziergärten.

Als Zweig der Landwirtschaft betrachtet fielen nach den damaligen Gesetzen auch diese sogenannten gewerblichen Gärtnereien unter den Versicherungsschutz der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften. Die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften wurden nach örtlichen Bezirken errichtet. Infolge dieser regionalen Einteilung war es selbstverständlich, daß die Verhältnisse bei den einzelnen Berufsgenossenschaften voneinander abwichen. Hervorragende Merkmale solcher Abweichungen boten insbesondere die Beitragssätze. Es blieb infolgedessen nicht aus, daß schon mit Rücksicht hierauf alsbald Unzufriedenheit unter den Gartenbaumitgliedern der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften ausgelöst wurde. Immer mehr wurde der Wunsch laut, den Verhältnissen der Gartenbaubetriebe bei den Berufsgenossenschaften Rechnung zu tragen und sie gegenüber den übrigen Betrieben anders zu behandeln. Man verlangte insbesondere im Hinblick auf die geringere Unfallgefährlichkeit der Gartenbaubetriebe andere Beitragssätze, besondere Kontenführung und von der übrigen Statistik getrennte Nachweisung der geleisteten Beiträge und gewährten Entschädigungen. Die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften glaubten jedoch, solchen Wünschen nicht nachkommen zu können. Infolge dieser Einstellung der Versicherungsträger tauchte im Laufe der Zeit der Gedanke der Errichtung einer eigenen Berufsgenossenschaft für den deutschen Gartenbau auf.

Als der Erlaß der Reichsversicherungsordnung die Möglichkeit der Errichtung neuer Versicherungsträger zuließ und auf einer Versammlung sämtlicher landwirtschaftlicher Berufsgenossenschaften den Vertretern des Gartenbaues nahegelegt wurde, ihre Ziele in einer

eigenen Berufsgenossenschaft zu verfolgen und aus den landwirtschaftlichen Versicherungsträgern auszuscheiden, war man im deutschen Gartenbau überzeugt und entschlossen, den gewiesenen Weg zu gehen, und schon am 25. November 1912 konnte die Gründungsversammlung einer eigenen Berufsgenossenschaft stattfinden. Durch Bundesratbeschluß vom 10. Oktober 1912 wurde der Errichtung einer eigenen Berufsgenossenschaft des deutschen Gartenbaues mit Wirkung vom 1. Januar 1913 zugestimmt und ihr auch die bis dahin nur mit ihrem gärtnerischen Teil versicherungspflichtigen Friedhofsbetriebe im vollen Umfange zugeteilt. Der Bezirk der Berufsgenossenschaft erstreckte sich auf das damalige Reichsgebiet mit Ausnahme der Länder Bayern, Sachsen, Hessen, Braunschweig, Schaumburg-Lippe, Bremen und Hamburg. Die damalige föderalistische Einstellung und die Sonderbestrebungen der Länder ließen noch nicht zu, was inzwischen im Dritten Reich Tatsache geworden ist.

Der Mangel an Erfahrungen und gewisse Widerstände, die sich bei solchen Gelegenheiten von einigen Seiten immer zeigen, dazu die Schwierigkeiten bei der Abgrenzung von Gartenbau- und landwirtschaftlichen Betrieben machten es den Vertretern des deutschen Gartenbaues, die sich seinerzeit in uneigennütziger, aufopfernder Weise für ihre Berufskameraden einsetzten, nicht leicht, ihre Aufgaben zu erfüllen. Noch mit den grundlegenden Vorbereitungen für die Ausgestaltung der Berufsgenossenschaft beschäftigt, eben dabei, die erste Umlage zu erheben, brach zudem der Krieg aus. Die Auswirkungen der Kriegszeit mußten die Schwierigkeiten bei der Ausführung des Werkes nur noch vergrößern. Alles sehnte den Schluß des Krieges und die Wiederherstellung normaler Verhältnisse herbei, da traf den jungen Versicherungsträger der schwerste Schlag durch den unglücklichen Ausgang des Feldzuges. Der Versailler Vertrag raubte Deutschland blühende Provinzen und mit ihnen der Berufsgenossenschaft eine große Anzahl von Betrieben. Nicht genug damit setzte nun die Inflation ein und steigerte die Schwierigkeiten und Sorgen der Berufsgenossenschaft ins Unermeßliche. Zu den bereits verlorenen Mitgliedern in den abgetretenen Landesteilen trat nunmehr auch noch der Verlust der ehemals fürstlichen Park- und Gartenanlagen, die, einst mit großem Aufwand unterhalten, einer großen Zahl deutscher Gärtner Lohn und Brot gaben.

Zu einigermaßen geregelten Zuständen kam es für die Berufsgenossenschaft erst nach der Inflationszeit. Jetzt erst unter stabilen Währungsverhältnissen war es ihr gestattet, eine ordnungsgemäße Verwaltungs- und Rechnungsführung durchzuführen und die Bedeutung des reichsgesetzlichen Versicherungsschutzes nachzuweisen.

Die auf Grund der Erfahrungen in den ersten Jahren schon während des Krieges einsetzenden Verbesserungsmaßnahmen konnten wieder aufgenommen und zum Abschluß gebracht werden. 1924 wurde die Unternehmerversicherung neu gestaltet. An Stelle des bisher angewandten durchschnittlichen Jahresarbeitsverdienstes für die Bemessung der Geldleistungen an die Unternehmer und ihre Ehefrauen

traten feste Beträge, die den Verhältnissen Rechnung trugen und bei ihrer Anwendung eine im allgemeinen auskömmliche Fürsorge sicherstellten. Der Segen der damals durchgeführten Maßnahmen ist inzwischen einer großen Zahl von Mitgliedern zuteil geworden. Die Vorteile der Unfallversicherung wurden nun erst den Versicherten offenbar.

Um sich ein Urteil über das Wirken der Berufsgenossenschaft bilden zu können, ist es unerläßlich, daß man die Aufgaben des Trägers der Unfallversicherung kennt. Nur zu häufig lehrt die Erfahrung, daß sowohl unter den versicherten Gefolgschaftsmitgliedern als auch sogar unter den Unternehmern der gezeigte Mangel an Verständnis für die Stellungnahme des Versicherungsträgers im Einzelfalle oder allgemein auf die mangelnde Kenntnis seiner Aufgaben und Pflichten zurückzuführen ist. Um so mehr erachte ich es daher für notwendig, daß keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen darf, den beteiligten Kreisen einen Einblick in die Aufgaben der Berufsgenossenschaft zu vermitteln und sie davon zu überzeugen, daß die von den Berufsgenossenschaften durchgeführten Maßnahmen nichts anderes sind als Dienst an der Gemeinschaft und damit Dienst am Volke.

Die Berufsgenossenschaften sind sich der überragenden Bedeutung ihrer Aufgaben bewußt. Auch der Unfallversicherungsträger des deutschen Gartenbaues ist stets bestrebt, den Grundsätzen der Allgemeinpflicht Rechnung zu tragen. In der Erkenntnis, daß die Erhaltung der Arbeitskraft des schaffenden deutschen Menschen die vornehmste Aufgabe der deutschen Sozialversicherung ist, bemüht sich auch der Träger der Unfallversicherung des deutschen Gartenbaues, dem Berufsstand Kräfte zu erhalten, deren er zur Erfüllung seiner Aufgaben bedarf.

Das Unfallversicherungsgesetz hat als Aufgabengebiete der Versicherungsträger vorgesehen: die Unfallverhütung, die Unfallheilung und die Unfallentschädigung. Da darüber keine Zweifel bestehen, daß es besser ist, Unfälle zu verhüten als ihre Folgen zu heilen und die Betroffenen zu entschädigen, versteht es sich von selbst, daß den Unfallverhütungsmaßnahmen unter den Aufgaben die Vorrangstellung eingeräumt ist. Es soll aber auch hier gleich erwähnt werden, daß gerade auf dem Gebiete der Unfallverhütung bedauerlicherweise die Arbeiten der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften gegenüber der Tätigkeit der gewerblichen Berufsgenossenschaften und ihren Erfolgen noch weit zurückstehen. Wenn diese bedauerliche Feststellung heute gemacht werden muß, so wollen wir aber nicht verkennen, daß auch die hier festgestellten Mängel darauf zurückzuführen sind, daß die Organisation der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften der Landesgesetzgebung überlassen war und die dadurch herbeigeführte Aufteilung der Versicherungsträger in zahlreiche kleine Berufsgenossenschaften zu groß angelegter Verwaltungsarbeit kein genügendes Betätigungsfeld bot. Um den Unterschied in den Leistungen auf dem Gebiete der Unfallverhütung bei den gewerblichen und bei den landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften einmal vor Augen zu führen, sei nur daran er-

innert, daß zum Beispiel im Jahre 1933 die gewerblichen Versicherungsträger für Unfallverhütung fast 6 Millionen, die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften dagegen nur 824 000 RM aufgewendet hatten. Mit Genugtuung darf aber festgestellt werden, daß inzwischen auch die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften im Bewußtsein ihrer großen Pflichten gerade auf dem Gebiete der Unfallverhütung tatkräftige Maßnahmen eingeleitet haben und mit ihrer Durchführung beschäftigt sind.

Die Leistungen der Berufsgenossenschaften bestehen sowohl bei Betriebsunfällen als auch Berufskrankheiten in Gewährung von Krankenbehandlung, Berufsfürsorge und Geldleistungen, namentlich Rente bzw. Krankengeld, Tage- und Familiengeld. Bei einem Versicherten-Bestande von 13,4 Millionen Versicherten in der deutschen Landwirtschaft im Jahre 1935 und der immer noch riesigen Zahl an Versicherungsfällen vermögen Sie zu ermessen, welche riesigen Summen aufzuwenden sind, um die Aufgaben der Versicherungsträger zu erfüllen. Die Gartenbau- und Friedhof-Berufsgenossenschaft hat im Jahre 1935 6026 Betriebsunfälle zu bearbeiten gehabt und in 2259 Fällen Entschädigungen gewähren müssen. Trotz aller Mahnrufe zeigen die Zahlen immer noch eine steigende Tendenz. Bedauerlicherweise nehmen unter den Unfällen dabei die Verkehrsunfälle auf Betriebswegen oder auf Wegen von und zur Arbeitsstelle einen großen Raum ein. Ich möchte deshalb auch an dieser Stelle den dringenden Appell aussprechen, immer wieder größte Vorsicht walten zu lassen, insbesondere im öffentlichen Verkehr und bei der Benutzung von motorisierten Verkehrsmitteln; ebenso aber in weit stärkerem Maße die Bemühungen der Berufsgenossenschaft bei der Durchführung der Unfallverhütungsmaßnahmen zu unterstützen. Denn die Höhe der Ausgaben des Versicherungsträgers für die ihm vom Gesetz vorgeschriebenen Leistungen sind bestimmend für die Last, die die Unternehmer mit der Zahlung ihrer Beiträge an die Berufsgenossenschaft zu tragen haben. Gewiß bedarf es zur Durchführung der dem Versicherungsträger übertragenen Aufgaben auch der unentbehrlichen Organisation, d. h. des Verwaltungsapparates. Aber auch sein Umfang ist abhängig von der Zahl der Versicherungsfälle. Jeder kann sich jederzeit davon überzeugen, daß nicht die Erfassung der versicherungspflichtigen Betriebe das Ausmaß des Verwaltungsumfanges bedingt, sondern allein die Erfüllung der eigentlichen unfallgesetzlichen Aufgaben die Größe der Einrichtung bestimmt, die zu ihrer Durchführung notwendig sind.

Die Berufsgenossenschaft fühlt sich ihren Mitgliedern gegenüber immer verpflichtet, das Maß an Beitragsleistungen erträglich zu gestalten und dem nur unbedingt notwendigen Bedarf anzupassen. Die Bestrebungen sind stets dahin gegangen, die Leistungen der Gartenbau- und Friedhof-Berufsgenossenschaft zu erhöhen, dennoch aber die Beiträge so niedrig wie möglich zu halten.

Wenn wir heute einen Rückblick auf die Bewegung der Beitragssätze in den Jahren nach der Inflation werfen, so müssen wir wohl

feststellen, daß die guten Absichten der Organe der Berufsgenossenschaft sich anscheinend nicht immer verwirklichen ließen. Wir werden bei näherer Untersuchung der Gründe dieser Feststellung aber erkennen, daß Umstände vorgelegen haben, welche diese Auswirkung erklären. In den Jahren bis 1928/29 etwa war das Ansteigen der Beitragssätze darauf zurückzuführen, daß infolge des vorübergehenden Aufschwunges im Gartenbau sich die Beschäftigungsmöglichkeit erhöhte und dadurch sowohl ein Ansteigen der Betriebsunfälle als auch der Unfall-Lasten herbeigeführt wurde. Der deutsche Gartenbau ertrug damals dieses Mehr an wirtschaftlicher Belastung; er mußte aber auch bald das Trügerische jener Scheinblüte der Wirtschaft verspüren, als diesem vermeintlichen Aufschwung der allgemeine Verfall im deutschen Wirtschaftsleben folgte.

Die auf Jahre sich erstreckende Auswirkung der Unfallentschädigungen begründete den erhöhten Bedarf der Berufsgenossenschaft auch in den Zeiten schlechter Konjunktur des Berufsstandes und ließen ihn nunmehr die sozialen Lasten um so empfindlicher und untragbarer erscheinen.

Kann nach diesen Erfahrungen nur die Stabilität der Wirtschaftslage die Wirtschaft auch instand setzen, die an sie gestellten Ansprüche wegen ihrer Tragbarkeit zu befriedigen, so dürfen wir jedoch nicht verkennen, daß die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse allein bei der Bemessung der Beitragssätze nach dem vorgeschriebenen Verfahren für ihre Höhe nicht bestimmend ist. Erst dann werden alle Voraussetzungen für eine ständige Tragbarkeit der sozialen Lasten gegeben sein, wenn die den Träger der Versicherung darstellende Basis verbreitert ist. Das bedeutet bei der Struktur und dem Rechtscharakter der Unfallversicherung: Neben der Gesundheit der Wirtschaft ist es erforderlich, daß die Höhe der Lasten im richtigen Verhältnis zu der Größe der diese Lasten und damit die Versicherung tragenden Wirtschaftszweige steht.

Diese Erkenntnis ist mit einer der Hauptbeweggründe gewesen, den Geltungsbereich der Gartenbau- und Friedhof-Berufsgenossenschaft durch seine Ausdehnung auf das Reichsgebiet zu betreiben. Jahrzehntelang setzten Landesgesetzgebung und Sonderbestrebungen der deutschen Länder den Bemühungen einsichtiger Stellen auf Vereinheitlichung der Unfallversicherung des deutschen Gartenbaues größte Widerstände entgegen. Erst der Nationalsozialismus und das Schöpferische seiner in der Auswirkung des neugestalteten Sozialversicherungsrechts zum Ausdruck kommenden Gedanken räumten sie hinweg und schufen auch dem gesamten deutschen Gartenbau einen einheitlichen Versicherungsträger.

Durch Erlaß des Reichs- und Preußischen Arbeitsministers vom 14. März 1936 ist der Geltungsbereich der Gartenbau- und Friedhof-Berufsgenossenschaft auf das ganze Reichsgebiet ausgedehnt worden. Die damit geschaffene Erweiterung der Grundlage für die Beitragsberechnung läßt in Verbindung mit Verbesserung der Umlagetechnik auf weite Sicht gesehen auch die erstrebte Angleichung der Beitrags-

verpflichtung an die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des deutschen Gartenbaues erhoffen.

Der Verwaltung der Berufsgenossenschaft erwachsen aus der Ausführung des ministeriellen Erlasses gerade in diesem Jahr beträchtliche Mehrarbeiten. Es würde zu weit führen, die Technik der Überweisung der bisher bei 13 landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften versicherten Betriebe an die Gartenbau- und Friedhof-Berufsgenossenschaft zu schildern. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß die in Verfolg des Erlasses durchzuführenden Arbeiten aber keineswegs einfach sind, sondern gute Kenntnisse sowohl der Verhältnisse im Gartenbau als auch der Rechtslage voraussetzen. Erinnert sei nur an die Schwierigkeiten, die sich unter Umständen aus der Frage der Abgrenzung von Gartenbau und Landwirtschaft erheben können und die für sich schon die Vermögensauseinandersetzungen darstellen. Wenn ich auch überzeugt bin, daß für die Entscheidung der Streitfrage: Was ist Gartenbau, was ist Landwirtschaft, allein der Reichsnährstand berufen ist, so verkenne ich doch nicht, daß im Einzelfall hier und da sich zunächst noch gewisse Unklarheiten der Sachlage ergeben werden und es des beiderseitigen Verständnisses bedarf, um den Bestimmungen des Erlasses und den Wünschen der beteiligten Berufskreise gerecht zu werden.

Es ist, das möchte ich betonen, von den bisherigen Organen des Versicherungsträgers in der Berufsgenossenschaft das Werkzeug in der Hand des Berufsstandes gesehen worden. Verantwortliche Vertreter haben sich anerkanntermaßen bemüht, dieses Werkzeug stets zum Wohl des Berufsstandes zu führen und zu benutzen. Namentlich der vor zwei Monaten verstorbene langjährige Vorsitzende Wilhelm Kliem hat mit voller Hingabe seiner Person in der Berufsgenossenschaft für uns Berufsgenossen Großes geleistet und sich unvergeßliche Verdienste erworben.

Die Berufsgenossenschaft ist die Leistungsgemeinschaft des gesamten deutschen Gartenbaues zur Erfüllung ihrer dem schaffenden deutschen Volksgenossen gegenüber obliegenden Pflicht der sozialen Fürsorge. Mag sich dieser Erkenntnis niemand verschließen, sondern sich stets zu der Leistungsgemeinschaft bekennen, denn letzten Endes ist die Errichtung auch seinetwegen geschaffen, und er kann sich den Wechselfällen des Lebens nicht entziehen, die auch ihn eines Tages nötigen könnten, den Schutz seiner Berufsgenossenschaft oder der von ihr eingerichteten Haftpflichtversicherungsanstalt nachzusuchen.

Die Gärtner-Krankenkasse und Gärtner-Versicherungsanstalt

H. Röseler, Hamburg

Zwei stolze Begriffe: Selbstverwaltung und Eigenverantwortlichkeit. Was die Kasse bietet, bietet sie auf Grund der zusammengeballten Kraft eines großen Teils unserer Berufskameraden, und zwar somit in Abwandlung des Leitwortes „Von Berufskameraden für Berufskameraden und ihre Angehörigen". Die Kasse wird nicht in erster Linie von der Verantwortungsfreudigkeit der Verwaltung und der Organe getragen, sondern ganz logischerweise durch bewußte Mitarbeit aller in der Kasse zum tätigen Gemeinschaftsgeist zusammengeschlossenen Berufskameraden. Dieses war der Wille der Gründer, der bis in die fernste Zukunft respektiert werden muß. Die Liebe zum Besitz, die Verantwortung gegenüber der Familie, die hohe Achtung vor dem Staat veranlaßte sie, sich schon frühzeitig zu Gegenseitigkeitsvereinigungen zusammenzuschließen und sich damit einander Beistand zu leisten. Mit eigener Kraft, nicht durch Inanspruchnahme staatlicher Hilfe oder Fürsorge sollten und sollen Notzeiten wirtschaftlicher Bedrängnis, entstanden durch Krankheit und Tod, gemildert und überwunden werden. Selbstverständlich waren solche Bindungen nur örtlich begrenzt und teilweise sogar nur auf bestimmte Berufsgruppen beschränkt, bis mit zunehmendem Ausbau der Verkehrswege und besonders der Verkehrsmittel der Plan auftauchte, eine Kasse zu gründen und alle Vereinigungen dieser Art in sich aufzunehmen, besonders aber den wandernden Berufskameraden zu erfassen. Dieser Gedanke fiel auf fruchtbarsten Boden. Der wandernde Junggärtner war aller Unbill preisgegeben. Er war fern der Heimat im Krankheitsfall hilf- und sehr oft auch mittellos. Viele Junggärtner und solche Berufskameraden, die sich erst kurze Zeit niedergelassen hatten, waren es neben den Vorsitzenden damaliger örtlicher Gärtner-Vereine wirtschaftlicher oder kultureller Art, die den Gedanken schnell über Deutschland trugen und Verwaltungsstellen der Kasse gründeten. Die Notwendigkeit der Gründung ist durch das schnelle Anwachsen und vor allen Dingen durch die seinerzeitige sprunghafte Ausbreitung der Kasse über das ganze Reich erwiesen. Was heute historisch gesehen ist, ist trotzdem gegenwartsnah, denn die Gründe für eine eigene soziale Einrichtung solcher Art, d. h. eine berufseigene Krankenkasse, bestanden nicht nur damals, sondern bestehen gegenwärtig und für die Zukunft noch viel ausgeprägter. Nicht in jedem Berufskameraden steckte seinerzeit der Wunsch nach Vielseitigkeit, nicht in jedem die Sehnsucht in die Ferne. Heute fordert das Prinzip der höchstmöglichen Leistung gebieterisch jeden einzelnen heraus, sich, wenn auch nicht so sehr in der Welt, so aber doch im Vaterland umzusehen und hier zu lernen und dort Erfahrungen zu sammeln. Es zeigt sich deutlich, daß die Kasse und mit ihr die Gärtner-Versicherungsanstalt von überall her, einerlei ob von Norden, Süden, Osten, Westen oder Mitte zu erreichen bzw. auch, daß sie überall leicht erreichbar vertreten ist. Die durch die Kasse

gebotene Freizügigkeit über das ganze Reich ist von unschätzbarem Vorteil. Was selbstverständlich ist, fällt nicht mehr auf. Tatsächlich steht jedem Mitglied ganz Deutschland offen. Für die ärztliche Behandlung sorgt der Reichsvertrag mit den Ärzten, der den Ärzten in freier Vereinbarung erlaubt, alles zu tun, was ihnen nach bestem Wissen und Gewissen zur Behandlung und Pflege notwendig erscheint. Dasselbe gilt für die Zahnärzte und Dentisten. Die Apotheken, Heilmittel- und Bandagenlieferanten stehen in jedem Flecken Deutschlands der Gärtner-Krankenkasse zur Verfügung. Nicht anders ist es mit den Krankenhäusern und sogar mit vielen Privatkliniken, soweit es der Kasse gelungen ist, mit diesen zu tragbaren vertraglichen Abmachungen zu kommen. Daß eine solche Entwicklung nicht abgeschlossen ist, andererseits aber auch zu Nutz und Frommen aller Berufskameraden nicht abgeschlossen sein darf, liegt klar auf der Hand. Wenn einerseits unseren Vorvätern für die Schaffung dieser einzigartigen Einrichtung, die auch im neuen Reich volle Anerkennung gefunden hat, dauernder Dank gebührt, so sind wir aber auch andererseits verpflichtet, täglich denen zu danken, die teilweise seit der Gründung entweder noch selbst oder durch deren Nachfahren aus liebgewordener Tradition die Geschäfte in den Verwaltungsstellen neben der täglichen Berufsarbeit unentwegt führen, eingeschlossen diejenigen älteren oder jüngeren Berufskameraden, die neue Verwaltungsstellen gründeten oder andere übernahmen. Welche Organisations- und Verwaltungsarbeit, sowohl nach der Beitrags- wie auch nach der Leistungsseite hin, im Interesse des einzelnen Mitglieds und damit im Interesse des Berufsstandes zu leisten ist, und mit welcher Liebe und Treue das Vertrauen aller Mitglieder seitens aller Mitarbeiter aus Freude am Werke belohnt wird, vermag der Außenstehende und Berufsfremde nicht zu erkennen. Fest steht jedenfalls, daß unsere beiden berufseigenen sozialen Krankenversicherungseinrichtungen, die Gärtner-Krankenkasse sowie auch die Gärtner-Versicherungsanstalt, dem Wunsch der Reichsregierung nach wirklichkeits- und lebensnaher Krankenversicherung, die möglichst dicht an den Versicherten herangetragen werden muß, nicht nur entsprechen, sondern schon von jeher entsprochen haben. Im letzten Jahr sind insgesamt rund 40 000 Ummeldungen gezählt worden. Ummeldungen sind, im Gegensatz zu den örtlichen Pflichtkassen, keine einfachen und örtlichen Arbeitsplatzwechsel, sondern bei unseren Kassen Verzüge von einem Ort zum anderen; darunter befanden sich nahezu 20 000, die aus dem Bereich eines Gaues, d. h. eines Landes oder einer Provinz, in einen anderen Bereich verzogen, also im Durchschnitt über mehr als 150 km wechselten. Es besteht also allerorts eine lebendige Nähe zwischen Mitgliedschaft und Kasse, die andererseits fruchtbare Anregungen gibt und von der Kasse fortgesetzte Anpassungsfähigkeit verlangt. Solche Wechselbeziehungen können selbstverständlich nur zwischen einer bestimmten Lebens- und Berufsgemeinschaft und einer eigens auf sie abgestellten sozialen Versicherungseinrichtung bestehen und auch nur in einer solchen Form allen sozialen Anforderungen eines bestimmten Berufs, in unserem Fall der deutschen Gärtner, gerecht werden.

Die Gärtner-Krankenkasse dient als gesetzlicher Träger der reichsgesetzlichen Krankenversicherung allen invalidenversicherungs- und krankenversicherungspflichtigen sowie auch gleichzeitig allen versicherungsberechtigten Berufskameraden, d. h. solchen Berufskameraden, die in der Regel nicht mehr als zwei Beschäftigte und im allgemeinen kein höheres Einkommen als 3600 RM im Jahr haben.

Die mit der Gärtner-Krankenkasse organisatorisch und verwaltungsmäßig verbundene Gärtner-Versicherungsanstalt als Krankenversicherungsverein dient dagegen allen nichtversicherungspflichtigen Berufskameraden, die also entweder selbständig sind oder als Angestellte ein Einkommen von mehr als 300 RM im Monat haben, Beamte sind oder sonst aus irgendeinem Grunde der Krankenversicherungspflicht nicht unterliegen.

Die Erlangung der Mitgliedschaften sowohl zur Gärtner-Krankenkasse als auch zur Gärtner-Versicherungsanstalt ist formal denkbar einfach und wird in keinem der beiden Institute von einer ärztlichen Untersuchung abhängig gemacht. Die Aufrechterhaltung der Mitgliedschaft und danach die Erreichung der Anwartschaften auf höhere Leistungen auf Grund langdauernder Mitgliedszeiten sowie vor allen Dingen der Anspruch auf dauernde Leistungsbereitschaft seitens der Kasse ohne Rücksicht auf den Aufenthaltsort des Mitglieds ist desgleichen von schlichtester Einfachheit und Zweckmäßigkeit. Der Versicherungspflichtige legt einem Arbeitgeber die Mitgliedsbescheinigung vor. Er entbindet denselben damit von jeder Meldung. Das freiwillige Mitglied meldet sich bei Verzug nur um. Etwas einfacheres kann es nicht geben. Wer einer der berufseigenen Einrichtungen noch fern steht, bediene sich zu eigenem Nutzen derselben. Sie kommen aus dem Beruf und haben nur den einen Zweck, unserem schönen Gärtnerberuf zu dienen.

V. Aus den Aufgabengebieten des Reichsnährstandes

Die Gärtner als Standesgemeinschaft

(Aus dem Aufgabengebiet der I B 2)

Richard Methling, Goslar

Die landwirtschaftliche Gefolgschaft wird heute auf allen Gebieten durch den Reichsnährstand betreut. Dazu gehören entgegen der früheren Auffassung auch die dem Gartenbau angeschlossenen Gefolgschaftsleute. Bevor ich jedoch auf diese Betreuung zu sprechen komme, muß ich die Organisation darlegen, in welcher die gesamte landwirtschaftliche Gefolgschaft, und dazu gehört ja auch die gärtnerische Gefolgschaft, erfaßt wird.

Durch das Gesetz zum vorläufigen Aufbau des Reichsnährstandes und durch das Bückeberger Abkommen vom 6. Oktober 1935 zwischen dem Reichsbauernführer und dem Organisationsleiter der Deutschen Arbeitsfront und durch Verordnungen und Anweisungen ist die frühere Reichsbetriebsgemeinschaft 14 „Landwirtschaft" in den Reichsnährstand aufgegangen und deren Arbeitsgebiete der Reichshauptabteilung I übertragen worden. Hier ist die Gefolgschaft als Abteilung „Hof- und Betriebsgefolgschaft" eingebaut. Geführt wird die „Hof- und Betriebsgefolgschaft" durch den Reichsgefolgschaftswart. Sie gliedert sich in Fachschaften, so daß jeder Gefolgsmann, der zum Reichsnährstand gehört, berufsmäßig in diesem erfaßt wird. Die Fachschaften heißen:

Fachschaft Gärtnereigefolgschaft,
Forstgefolgschaft,
Fischereigefolgschaft,
landwirtschaftliche Angestellte,
Winzergefolgschaft,
Tierpfleger,
Gutshandwerker,
Landgewinnungsarbeiter.

Die einzelnen Fachschaften sind, wo es gegeben ist, in Fachschaftsgruppen unterteilt.

Die Landarbeiter selbst haben keine Fachschaft. Sie gehen unmittelbar in der Abteilung „Hof- und Betriebsgefolgschaft" auf und stehen unter der direkten Führung des Reichsgefolgschaftswartes.

Jeder Fachschaft steht ein Reichsfachschaftswart vor und seine Mitarbeiter sind die Landesfachschaftswarte, im gegebenen Fall auch die Landesgruppenfachschaftswarte, die Kreisfachschaftswarte und die notwendig werdenden Ortsvertrauensleute. Sie alle arbeiten ehren-

amtlich für den Reichsnährstand. Neben diesen ehrenamtlichen Mitarbeitern ist jeder Fachschaft in der Abteilung „Hof- und Betriebsgefolgschaft" ein hauptamtlicher Reichsfachbearbeiter für die Führung der Geschäfte zugeteilt. In den Landesbauernschaften ist nur dort ein Sachbearbeiter eingesetzt, wo es aus technischen Gründen erforderlich ist. Die Fachschaftswarte unterstehen wiederum dem Reichs-, den Landes- und den Kreisgefolgschaftswarten.

Die Fachschaft „Gärtnergefolgschaft" hat an ehrenamtlichen Mitarbeitern einen Reichsfachschaftswart, 20 Landesfachschaftswarte und über 440 Kreisfachschaftswarte mit den dazugehörenden Ortsvertrauensleuten. Mit der Führung der Geschäfte der Fachschaft „Gärtnergefolgschaft" ist, wie schon erwähnt, der Reichsfachbearbeiter „Gärtnergefolgschaft" mit dem Sitz bei der Reichshauptabteilung I betraut. Zu dieser Fachschaft gehören rund 220 000 gärtnerische Gefolgschaftsleute. Ich sage „Gefolgschaftsleute" und will damit feststellen, daß nicht nur der gelernte Gärtner, sondern auch der ungelernte Gartenarbeiter und die Gartenarbeiterinnen hier erfaßt werden.

Die Betreuung der gärtnerischen Gefolgschaft liegt hauptsächlich auf 3 Gebieten:

1. die weltanschauliche Betreuung,
2. die soziale und sozialpolitische Betreuung,
3. die Berufsbetreuung.

Während die weltanschauliche und die soziale als auch sozialpolitische Betreuung im allgemeinen in allen Fachschaften nach einheitlichen Richtlinien, allerdings in manchen Fällen auf die Eigenart der Fachschaften eingestellt, durchgeführt wird, ist die berufliche Betreuung auf die einzelnen Fachschaften selbst streng zugeschnitten.

Durch die weltanschauliche Betreuung soll der Gefolgsmann mit der Jetztzeit verbunden werden. Er soll erkennen, was der Staat als Ganzes von ihm verlangt. Er soll politisch ausgerichtet werden und muß wissen, daß er verantwortungsbewußt an dem Aufbau unseres Staatsganzen mitzuarbeiten hat. Ihm muß das bäuerliche Denken und Fühlen anerzogen werden. Der Begriff „Blut und Boden" muß sein eigener sein.

Die soziale und sozialpolitische Betreuung hat dagegen ein anderes Aufgabengebiet. Hier wird der Gefolgsmann mit seiner engeren Heimat, mit seiner Arbeitsstätte näher zusammen gebracht. In erster Linie steht die Schaffung von wahren Betriebsgemeinschaften im Vordergrund. Wo innerhalb eines Betriebes eine in unserem Sinne aufgezogene Betriebsgemeinschaft besteht, haben wir auch wenig Anlaß zu Beanstandungen. Wir finden dort den gerechten Lohn, die Feierabendgestaltung, die Urlaubsregelung, gesunde und saubere Wohnverhältnisse. Die Hauptsache dieser richtigen Betriebsgemeinschaften aber ist, daß der volle Arbeitseinsatz des Betriebsführers als auch des Gefolgmannes sichergestellt ist. Betriebsführer und Gefolgsmann sind sich bewußt, daß das Stück Land, auf dem sie arbeiten, im weiteren Sinne deutsches Eigentum ist und daß sie hier verantwortlich arbeiten müssen für Volk und Vaterland, um im Rahmen der vom Reichsnähr-

stand angeordneten Erzeugungsschlacht ihr Bestmöglichstes zu leisten. Wo diese Betriebsgemeinschaften nicht bestehen, muß mit allem Nachdruck darauf hin gearbeitet werden, daß sie schnellstens gegründet werden können. Es ist an der Zeit, daß das, was wir bisher in Vorträgen und Aufsätzen gesagt haben, in die Tat umgesetzt wird.

Betriebsführer und Gefolgsmann gehören auf Gedeih und Verderb zusammen. Wer dies nicht einsehen will, stellt sich außerhalb der Volks- und Blutsgemeinschaft. Er wird die unausbleibliche Verantwortung für seine volksfeindliche Einstellung tragen müssen. Unsere Aufgabe ist es also, Betriebsführer und Gefolgsmann so nahe zu bringen, daß sie sich im gegenseitigen Verstehen achten und ehren lernen. Sie müssen im wahrsten Sinne des Wortes Kameraden, Soldaten der Arbeit werden.

In Erkenntnis dessen, daß zu dem Vorhergesagten auch ein berufliches Können und ein berufliches Wissen unbedingt notwendig ist, setzen wir uns zusätzlich für die berufliche Ausbildung der Gefolgschaftsleute ein. Wenn ich vorher von Betriebsgemeinschaften sprach, so will ich diesen Begriff für das eben gezeichnete Arbeitsgebiet weiter ausbauen und hier von der Berufsgemeinschaft sprechen. Die Berufsgemeinschaft muß sich dafür einsetzen, daß geordnete Verhältnisse in ihrem Beruf bestehen. Es muß jeder Berufsangehörige in dem anderen den ordentlichen Menschen sehen. Es darf nicht sein, daß der eine oder der andere auf Grund einer besseren Ausbildung oder eines übergeordneten Postens wegen den anderen als nicht gleichwertig erachtet und ihn deshalb versucht, abzulehnen. Die Berufsgemeinschaft muß auch in den Gärtnerberuf Eingang finden. Sie wird dann all diese unsauberen Dinge beseitigen. Täuschen wir uns nicht. Auf diesen Gebieten ist vieles gutzumachen, was die vergangene Zeit bewußt zerstört hat, und jeder Gärtner, gleichgültig wo er steht, hat sich uneigennützig diesen Aufgaben zur Verfügung zu stellen. Jeder hat in all diesen Fragen mit ausdauernder Arbeitskraft dem Berufsstand zu dienen. Der Gärtner, und darüber hinaus der gärtnerische Berufsstand, wird seine ihm auferlegten Aufgaben nur dann lösen können, wenn er ein geschlossenes Ganzes bildet.

Zu den geordneten Verhältnissen im Beruf gehört jetzt auch, daß sich der gärtnerische Berufsstand als solcher um seine ihm angeschlossenen Menschen kümmert. Das Lehrlingswesen und die weitere Berufsausbildung der Gärtner, ja selbst die gesellschaftliche Stellung des einzelnen als auch des Berufsganzen, das sind Dinge, die mit Leidenschaft erkämpft und mit Eifersucht betreut werden müssen. Und darum, um den einzelnen für dieses gewaltige Arbeitsgebiet auszurichten, ist die Betreuung der Gärtnergefolgschaft durch die Abteilung „Hof- und Betriebsgefolgschaft“ von grundsätzlicher Bedeutung.

Dazu gehört auch die zusätzliche Berufsschulung der Fachschaft „Gärtnergefolgschaft“. Sie will mit dieser Einrichtung dem Gefolgsmann sein fachliches Wissen vergrößern. Ich weiß, daß die zusätzliche Berufsschulung noch nicht so durchgeführt werden konnte, wie es unbedingt notwendig ist. Die Gründe hierfür sind vielerlei. Die Überschlauen lehnen für sich und für ihre Mitarbeiter diese Arbeit von

vornherein ab. Sie sagen, was uns da gelehrt wird, ist nichts Neues, oder zu neu, um es in unserem Beruf verwerten zu können. Warum sollen wir uns mit unnützen Sachen belasten. Wir machen es so, wie es der Großvater und mein Vater gemacht haben. Mein Sohn braucht auch nicht mehr zu wissen, als ich selbst weiß und kann. Andere wiederum sagen, wer ersetzt uns die ausfallende Arbeits- oder Freizeit, die wir durch den Besuch solcher Schulungsabende opfern. Es ist doch unmöglich, daß ich alle 14 Tage meinen Lehrling des Abends schon um 7 Uhr aus dem Betrieb entlasse, damit er um 8 Uhr an der zusätzlichen Berufsschulung teilnehmen kann. Für mich ist diese Einrichtung eine wirtschaftliche Belastung. Andere wieder fühlen sich nicht wohl, wenn sie an diesen Abenden neben dem Lehrling oder dem Gehilfen in einem Schulraum sitzen müssen. Ihre Ehre als Gartenmeister, als Betriebsführer oder als beamteter Gärtner könnte Schaden dadurch erleiden. Mit dieser egoistischen Einstellung und mit dieser Voreingenommenheit, mit dieser unendlichen Gedankenlosigkeit muß endlich gebrochen werden.

Auch aus technischen Gründen konnte die zusätzliche Berufsschulung noch nicht in vollem Umfange durchgeführt werden. Wir sind erst im Aufbau begriffen, und trotz dieser kurzen Zeit kann ich Ihnen schon Erfolge über die Durchführung der zusätzlichen Berufsschulung innerhalb der Gärtnergefolgschaft melden. Auf Grund der noch nicht abgeschlossenen Erhebungen wurde festgestellt, daß im Winterhalbjahr des vergangenen Jahres im Reich 2000 Schulungsabende mit ungefähr 80 000 gärtnerischen Berufsangehörigen als Teilnehmer stattfanden. An Vorträgen wurden weit über 2000 in beruflicher als auch weltanschaulicher Art gehalten. Daneben wurden hunderte von Lehr- und Besichtigungsfahrten durchgeführt. Wir ersehen daraus, daß das Interesse für unsere eingeführte zusätzliche Berufsschulung vorhanden ist.

Ab 1. Oktober d. J. wird nach einheitlichen Richtlinien die zusätzliche Berufsschulung Jahr für Jahr durchgeführt. Sie wird in ein Winter- und in ein Sommerhalbjahr gegliedert werden. Mit dieser Arbeit wollen wir den einzelnen Gärtner beruflich ertüchtigen und sein weltanschauliches als auch sozialpolitisches Wissen bereichern. Wir sind uns bewußt, daß wir auf dem hier von mir gezeigten Weg dem ganzen Berufsstand dienen werden. Das muß gelingen, daß sich der Gärtner und sein Berufsstand in ihrer Arbeit und Lebensart dem Volksganzen gegenüber verantwortlich fühlen.

Durch die am 8. Juli 1936 gesetzlich geregelte Beitragspflicht für die einzelnen Gefolgschaftsangehörigen des Reichsnährstandes sind wir nun in der Lage, zum Wohle des einzelnen all diese Arbeiten weiter auszubauen. Ich bin willens, dafür zu sorgen, daß der Gefolgsmann des Reichsnährstandes zu der Erkenntnis kommt, daß er auf allen Gebieten seines Lebens durch die Abteilung „Hof- und Betriebsgefolgschaft" auf das ernsteste betreut wird. Alle sollen wissen, daß die gezahlten Beiträge für sie selbst verwendet werden. Das persönliche, wirtschaftliche und berufliche Wohl jedes Gefolgsmannes muß sichergestellt werden.

Der Gartenbau im Dienst am Volk

(Aus dem Aufgabengebiet der II C 9)

Prof. Dr. E b e r t , Berlin

Während die Hauptabteilung I den Gärtner als Menschen seines Standes im Rahmen der Volksgemeinschaft betreut, ist es Aufgabe der Hauptabteilung II, den Gartenbau vom Gesichtspunkt des Betriebes aus zu behandeln. Sie ist damit die Mittlerin für die Übertragung aller fachwissenschaftlichen und fachtechnischen Erkenntnisse in den Betrieb des Gartenbauers, wie sie auch umgekehrt aus den Bedürfnissen des Betriebes heraus Anregungen für die Arbeiten der Wissenschaft und Technik weitergibt. Sie hat dabei zu prüfen, wie die großen Richtlinien, die von der Regierung und der Führung des Reichsnährstandes aufgestellt werden, auch vom Gartenbau im Dienst am Ganzen erfüllt werden können und muß gerade beim Gartenbau auch die großen kulturpolitischen Aufgaben in ihre Arbeit einbeziehen.

Die Hauptabteilung II C 9 kann diese Aufgaben nur erfüllen, wenn sich ihre Beratung des Anbauers nicht auf Vortragsversammlungen beschränkt, sondern wenn sie durch Betriebsbegehungen an den einzelnen Betrieb herankommen kann. Zur Erreichung dieses Ziels reichen zurzeit weder die hierzu vorgebildeten Kräfte noch die finanziellen Mittel aus. Um so notwendiger ist es, den Apparat der ehrenamtlichen Führer, wie er in den Landes- und Kreisfachwarten und -beiräten gegeben ist, zum Einsatz zu bringen. Diese Möglichkeit wird voraussichtlich in Zukunft dank des fördernden Eingreifens der Hauptvereinigung der Deutschen Gartenbauwirtschaft umfangreicher möglich sein, als es bisher die knappen Etatmittel der H. A. II zuließen.

Auch für den Gartenbau gilt als Zielstellung, g e r a d e d i e s c h w a c h e n u n d i n i h r e n L e i s t u n g e n u n t e r d e m D u r c h s c h n i t t s t e h e n d e n B e t r i e b e so weit zu fördern, daß sich der Berufsstand ihrer nicht zu schämen braucht. Damit dienen wir nicht nur dem Betriebsinhaber selbst, sondern dem ganzen Beruf und der Volksgesamtheit, denn wir wissen, daß gerade die Betriebe, die in der Qualitätsleistung rückständig sind, am ehesten dazu neigen, ihre Erzeugnisse zu verschleudern, weil sie fürchten, gegenüber Erzeugnissen hoher Qualitätsleistung auf ihren Erzeugnissen sitzen zu bleiben. Es gibt kein besseres Mittel, hier zu helfen, als die B e t r i e b s - b e g e h u n g , die der Kreis-, Bezirks- oder Ortsfachwart systematisch und gemeinsam mit anderen Berufskameraden durchzuführen hat. Sie wirken mehr als alle Versammlungen, weil sie die Möglichkeit bieten, gerade die Betriebsinhaber aufzusuchen, die den Weg zu den Versammlungen nicht finden. Es ist nicht nur so, daß schon die Ankündigung des Besuches den Betriebsinhaber veranlaßt, einmal aufzuräumen und die schlimmsten Unkrautecken zu säubern, sondern es ergibt sich oft genug von allein, daß der eine jenen, der andere diesen Mangel erkennt und den zur Behebung notwendigen Rat zu erteilen vermag. Aus diesen besuchsweisen Zusammenkünften vermag der Gemeinschaftsgeist in der Regel besser zu wachsen als aus einfachen Vortrags-

versammlungen, obwohl auch diese bei richtigem Einsatz unentbehrlich sind.

Die schwerste Aufgabe, die uns allen obliegt, ist, die Qualitätssteigerung zu erreichen. Dazu ist es notwendig, eine einheitliche Grundlage zu finden, da die Auffassungen hinsichtlich der zu erstrebenden Qualität sehr unterschiedlich sind. Das ist der Grund, warum meine Mitarbeiter gemeinsam mit den ehrenamtlichen Führern ihrer Fachgebiete systematisch darangegangen sind und weiterhin gehen, in Übereinstimmung mit den Forderungen der Hauptvereinigung der Deutschen Gartenbauwirtschaft, die von der Marktseite her kommen, nämlich einheitliche Qualitätsbestimmungen aufzustellen. Die Erfahrung lehrt, daß es kaum etwas besseres gibt, als wenn der Kreisfachwart jeweils selbst oder durch geeignete Berufskameraden die Gütevorschriften unter Vorzeigen lebenden Anschauungsmaterials zur Aussprache stellt. Dabei muß dringlich gefordert werden, daß der Kreisfachwart nicht nur an sein engeres Fachgebiet, auf dem er zu Hause ist, denkt, sondern der Jahreszeit entsprechend alle Fachgebiete berücksichtigt. Er wird dabei vielfach, so besonders auf dem Gebiet des Obst- und Gemüsebaues, die Prüfer und Oberprüfer der Gartenbauwirtschaftsverbände und den Unterabteilungsleiter bzw. die Sachbearbeiter der Unterabteilung Garten seiner Landesbauernschaft heranziehen können.

Mit den Qualitätsbestimmungen hängt eng zusammen das große Fragengebiet der Sortenbereinigung und Sorteneinschränkung, das die Unterabteilung II C 9 gemeinsam mit der Sortenregisterstelle, der Saatenanerkennungsstelle und dem Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter sowie den freien Pflanzengesellschaften in Angriff genommen hat. Es ist auf die Dauer durchaus unerwünscht, daß diese Arbeiten immer erst durch Verordnungen, also zwangsweise, ihr Ziel erreichen. Es muß gerade vielmehr von den Fachwarten erwartet werden, daß sie selbst oder durch von ihnen bestimmte Berufskameraden über diese Arbeiten berichten lassen und in Gemeinschaftsarbeit dahin streben, daß die vom Reichsnährstand herausgestellten Sorten schnellstens zum versuchsweisen Anbau in ihrem Bezirk kommen, damit sie bekannt werden. Darüber hinaus ist es eine dankbare Aufgabe, z. B. auch in Verbindung mit den Betriebsbegehungen, dafür zu sorgen, daß falsche Sortenbezeichnungen verschwinden. Manche Prüfungsfehlschläge bei unserem Nachwuchs sind doch allein darauf zurückzuführen, daß der Lehrmeister selbst nicht die richtigen Sortennamen angebracht hat.

Prüfen wir im einzelnen, wie sich die Arbeit gestalten sollte, so können wir folgende Punkte herausheben:

1. Fachgebiet Baumschulen,

das vom Reichsbeirat Stephan-Brockwitz und dem Sachbearbeiter Tetzner betreut wird. Hier kommt es nicht nur darauf an, daß der Baumschuler selbst genau informiert ist. Auch der Abnehmer, also

der Gärtner, der als Wiederverkäufer auftritt, und vor allem der Gartenausführende muß wissen, welche Güteleistungen z. B. vom Obstbaum gefordert werden. Durch einen Baumschuler sind daher von allen Baumformen bis zu den Beerensträuchern hin, in gleicher Weise bei Rosen usw. die verschiedenen Qualitäten am praktischen Beispiel vorzuführen und zu erläutern. Die Zukunft gehört dem Baum mit dem Markenetikett, und es ist mit Sicherheit damit zu rechnen, daß Bäume 2. Wahl in Kürze nicht mehr absetzbar sind. Es kommt also darauf an, auf diesen nicht sitzen zu bleiben, oder anders ausgedrückt, in den Baumschulen rücksichtslos und rechtzeitig alle Jungbäume zu entfernen, aus denen nicht mehr als 2. Wahl entstehen kann. Wir wollen nicht erst dann eingreifen, wenn die Bäume im verkaufsfähigen Alter stehen, sondern schon im Jugendalter streng sichten, um unnütze Zeit, Arbeit und Platz zu sparen. Es ist unsere Pflicht, den letzten Verbraucher vor minderwertiger Ware zu schützen.

2. Fachgebiet Obstbau,

an dessen Spitze der Reichsbeirat Menger und der Sachbearbeiter Goetz stehen. Es ist Pflicht jedes Fachwarts, dafür zu sorgen, daß jeder Gärtner, der Obstbaumpflege übernimmt, mit den Verordnungen vertraut ist, die hierauf bezug nehmen. In den meisten Ländern und Provinzen sind bereits im letzten Jahr Polizeiverordnungen über das Entrümpeln überalterter und kranker Obstbaumbestände herausgekommen. Solche Verordnungen sind vom Fachwart oder einem von ihm beauftragten Berufskameraden zum Vortrag zu bringen und zu erklären. Ergeben sich dabei Unklarheiten, so wird jede Landesbauernschaft auf entsprechende Anfragen die richtige Antwort geben, die dann in der nächsten Versammlung bekanntzugeben ist.

In Fortsetzung dieser allgemeinen Entrümpelungsaktion soll es in diesem Winter an das Auslichten zu dichter Kronen und an das Verjüngen alter Baumkronen und altgewordener Beerenobststräucher gehen. Jeder Gärtner muß wissen, wie hier ordnungsmäßig vorzugehen ist. Daraus ergibt sich für die Fachwarte die dankbare Aufgabe, durch erfahrene Obstanbauer praktische Vorführungen im Freien in Verbindung mit einer Betriebsbegehung einer Obstanlage für die Mitglieder der Kreisgruppe Gartenbau im Oktober oder November zu veranstalten. Diese Vorführungen sollen unter allen Umständen durch Baumwarte, Obstbauinspektoren oder erfahrene Obstbauer durchgeführt werden, selbst wenn letztere nicht Gärtner sind. Nur die wenigsten Gärtner haben die Möglichkeit gehabt, eine ordnungsmäßige Ausbildung im Obstbaumschnitt zu erhalten und niemand kann alles können. Es schadet nicht nur unserem Berufsansehen, sondern es schadet dem Volksganzen, wenn Unerfahrene die Bäume mißhandeln.

Ein grundsätzliches Wort noch zur Baumwartfrage. Immer wieder kommen Beschwerden, daß Nicht-Gärtner zu Baumwarten ausgebildet werden. Nur der Gärtner hat das Recht, hier von Konkurrenz zu sprechen, der in der Lage ist, rechtzeitig und während

des ganzen Jahres Obstbaumpflegearbeiten durchzuführen, also auch den Schutzdienst in den Frühsommermonaten, wenn im Betriebe bis Pfingsten die Höchstanspannung aller Arbeitskräfte vorliegt. Es ist vom Volksganzen aus gesehen unmöglich, dem Gärtner zwar den Winterschnitt der Obstbäume vorzubehalten, dann aber im Sommer die rechtzeitige Pflege anderen überlassen zu wollen. Wir werden die Baumwartfrage in Zusammenhang mit der Ausbildungsfrage der Gartenausführenden im Hinblick auf das bevorstehende Pflanzenschutzgesetz noch energischer anpacken müssen. Sobald das Pflanzenschutzgesetz veröffentlicht ist, muß es in allen Kreisgruppen eingehend behandelt werden.

Besondere Aufmerksamkeit ist dem Erdbeeranbau zuzuwenden. Wir haben durch den Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter in diesem Jahr die Jungpflanzenanzuchten nachprüfen lassen und dabei feststellen müssen, daß hier schwere Mißstände hinsichtlich der Sortenreinheit bestehen. Es ist deshalb begonnen, bei den wichtigsten Sorten die Pflanzgutanerkennung einzuführen. Jeder Gärtner und Obstbauer, der Jungpflanzen von Erdbeeren abgibt, muß veranlaßt werden, sich sortenreines Pflanzgut aus anerkannten Beständen zu beschaffen.

3. Fachgebiet Blumen- und Zierpflanzenbau,

betreut vom Reichsbeirat Seidenschnur, Stendal, und dem Sachbearbeiter Weinhausen. Das Schwergewicht aller Arbeiten auf diesem vielgestaltigen Gebiet liegt auch hier bei der Qualitätsfrage, und zwar vor allem bei den Jungpflanzen, da diese neben dem Saatgut grundlegend für die Gewinnung erstklassiger Marktware sind. Wenn auch schon auf dem Gebiet im Laufe der letzten beiden Jahre erhebliche Fortschritte zu verzeichnen sind, so dürfen wir nicht nachlassen in der Erziehung unserer Berufskameraden. Es ist deshalb notwendig, daß je nach der Jahreszeit stets die Jungpflanzen, die dann zum Verkauf kommen, in Beispielen und unter Erläuterung nach den Qualitätsbestimmungen des Reichsnährstandes bzw. der Hauptvereinigung der Deutschen Gartenbauwirtschaft besprochen werden. Das gilt insbesondere auch im Frühjahr für die Gemüsejungpflanzen, die zum Verkauf an die Gartenbesitzer kommen sollen, denn hier wird vielfach noch am schwersten gesündigt.

Das zweite Hauptaufgabengebiet dieser Fachgruppe liegt auf dem Gebiet der Sortenbereinigung, auf das ich schon zu Anfang hinwies. In jeder Kreisgruppe sollen in Zukunft, sobald es möglich ist, nach Veröffentlichung der Prüfungsergebnisse die bewährten Sorten beschafft, vorgeführt und besprochen werden. Das Ergebnis der Aussprachen sollte dann der Landesbauernschaft zugestellt werden, damit alle Erfahrungen für die Weiterbehandlung nutzbar gemacht werden können.

In der Zeitschrift „Blumen- und Pflanzenbau", verbunden mit „Die Gartenwelt", die in jeder Kreisgruppe gehalten werden muß,

erscheinen von Zeit zu Zeit Gestehungskostenberechnungen, die von dem Reichsfachbearbeiter Weinhausen gemeinsam mit den ehrenamtlichen Beiräten errechnet sind. Es wird dringend empfohlen, auch diese zur Aussprache zu stellen.

Schließlich ist es Pflicht jedes Fachwarts, sich um alle Vorgänge bei den Pflanzengesellschaften zu kümmern (Verein deutscher Rosenfreunde, Deutsche Dahlien-Gesellschaft, Deutsche Gladiolen-Gesellschaft, Deutsche Rhododendron-Gesellschaft, Vereinigung der Staudenfreunde usw.), um deren Arbeit zu unterstützen, da wir hier unsere treuesten Helfer haben.

4. Fachgebiet Gemüsebau,

(Reichsbeirat Strauß, Lüllingen, und Sachbearbeiter Dr. Kampe). Es ist immer noch festzustellen, daß die Fachwarte ihre Aufgabe lediglich in der Betreuung der Gemüsegärtner sehen. Es sei deshalb darauf besonders aufmerksam gemacht, daß der Kreisbeirat den gesamten Gemüsebau zu betreuen hat. Es empfiehlt sich daher, daß er dort, wo der bäuerliche Gemüsebau eine größere Rolle spielt, einen Gemüsebauern zum Mitarbeiter, also Beirat für bäuerlichen Gemüsebau, durch den Kreisbauernführer bestimmen läßt bzw. durch den Beirat Gemüsebau die Behandlung gemüsebaulicher Fragen in den Versammlungen der Ortsbauernschaften veranlaßt.

Das große Ziel des Freilandgemüsebaues ist die Verringerung der Anbauflächen, dafür aber Qualitätssteigerung auf den verbleibenden Flächen. Weder der Gemüsegärtner noch der Gemüsebauer darf durch schlechte Gemüsequalitäten den Markt verderben und den Verbraucher schädigen. Schärfste Überwachung der Gemüsemärkte hinsichtlich der Qualitätskennzeichnung ist eines der Arbeitsziele der Hauptvereinigung der Deutschen Gartenbauwirtschaft. Um so notwendiger ist unsere Aufgabe, durch Beratung bei der Saatgutbeschaffung, richtige Pflanzung, Bodenpflege und -düngung mit dafür zu sorgen, daß beste Leistungen erzielt werden können und dem zu raten, die Finger vom Gemüsebau zu lassen, der gute Qualitäten nicht heranzuziehen vermag.

Im übrigen geht das Ziel des Reichsnährstandes dahin, auch den Massengemüseanbau von der Groß-Landwirtschaft auf den gärtnerischen und kleinbäuerlichen Anbau zurückzuverlegen. Das ist aber nur möglich, wenn tadellose Qualitätsware von gleichmäßiger Beschaffenheit geliefert wird.

5. Fachgebiet Samenbau,

geführt vom Reichsbeirat Samenbau Heinemann, Erfurt, und dem Sachbearbeiter Dr. Kampe.

In engster Zusammenarbeit mit dem Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter und den anderen Fachgebieten werden hier die entscheidenden Grundlagen für die Qualitätserzeugung bearbeitet,

denn nur bestes Saat- und Pflanzgut ermöglicht Qualitätssteigerung beim Anbau. Welche Wege hierbei beschritten sind und werden, haben die Ausführungen von Dr. Kampe über den „Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter" gezeigt, so daß ich darauf nicht weiter einzugehen brauche. Notwendig ist nun aber wieder die tätige Mitarbeit der Kreisfachwarte, die einen der Berufskameraden, der auch Samenhandel betreibt, beauftragen müssen, jeweils über den neuesten Stand dieser Frage zu berichten.

6. Fachgebiet Gartenausführung und Friedhofgärtnerei,

an deren Spitze die Reichsbeiräte Aldinger, Stuttgart, und Gericke, Breslau, mit dem Sachbearbeiter Weinhausen stehen.

Dieses Fachgebiet der II C 9 wird künftig in engster Weise mit dem neugegründeten „Reichsverband der Gartenausführenden und Friedhofgärtner" zusammenarbeiten und sich insbesondere der Mitwirkung des Reichsnährstandes bzw. der Landesbauernschaften bei der Schulung der Gartenausführenden und Friedhofgärtner annehmen. Es bleibt als Fachgebiet des Reichsnährstands erhalten, um überall dort die Autorität des Reichsnährstandes zum Einsatz zu bringen, wo die Möglichkeiten des „Reichsverbandes der Gartenausführenden und Friedhofgärtner" nicht ausreichen.

Nur in wenigen Hauptzielen konnte die Arbeit aufgezeigt werden, die in das Arbeitsgebiet der H. A. II C 9 und damit der Kreisfachwarte und ihrer Beiräte fallen. Es ergibt sich aber daraus eine Fülle von Möglichkeiten, die Versammlungen lebendig zu gestalten, und darauf kommt es an. Wo kein Leben ist, ist Rückgang und Tod der Arbeit. Kein Fachwart kann alle Gebiete beherrschen. Er muß sich also seine Mitarbeiter für die einzelnen Fachgebiete suchen und diesen die Verpflichtung auferlegen, in jeder Versammlung einen Kurzbericht über die Lage seines Fachgebiets und die neuen Ergebnisse der Arbeiten des Reichsnährstandes und der Landesbauernschaften zu erstatten. Die regelmäßigen Beilagen der „Gartenbauwirtschaft" bieten dazu die Grundlagen. Wir dürfen uns nicht damit zufriedengeben, daß dort alles abgedruckt ist. Zu leicht wird etwas übersehen oder nicht ernst genug genommen. Deshalb soll grundsätzlich der Vortrag oder Bericht möglichst mit praktischen Vorführungen oder im Zusammenhang mit Betriebsbegehungen das gedruckte Wort ergänzen. So erst wächst der Gemeinschaftsgeist, aus dem allein der deutsche Gartenbau die Kraft gewinnen kann, seine Aufgaben im Dienst am Volk zu erfüllen.

Der Einbau der Kreisfachwarte in die Arbeit der Gartenbauwirtschaftsverbände

(Aus dem Aufgabengebiet der Hauptvereinigung der Deutschen Gartenbauwirtschaft)

Paul Groß, Berlin

Erzeugung ist nicht Selbstzweck; sie dient auch nicht ausschließlich und allein dazu, über einen hohen Preis eine möglichst hohe Rente zu erwirtschaften, sondern im Vordergrund unserer Arbeiten steht der Dienst an der Allgemeinheit, d. h.: Für uns ist die Erzeugung das Mittel, um die Bedarfsdeckung unseres Volkes durchzuführen, Preise und Renten kommen erst in zweiter Linie. — Diese Aufgabe der Bedarfsdeckung, die im Vordergrund steht, muß der Gesichtswinkel bleiben, wenn immer wir den uns in der nationalsozialistischen Wirtschaftsführung gestellten Aufgaben in Zukunft gerecht werden wollen. Aus dieser Tatsache heraus ergeben sich gleich zwei Folgerungen.

Die erste ist die absolute Unterordnung unter die Notwendigkeiten des deutschen Gesamtmarktes. — Die Zeit der Landesgrenzen haben wir überwunden, und was wir politisch eingerissen haben, dürfen wir wirtschaftlich nicht wieder versuchen aufzubauen. Es geht nicht an, daß die einzelnen Gebiete sich vor der Zufuhr auswärtiger Lieferungen absperren, um auf diese Weise kleine örtliche im Preis hoch liegende Inseln zu schaffen. Eine derartige Methode führt zwangsläufig zu einer Ausweitung des Anbaues in diesen Gebieten und verhindert die absolute naturgemäße Wanderung zum günstigsten Produktionsort und bringt letzten Endes die Voraussetzung mit sich für notleidende Betriebe aller Art.

Die Maßnahmen der für den Absatz verantwortlichen Stellen werden ausgerichtet nicht nach den Notwendigkeiten des am teuersten produzierenden Anbaugebietes, sondern nach den Notwendigkeiten desjenigen Anbaugebietes, das gerade noch zur Bedarfsdeckung mit herangezogen werden muß. Denn der Sinn unserer Wirtschaftspolitik ist in erster Linie, die Deckung des Bedarfes sicherzustellen, und dabei können wir hinsichtlich des Preises nur insoweit Konzessionen machen, als wir eine Produktion gerade noch notwendig hierzu brauchen. Wir können uns nicht den Luxus überhöhter Preise leisten, um einen Anbau in einem anbauunwürdigen Gebiet zu halten. Diese Forderung ist außerordentlich hart und wird, wenn sie restlos durchgeführt wird, auch sicher in vielen Fällen eine Preisgabe der Produktion bedeuten. Aber wir können uns auf unserem engbegrenzten Landesraum nicht den Luxus leisten, mehr Fläche, als unbedingt notwendig für die Erzeugung ist, zur Verfügung zu halten. Ich bin mir durchaus klar darüber, daß diese These die große Gefahr der Unpopularität in sich schließt. Aber genau so, wie diese Gefahr für die zentralen Befehlstellen gegeben ist — für die Hauptvereinigung und für die Gartenbauwirtschaftsverbände —, besteht diese Gefahr, und darauf muß eindeutig hingewiesen werden, auch für Sie als die Kreisfachwarte, die Sie bestimmt sind,

die Mittler und die Propagandisten zu sein für alle die Gesamtwirtschaft als notwendig erachteten Maßnahmen der Hauptvereinigung und der Gartenbauwirtschaftsverbände.

Hier aber muß man sich über die zweite Folgerung der obengenannten Zielsetzung klar werden. Wir alle haben noch die Schlacken jener Wirtschaftsordnung in uns, bei der als oberstes Ziel zu erreichen galt, den höchsten Preis und den höchsten privatwirtschaftlichen Nutzen dem einzelnen zu sichern. Wir haben das Fälschliche dieser Theorie erkannt und wir glauben, daß mit der Marktordnung des Reichsnährstandes der richtigere und bessere Weg beschritten worden ist, der über das Wohl der Gesamtheit zum Besten des einzelnen führt. Dieser Glaube muß uns über alle Schwierigkeiten hinweghelfen, die sich uns bei der Propagierung dieser uns als gut erkannten Idee entgegenstellen. Es ist der zähe und unerschütterliche Glaube, daß wir nur mit Hilfe einer ehrlich im Allgemeininteresse angestrebten Marktordnung zu einer Existenzsicherung unseres Berufsstandes kommen.

Es kommt hier zum Durchbruch, ob ich meine Aufgaben im nationalsozialistischen Sinne anfasse und durchführe, nämlich ob ich die mir übertragene Aufgabe — Gartenbauerzeugnisse zu produzieren —, in erster Linie als Dienst im Rahmen der allgemeinen Nährpflicht ansehe, die — darüber besteht für uns alle kein Zweifel — das notwendigste Gegenstück ist zur allgemeinen Wehrpflicht.

Die größten vor uns liegenden Aufgaben sind deshalb, den Erzeuger in immer größerem Maße als bisher zum verständnisvollen Mitarbeiter zu machen, die innere Einstellung der Menschen, die gegen den Strich arbeiten, zu ändern, sie aufzuklären, und sie nötigenfalls zu brandmarken, und zwar von der Seite der Berufsauffassung aus, um sie dadurch letzten Endes zur Mitarbeit zu erziehen.

Gerechte Preise für Erzeuger und Verbraucher, Erzeugung im Dienste der Ernährung des Volkes sind nur zu erreichen mit Mitarbeitern, die den Wert einer stetigen Produktion und einer Einordnung in die Gesamtbelange erkannt haben und die nicht nur immer ihre Produktion allein aus der Perspektive ihres kleinen Hosentaschenportemonnaies betrachten. Das ist eine große Aufgabe, auf die wir uns draußen mehr und mehr konzentrieren müssen und bei deren Bewältigung wir gerade Ihrer Hilfe bedürfen.

Wenn ich so erst noch einmal die grundsätzlichen Voraussetzungen aufgezeigt habe, die wir unbedingt schaffen müssen, so komme ich zu den einzelnen Fragen, die neben der großen Schulung rein technisch in Angriff genommen werden müssen, um das Ziel der Ernährungsfreiheit auch auf unserem Sektor mit erreichen zu helfen.

Das Aneinanderkommen der Märkte bei der ständig fortschreitenden verkehrstechnischen Erschließung, die örtlich mitunter stark schwankenden Ernteanfälle in Verbindung mit dem Ziel einer möglichsten Stetigkeit der Verbraucherpreise innerhalb des gesamten Reiches bringt naturnotwendig mit sich die Forderung nach einer Angleichung der verschiedenen Märkte. Und hierzu ist wieder notwendig, da alle diese Dinge nicht aus dem einzelnen Gebiet heraus beurteilt werden können,

daß von zentraler Stelle aus die notwendigen Weisungen erteilt werden, die als Voraussetzung die Berichte haben, die wir aus dem Lande bekommen. Nicht nur, daß diese Berichte, wenn immer sie angefordert werden, uns pünktlich zugehen müssen, sondern diese Berichte müssen einwandfrei den Tatsachen entsprechen; sie müssen die Situation vollkommen ehrlich schildern, ohne daß persönliche Wünsche dabei maßgebend werden oder daß besondere Vorteile für das jeweilige Gebiet heraus entstehen sollen. Aus der praktischen Erfahrung heraus kann man hundertprozentig damit rechnen, daß jeder falsche Bericht sich an dem Gebiet selbst rächen wird. Hinweise auf eine zu geringe Ernte, ohne daß dies den Tatsachen entspricht, in der Hoffnung, damit vielleicht die Preisfestsetzungen nach oben hin beeinflussen zu können, führen in den allermeisten Fällen dazu, daß in diese Gebiete hinein vermehrte Auslandsware gelegt wird. Hinweise, die eine zu große Erntemenge angeben, um die Einfuhr möglichst aus dem Gebiet fernzuhalten und damit eine rein lokale Preisbildung zu erreichen, führen nicht nur dazu, daß nachträglich trotzdem noch Auslandsware in das Gebiet gelegt wird, sondern sie erschüttern auch das Vertrauen in die Berichterstattung und nehmen damit die Voraussetzung für die Einsetzung richtiger Maßnahmen, ganz davon abgesehen, daß jede überhöhte Preisbildung immer noch Anbauerweiterungen in unerwünschtem Sinne zur Folge haben werden.

Der Kreisfachwart muß in seiner Funktion nicht so sehr auf die Wünsche der Erzeuger als auf die Wünsche des Marktes Rücksicht nehmen. Er muß einerseits dafür Sorge tragen, daß die natürliche Marktentwicklung nicht durch den Konjunkturanbau von bestimmten Erzeugnissen irgendwie nachteilig beeinflußt wird.

Wenn in einem Jahre die Preise für irgendein Erzeugnis besonders günstig lagen und die Erzeuger mit Rücksicht darauf im folgenden Jahre den Anbau derartig steigern, daß dadurch Stockungen im Absatz und sogar die Gefahr der Unverkäuflichkeit der Erzeugnisse auftritt, kann dadurch unser Ziel in der Marktordnung nicht erreicht werden, im Gegenteil, die Ausrichtung in der Erzeugung wird dadurch unmöglich gemacht (siehe Pfälzer Zwiebeln und Holsteiner Frühkohl).

Der Erzeuger darf nicht nur das anbauen, was ihm im örtlichen Absatz unter normalen Verhältnissen Gewinn verspricht, sondern muß dabei wesentlich auf die Aufnahmefähigkeit der Erzeugnisse und die Wünsche der Verbraucher auch anderer Gebiete Rücksicht nehmen (Moutôt). Die Kreisfachwarte müssen sich deswegen durch die Gartenbauwirtschaftsverbände über die marktgängigen Sorten und Arten der verschiedenen Erzeugnisse stets rechtzeitig unterrichten lassen.

Ebenso wichtig wie diese Bereinigung des Anbaues und die Erziehung zu einem stetigen Anbau ist es, Verständnis in den Erzeugerkreisen für die Wichtigkeit gleichmäßiger Sortierung und Verpackung zu werben. Auch dies ist eine wesentliche Voraussetzung, damit ein Ausgleich innerhalb Deutschlands und damit auch eine gewisse Absatzsicherung für ungewöhnliche Erntespitzen einzelner Gebiete eingebaut werden kann.

Ein Ausgleich aber ist nur dann möglich, wenn der Empfänger im Norden dasselbe unter einer Güteklasse A, Größe I versteht wie der Ablader im Süden und umgekehrt. Die Bekanntmachung und Aufklärung über die „Reichseinheitsvorschriften für die Sortierung“ ist deshalb, die Sie in ständiger Fühlung mit dem Anbau stehen, eine Ihrer vordringlichsten Aufgaben. Das gleiche gilt für die Verpackung. Sie müssen in Ihren Vorträgen und Rücksprachen von Mann zu Mann Verständnis für diese Voraussetzungen schaffen, da sonst keine Möglichkeit besteht, bei Auftreten ungewöhnlicher Erntespitzen Ware in ein anderes Gebiet abzuleiten. In vielen Fällen, wo immer sich Erntespitzen ergaben und diese Voraussetzungen vorhanden waren, haben wir Abhilfe schaffen können.

In den marktmäßig geschlossenen Gebieten, in denen die gesamte Produktion, soweit sie nicht auf Wochenmärkten direkt zum Verkauf an den Verbraucher gelangt, an die Bezirksabgabestellen zur Abladung kommt, erwächst Ihnen außerdem die Aufgabe, Übermittler der Absatzwünsche und der Absatzerfahrungen der Bezirksabgabestellen an die Erzeuger zu sein. Nicht nur, daß Sie die Erzeuger innerlich auf die Notwendigkeit vorbereiten müssen, daß sie auf ein gegebenes Zeichen hin ihre Ernte, soweit die technische Möglichkeit hierzu besteht, stoppen oder verstärkt einsetzen, wenn immer Witterungs- oder Konsumschwankungen dies erfordern, in vielen Fällen wird es auch notwendig sein, sich bietende Absatzchancen sofort durch größere Abschlüsse und Ablieferungen auszunützen. Hier muß die Aufklärung einsetzen, daß — um liberalistisch zu sprechen — die Sucht nach der letzten Preisspitze mehr Risiko- als Gewinnchance enthält und daß dies auch nicht im Sinne der von uns zu Anfang dargelegten Grundsätze liegt, sondern daß sich dies letzten Endes auswirkt als eine Schädigung der Gesamtwirtschaft und damit auch für den Berufsstand.

Die Mitarbeit der Erzeuger an der Regelung des Absatzes zu erreichen, ist eine so große umfangreiche Aufgabe, die nicht allein durch Vorträge und Druckschriften erreicht werden kann, sondern vor allen Dingen durch das gute Beispiel, das nicht nachlassen darf, wenn immer es dem einen oder anderen gelingt, außerhalb der Reihe zu tanzen und Sondergewinne einzustecken. Nicht er ist der Klügere, sondern er ist der Schädling an dem anderen, und das muß ihm in aller Deutlichkeit und Offenheit gesagt werden.

Um diese Aufgaben, die ich nur kurz und andeutungsweise aufzeigen konnte, zu erfüllen, ist es wünschenswert und notwendig, daß die Kreisfachwarte in ständiger Fühlung über ihren Landesfachwart mit dem Gartenbauwirtschaftsverband bzw. den ihnen untergeordneten Absatzstellen stehen, damit Sie auch ihr Aufgabengebiet, die Erzeugung zu betreuen und in die richtigen Bahnen zu lenken, unter dem Gesichtswinkel der Marktordnung und Bedarfsdeckungswirtschaft sehen.

Es sind im Etat der Hauptvereinigung zum ersten Male Mittel zur Verfügung gestellt, um die Arbeit der Kreisfachwarte zu aktivieren und die Absatzregelung schon bei der Erzeugung in Angriff zu nehmen. Und das ist notwendig, denn wir können unsere Erzeugnisse nur in ganz beschränktem Umfange lagern. Jede nicht sofort bei Ernteanfall

absetzbare Ware bedeutet Verlust. Und wenn wir das große Risiko, das die erheblichen Ernteschwankungen bei unseren Erzeugnissen sowieso schon mit sich bringen, durch die planmäßige Lenkung der Erzeugung mildern können, dann — meine Herren — sind die für Ihre Arbeit bereitgestellten Mittel richtig angewendet worden im Sinne unserer Gesamtwirtschaft und im Sinne unseres Berufsstandes.

Ich möchte zum Abschluß noch einmal hervorheben, daß es die wichtigste Aufgabe ist, unsere Gartenbauer weltanschaulich an die Ziele heranzubringen, die uns in der deutschen Volkswirtschaft gesteckt sind. Wir müssen auch aus dem kleinsten Interessenkampf heraus, wir dürfen, jeder von uns, der ehrenamtlich in der Durchführung der Idee mitwirkt, uns nicht vor Einzelinteressen spannen lassen, sondern wir müssen das Bewußtsein haben und in uns wach halten, daß wir in erster Linie Sachwalter des deutschen Volkes sind. Es gehört zu unseren Aufgaben, den von uns betreuten Stand funktions- und leistungsfähig zu halten; dabei müssen wir jedoch den allgemeinwirtschaftlichen Notwendigkeiten Rechnung tragen, und das ist zu erreichen mit Disziplin und mit dem Glauben an die Idee.

VI. Die Lage des deutschen Gartenbaues und die sie beeinflussenden Kräfte

Reichsfachwart Gartenbau Johannes **Boettner**, Frankfurt/O.

Morgen begehen wir den ersten Reichsgartenbautag im neuen Reich. Es soll ein Erlebnis sein für alle Berufskameraden aus nah und fern, die morgen hier zusammenkommen, und die zum ersten Male in Gemeinsamkeit als geschlossener Beruf zwischen Betriebsführer und Gefolgschaft sich ihrer Zusammengehörigkeit bewußt werden. Da lohnt es sich, einmal stillezustehen und Umschau zu halten.

Wenn aus diesem Tage morgen zukunftsfrohes, neues Leben für den Beruf erwachsen soll, dann ist es nicht nur notwendig zu prüfen, wo wir jetzt stehen, sondern es ist auch zweckvoll, auf den Weg zu schauen, der hinter uns liegt. Das wird für alle die Berufskameraden, die mit innerer Anteilnahme das Werden unseres Berufes verfolgt haben, ein Erinnern an manche schwere und harte Stunde, auch ein Erinnern an manche Freude über diesen oder jenen besonderen Erfolg sein.

Der deutsche Gartenbau kam zum letzten Male in größerer Geschlossenheit auf dem Gartenbautag in Hannover vor 3 Jahren zusammen. Dieser Gartenbautag, der heute für uns in weiter Ferne zu liegen scheint, war noch gewissermaßen ein Rudiment aus der Zeit vor der Machtübernahme. Er war aufgezogen vom Reichsverband des deutschen Gartenbaues, der damals bemüht war, die Fesseln einseitiger Berufsvertretung zu weiten, der schon Ansatz und Hinweise zeigte und in vielen Stücken die kommende Entwicklung ahnen ließ; der aber noch in seiner ganzen Gestaltung befangen sein mußte von den organisatorischen beruflichen Begriffen einer abgeschlossenen Periode, in der die umfassenden Gedanken des neuen Werdens noch nicht Raum hatten.

Es saßen damals mit uns in dem alten sogenannten Hauptausschuß des Reichsverbandes Berufskameraden der alten Zeit und der alten Schule zusammen. Wenn auch ihre Reihen befreit waren von denen, die sich dem neuen Geist gegenüber abhold verhielten, so war doch das ganze Geschehen dieses Gartenbautages eher ein Abschluß als ein Anfang. Wer damals dabei war, der weiß, daß dieser Gartenbautag angefüllt war mit Auseinandersetzungen aller Art, die begründet waren in dem gärenden Werden jener ersten Monate nach der nationalsozialistischen Revolution. Und wenn wir uns auch damals ein Bild zu machen suchten von dem neuen Bau, der gefügt wurde, so mußte dieses Bild doch noch verschwommen sein — angefüllt mit Un-

klarheiten, die nicht nur im organisatorischen Aufbau begründet waren, sondern auch mit den Unsicherheiten, die sich aus der Tatsache ergaben, daß eben alles bei uns in Deutschland im Aufbau und im Neugruppieren war, ohne daß der einzelne oder die einzelne Berufsgruppe wissen konnte, welche letzten Züge dieses Bild zeigen würde. Es war die Zeit, in der überall an den Plänen dieser neuen Gestaltung gearbeitet wurde. Wohin man auch kam, es wurde an Organisationen herumkonstruiert. Fuhr man mit der Bahn, saßen bestimmt in einer Ecke 2 bis 3 Männer zusammen, die Kästchen mit Strichen malten. Man wußte aus eigenem Denken heraus, daß auch hier an einer neuen Organisationsform gearbeitet wurde. Es ging uns gerade so. Nur wenige wußten, wohin wirklich die Reise geht. Über diese Zeit sagte einmal der Reichsobmann: wir waren eine Truppe, die von ihrem Führer im Nebel vorwärts geführt wurde, die marschierte im Glauben an den Führer, ohne das Ziel zu sehen, das der Nebel verhüllte, die allerdings dann, als der Nebel sich teilte, erkannte, daß ihr Glaube an den Führer richtig war, denn als das Ziel zu erkennen war, rechtfertigte es den Weg. Wir brauchen uns darum auch des Gartenbautages in Hannover bei allen Unklarheiten und Unsicherheiten, die über ihm lagen, nicht zu schämen. Wir können im Gegenteil heute stolz darauf sein, daß wir auch in der Dunkelheit dem Führer folgten. Wir können heute nach drei Jahren stolz und freudig feststellen, daß kaum eine andere Berufsgruppe schon damals so klar den Willen zum Ausdruck brachte, dem Führer bedingungslos zu folgen, wie wir es taten und damit das Bekenntnis zum Nationalsozialismus abgaben, denn das Führerprinzip ist eines der wesentlichsten Grundpfeiler nationalsozialistischen Denkens, und der Wille zu diesem nationalsozialistischen Denken ist der Wille zur nationalsozialistischen Tat, d. h. der Wille zur Führung, zu dem der Wille zur Unterordnung gehört — wie der Wille zur Verantwortung im Führen. Und es war ein weiteres da —, der Auftrag des Reichsbauernführers an mich, den Gartenbau in den Reichsnährstand einzugliedern.

Wir haben uns damals viele Gedanken gemacht über die Form der Eingliederung, über ihre Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit. Denn es war ja nicht immer so, daß der Gartenbau von sich aus das klare Bekenntnis zur Zugehörigkeit zur Landwirtschaft aufbrachte. Es hat ja auch Zeiten gegeben, in denen führende Männer des Gartenbaues glaubten, die Zugehörigkeit zum Gewerbe sei für unseren Beruf zweckdienlich. Und wenn auch die Führung des Reichsverbandes des deutschen Gartenbaues von dieser Meinung weit abgerückt war, so bedeutete doch dieses klare Bekenntnis des Berufes zur Landwirtschaft in der damaligen Zeit eine Tat, die, das kann ich heute gern sagen, von den Männern, die mit mir an diesen Dingen arbeiteten, nicht einer Frage kühler Überlegung nach größeren Vorteilen für den Beruf entsprach, sondern es war eine Tat, die uns aus dem inneren Wesen des Berufes heraus eine Selbstverständlichkeit war. Wenn ich nun in diesen 3 Jahren die Führung unseres Berufes zu verantworten habe, dann könnte meine Rede heute vor Ihnen ein Rechenschaftsbericht sein über die Zeit, die nun hinter uns liegt. Ich glaube aber, daß die Tage

heute und morgen an sich diese Rechenschaft überflüssig erscheinen lassen. Wenn ich trotzdem zunächst über die Geschehnisse dieser 3 Jahre kurz spreche, so deshalb, um verständlich zu machen, wie wir bis hierher gekommen sind. Und es erscheint mir, daß wirklich der Tag morgen einen Entwicklungsabschnitt bedeutet und einen neuen Abschnitt einleitet.

Wie wenig die Daten, die ich Ihnen kurz nennen werde, leere Zahlen sind, das wissen die Berufskameraden, die bisher mit mir gekämpft und gearbeitet haben. Denn das will ich heute freimütig zum Ausdruck bringen, es ist oft und oft ein hartes Ringen gewesen, und es hat häufig eines unbändigen Durchhaltewillens bedurft und oft und oft eine Bereitschaft zum Opfer, von der nur wenige wissen können.

Am 14. April 1933 hatten wir im Hause Schlieffenufer 21 eine Reihe von alten Parteigenossen aus führenden Berufskreisen zusammengerufen und vollzogen die Gleichschaltung des Reichsverbandes. Den Auftrag dazu hatten wir uns vom Amt für Agrarpolitik geben lassen. Die ganze Angelegenheit vollzog sich kurz und schmerzlos. Es war auch nicht übermäßig schwer, diese Gleichschaltung durchzuziehen, da ich selbst in der Führung des Verbandes stand und der Reichsverband als solcher auch in früheren Zeiten nie jene Syndikuspolitik getrieben hatte, die in anderen Wirtschaftsverbänden ein hartes und jähes Zugreifen notwendig machte. Einige ältere Berufskameraden traten aus der Führung ab, und unser Berufsstand dachte nicht im geringsten daran, sich der Gleichschaltung zu widersetzen. Das hätte ja auch gar nicht dem inneren Wesen des Gärtners entsprochen, der aus seiner Berufstätigkeit heraus — auch wenn er unpolitisch war — dem nationalsozialistischen Denken stets hat nahestehen müssen, sofern er Gärtner und nicht Kaufmann oder Händler war.

Es teilte sich damals mit mir in die Führung Lange, Swinemünde, der aber schon nach kurzer Zeit die Führung mir allein überließ. Damit konnte auch der Einfluß einer bestimmten Gruppe zum Abschluß gebracht werden, die in den Jahren vorher die Einmütigkeit des Berufes stark gefährdet hatte.

Am 23. April 1933 wurde hier in Dresden die Gleichschaltung des Bundes deutscher Baumschulenbesitzer vorgenommen, der sich damals härter widersetzte, aber unter dem Zwang der revolutionären Entwicklung leicht überrannt werden konnte.

Im Mai 1933 schlossen wir dann alle anderen Sonderzüchtergruppen und Vereinigungen, die teilweise wiederum in sich zu Interessengemeinschaften u. ä. zusammengeschlossen waren, in die große Berufsgruppe ein und bereiteten so den geschlossenen Einmarsch aller erwerbsmäßig tätigen Gartenbauer in den Reichsnährstand vor.

Am 15. Mai 1933 erschien der Erlaß aller beteiligten Ministerien, d. h. des Ernährungs- und Landwirtschaftsministeriums, Finanzministeriums, Wirtschaftsministeriums, Arbeitsministeriums und Innenministeriums, in dem festgelegt wurde, daß der Gartenbau der Landwirtschaft zuzuzählen sei. Mit diesem Erlaß, um den wir lange gerungen haben, war der erste Schritt für die berufsständische Eingliederung getan.

Am 29. Juni 1933 wurde der damalige Reichsleiter des Amtes für Agrarpolitik, Darré, Reichsernährungsminister.

Darré, der in der Zwischenzeit, und zwar im wesentlichen am 4. April 1933, die Führung sämtlicher landwirtschaftlicher Organisationen und Verbände übernommen hatte, konnte nun erst die Grundlage schaffen zu einer wirklich einheitlichen Führung der gesamten Landwirtschaft, indem er der Führer des Standes sowie der Führer der deutschen Agrarpolitik wurde. Hier liegt auch — glaube ich — das große Geheimnis der Erfolge Darrés. Von allen Berufsgruppen ist die landwirtschaftliche den anderen weit voraus, voraus besonders in der Verwirklichung nationalsozialistischen Gedankengutes. Die erste gesetzliche Maßnahme, die sich der dringenden Not des Gartenbaues annahm, war das Marktschutzgesetz vom 6. Juli 1933. Dieses Gesetz ist noch kein nationalsozialistisches, wie wir es heute sehen. Es fehlt ihm die Vollendung und die Totalität und bedeutet heute gesehen fraglos ein Flickwerk, wie so viele Gesetze, die im besten Willen auch in der Vorkriegszeit zum Schutz der Landwirtschaft gemacht wurden. Ein Stückwerk mit allen den Schäden in der Auswirkung, die Einzelmaßnahmen immer haben müssen. Es war auch nicht vorbereitet von den nationalsozialistischen Kräften, die heute an der landwirtschaftlichen Gesetzgebung wirken. Und doch mußte es begrüßt werden, da es wenigstens zunächst einmal einen gewissen Damm aufrichtete und Möglichkeiten gab, im gärtnerischen Absatz gewisse Selbsthilfeeinrichtungen solange vor dem Zusammenbruch zu schützen, bis sie später in das Gesamtgefüge nationalsozialistischer Agrargesetzgebung eingebaut werden konnten. Die Zeit vom Juli bis September 1933 war in Berlin angefüllt mit einer unerhört aktiven Arbeit, getragen von echt revolutionärem Wollen und einer unglaublichen Zähigkeit in der Vorbereitung jener beiden grundlegenden Gesetze, die Ende September verkündet werden konnten, die für Jahrhunderte bestimmend für die Agrarpolitik sein werden: das Reichserbhofgesetz und das Reichsnährstandsgesetz.

Gewiß ist das Reichserbhofgesetz unmittelbar nur für einen Teil unserer Berufskameraden wirkungsvoll. Und doch ist es auch für diejenigen unter uns, deren Betrieb nicht Erbhofgröße hat, tragende Grundlage, denn es schafft in seiner gesetzlichen Bindung des Blutes an den Boden jenen sittlichen Halt, den der bodenbebauende Mensch in einem gesunden Volkskörper haben muß, und schafft diesen sittlichen Halt nicht nur vor uns selbst, sondern auch vor den Volksgenossen, die außerhalb des Bauerntums nun Arbeit und Leben des Bauern mit anderen Augen ansehen lernen. Auch wer durch das Reichserbhofgesetz mit seiner Sippe nicht dem Boden mit Recht und Pflicht auf alle Zeiten verbunden wurde, erkennt nun, daß der bodenverwurzelte Mensch Grundlage von Volk und Staat für alle Zeiten bleiben muß, und er erkennt auch, welche besondere Verantwortung diesem bodenverbundenen Menschen auferlegt wurde.

Das ergibt notwendigerweise Ausstrahlungen auch auf die innere Haltung unseres Berufes selbst, wie Ausstrahlungen auf die Allgemeinheit für unseren Beruf.

Das Reichsnährstandsgesetz, das ebenfalls im September 1933 verkündet wurde, vollzieht nun auch mit dem Zusammenschluß aller bodenbearbeitenden Menschen die gesetzliche Einbeziehung des Gartenbaues in den Reichsnährstand. Wesentlich dabei ist, daß nicht nur der Gärtner damit zum vollberechtigten Mitglied des Reichsnährstandes wird, sondern auch die gärtnerischen Gruppen der Be- und Verarbeiter sowie die Verteiler der gärtnerischen Erzeugnisse.

Die volle Auswirkung dieses Gesetzes konnte natürlich nicht mit einem Schlage erfolgen. Die Verteiler wurden allgemein zunächst in dem Landhandelsbund — der späteren Hauptabteilung IV — gesammelt. Die Einfügung der Be- und Verarbeiter konnte sich nicht auf dem Wege der einfachen Zerschlagung der Verbände vollziehen. Es wurde hier zunächst analog wie bei Getreide und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen eine Wirtschaftliche Vereinigung der Gemüse- und Obstverwertung geschaffen — mit einem Wort, die straffe Zusammenfassung dieser nachgeordneten Gruppen der gärtnerischen Erzeugung mußte zunächst zurückgestellt werden. So vollzog sich langsam — in anderen Abteilungen teilweise unter Sonderaufträgen des Reichsnährstandes — die Eingliederung. Das, was bisher organisatorisch zum Gartenbau gehört hatte und was — wie ich es soeben darstellte — unter Gleichschaltung und Zusammenfügung aller im Gartenbau vorhandenen Verbände durchgeführt war, wurde zunächst in die Reichshauptabteilung II des Reichsnährstandes überführt und erhielt hier eine gesonderte Arbeitsgruppe als Unterabteilung Garten. Der Reichsbauernführer hatte jeder Reichshauptabteilung eine festumrissene Aufgabe gestellt. Die Aufgabe der Reichshauptabteilung II ist und war die Betreuung des Hofes, d. h. für uns des Betriebes. Es ergab sich also nun ganz zwangsläufig, daß innerhalb der Reichshauptabteilung II des Reichsnährstandes die fachlichen und betriebswirtschaftlichen Dinge unter der Leitung unseres altbewährten Professors Ebert folgerichtig und ordnungsmäßig untergebracht waren. In jeder Landesbauernschaft, die ja die alten Kammern aufsog, hatten wir eine Unterabteilung Garten mit den notwendigen Sachbearbeitern. Ich habe damals dafür Sorge getragen, daß in jeder Landesbauernschaft ein ehrenamtlicher Führer des Gartenbaues — also der Beruf selbst — eingeschaltet wurde. Diese ehrenamtlichen Führer wurden später als die Landesfachwarte Gartenbau eingesetzt, und es ist für uns Gärtner ein erfreuliches Zeichen dafür, daß wir von Anfang an den Aufbau richtig erfaßt hatten, wenn jetzt auch für die anderen Gruppen der Landwirtschaft ebenfalls Landesfachwarte eingesetzt worden sind bzw. eingesetzt werden.

Aus der klaren Aufgabenstellung des Reichsbauernführers an die einzelnen Hauptabteilungen ergab sich aber notwendigerweise die Konsequenz, daß die rein wirtschaftlichen Fragen des Gartenbaues in diesen Unterabteilungen der Reichshauptabteilung II nicht behandelt werden konnten, und daß damit die Möglichkeit auftauchte, daß die gesamten wirtschaftlichen Fragen des Gartenbaues zu kurz kamen. Wir aber wissen, daß gerade in unserem Beruf, wie in dem

ähnlich gelagerten des Weines usw., die Absatzfragen die Voraussetzungen sind für alle fachlichen und betriebswirtschaftlichen Dinge. Unsere Wirtschaftsnöte resultierten ja auch nicht etwa in fachlicher oder betriebswirtschaftlicher Unzulänglichkeit, sondern sie resultierten aus dem völlig ungelösten Absatzproblem. Zwar konnten wir mit Hilfe des Marktschutzgesetzes hier und da eingreifen, doch dieser Marktschutz war ja eben — wie ich darstellte — nur ein Flickwerk, und so mußte unsere Arbeit Stückwerk bleiben. Hier war — das kann rückschauend gesagt werden — einmal für eine gewisse Zeit eine Lücke, über die nur sehr schwer hinwegzukommen war. Das Reichsnährstandsgesetz brachte zwar die Grundlagen für die Marktordnung, es führte zwar von vornherein auf dem wesentlichsten Sektor, beim Brotgetreide, die Festpreise ein, und gab damit dem zukünftigen Wollen eine klare Richtung. Doch konnte damals niemand die Dinge wie beim Brotgetreide, die durch Gesetz geregelt waren, nun automatisch auf alle anderen Dinge der Landwirtschaft und auf die ihr nahestehenden Sondergruppen übertragen.

Bei einem anderen Produkt, daß ebenso wie die gartenbaulichen Produkte wesentlich mehr von einer Ordnung des Marktes und von einer Regelung des Absatzes abhängig war — der Milch —, war man inzwischen auf anderem Wege vorwärts gekommen. Durch die Schaffung des Reichskommissars für Milch wurde schon in den ersten Monaten des Sommers 1933 die Marktordnung auf diesem Gebiete in Angriff genommen.

Der jetzige Verwaltungsamtsführer v. Kanne, damals Reichsmilchkommissar, und sein ständiger Mitarbeiter, der jetzige Generalinspekteur Georg Reichardt, haben regelnd in die Marktgeschehnisse bei der Milch eingegriffen. Das aber ist der einzige Vorgang, der auch nur etwa als Beispiel dienen könnte für die Fragen der Marktordnung auf gartenbaulichem Gebiet. Und auch hier ist es so, daß die Arbeiten des Reichskommissars für Milch auf unseren Gebieten in der gleichen Form keine Anwendung finden konnten.

Der Stabsamtsführer Dr. Reischle, der ja die stärksten Gestaltungsimpulse bei der Durchführung der Marktordnung gegeben hatte, fand damals die — ich möchte heute sagen — geniale Lösung, daß er zunächst ein einzelnes Produkt, bei dem die Absatzfrage ebenfalls aufs stärkste drängte, herausgriff und die Durchführung dieser Absatzregelung mir übertrug — das waren die Frühkartoffeln.

Die Verordnung über die Absatzregelung von Frühkartoffeln erschien am 17. Februar 1934, und am 14. April 1934 wurde ich zum Reichsbeauftragten für diese Regelung eingesetzt. An dieser Aufgabe haben wir uns geschult. Ich bekenne heute gern, daß diese Aufgabe zunächst an mich und meine Mitarbeiter außerordentliche Anforderungen, insonderheit nach der konstruktiven Seite, stellte. Insofern erfüllt es mich mit Genugtuung, daß die Grundsätze, die wir damals bei der Absatzregelung der Frühkartoffeln aufstellten und durchführten, auch heute noch als große Linie für die Zukunft die tragende Grundlage des gesamten Aufbaues sind. Es ist dabei belanglos, daß später die Frühkartoffeln bei der Hauptvereinigung der Kartoffelwirtschaft

eingegliedert wurden. Die Frühkartoffel ist mit den Eigenschaften der Leichtverderblichkeit, des ruckweisen Anfalles der Ernte, der Unsicherheit in der Ernte usw., markttechnisch gesehen, durchaus ein gartenbauliches Erzeugnis.

Der Tatsache, daß die Absatzregelung für Frühkartoffeln im Jahre 1934 als wirklicher Erfolg zu buchen ist, verdanken wir es, daß später auch für die gartenbaulichen Erzeugnisse eine Verordnung über die Absatzregelung herauskam, die zwar etwas abgewandelt nach den Besonderheiten unseres Gartenbaues, doch im Grundsatz dieselben Vollmachten herausstellte. Am 22. Juni 1934 erschien diese Verordnung, und am 29. Juni 1934 — also genau 1 Jahr nach Übernahme des Ministeriums durch den Reichsbauernführer — wurde mir die Durchführung dieser Absatzregelung als Reichsbeauftragter übertragen. Später kam dann noch hinzu die Beauftragung für die Absatzregelung von Hülsenfrüchten und Wein. Ich habe auch — wie Sie wissen — in der ersten Zeit die Spätkartoffeln mit übernehmen müssen.

Wesentlich bleibt die Tatsache, daß der Beweis für die Möglichkeit der Marktregelung unserer gärtnerischen Erzeugnisse an einem Beispiel erbracht worden ist, bevor wir an die gesamte umfassende Arbeit herangehen konnten.

Auf dem Reichsbauerntag in Goslar 1934 verkündete Stabsamtsführer Dr. Reischle dann die Zusammenlegung der beiden Hauptabteilungen III und IV des Reichsnährstandes zu einer neuen Reichshauptabteilung III. Es war logisch und konsequent gewollt, daß zunächst einmal in der Hauptabteilung IV die Sammlung sämtlicher Be- und Verarbeiter und der gesamten Verteilerschaft durchgeführt wurde. Diese Reichshauptabteilung III ist etwas anderes als die anderen Reichshauptabteilungen insofern, als ihre Gliederungen in sich selbständige öffentlich-rechtliche Körperschaften sind, die allerdings durch eine 4. Verordnung zum Reichsnährstandsgesetz fest an den Reichsnährstand angeschlossen wurden. Das wesentlichste Merkmal der Hauptvereinigungen ist, daß sie einen Zusammenschluß nach der vertikalen Gliederung brachten, daß also im Gegensatz zu dem horizontalen Aufbau der einstufigen Kartelle ein Zwangszusammenschluß aller Gruppen, die an dem Erzeugnis marktmäßig beteiligt sind, herbeigeführt wurde. Sie wissen ja, es gehört zur Hauptvereinigung und zu den nachgeordneten Wirtschaftsverbänden nicht nur die gesamte Erzeugerschaft, sondern auch Be- und Verarbeiter sowie Verteiler.

Dr. Reischle verkündete damals auf dem Reichsbauerntag in Goslar 1934, daß auch der Gartenbau eine eigene Hauptvereinigung erhalten würde, und es war eine Selbstverständlichkeit, daß die Sonderaufträge, die für den Absatz dem Reichsbeauftragten gegeben waren, nunmehr die Grundlagen für den Aufbau der Hauptvereinigung schufen; daß also das, was wir als Auftrag des Reichsbeauftragten erarbeitet hatten, die Zelle war für den weiteren Aufbau. Es kamen hinein in die Hauptvereinigung die Wirtschaftliche Vereinigung der Obst- und Gemüseverwertung und eine ganze Reihe anderer uns nahestehender Gruppen von Erzeugern und deren Verarbeiter.

Die Hauptvereinigung der deutschen Gartenbauwirtschaft wurde geschaffen am 27. Februar 1935. Es kam dann später im September 1935 die Zusammenlegung auch der Arbeiten, die ich als Reichsbeauftragter Wein durchgeführt habe, zur Hauptvereinigung der deutschen Garten- und Weinbauwirtschaft, wobei nunmehr jetzt dieses Arbeitsgebiet wieder herausgelöst wird, um auch der Hauptvereinigung Wein eine Selbständigkeit zu geben. Ich verzichte nun auf Bekanntgabe weiterer Einzeldaten. Es ist unwesentlich, wann diese oder jene Anordnung herausgekommen ist, wesentlich allein ist, daß wir heute feststellen können, daß wir durch Arbeit und Leistung die Grundlage geschaffen haben, die heute für die gesamten wirtschaftlichen Aufgaben des Berufes die gesetzliche Möglichkeit bietet; und wesentlich ist dabei weiter, daß der Reichsbauernführer uns — dem Beruf selbst — die Gestaltung der Dinge in die Hand gegeben hat.

Nun ist es wirklich so, daß die Dinge des Gartenbaues im Rahmen des Reichsnährstandes einheitlich zusammengefügt sind und einheitlich gesteuert werden können. Voraussetzung bleibt hierbei natürlich immer, daß über die Zusammenlegung der ehrenamtlichen Führung in den einzelnen Hauptabteilungen hinaus die Bereitwilligkeit der mit der Durchführung der Arbeit Betrauten zu wirklich gemeinsamer und einheitlicher Arbeit bestehen bleibt.

Ich spreche an dieser Stelle gern Herrn Professor Ebert, dem Leiter der Unterabteilung Garten im Reichsnährstand, den Dank dafür aus, daß er auch von sich aus immer alles getan hat, um diese Einheitlichkeit herzustellen.

Welche Faktoren des allgemeinen öffentlichen Lebens und volkswirtschaftlichen Geschehens wirken auf die Entwicklung in der Zukunft?

Wie die Geschehnisse, die ich Ihnen eben in ihrer historischen Entwicklung aufzeigte, sich abrollten, ist kein Zufall. Es könnte vielleicht in dieser Chronologie der Eindruck entstehen, daß wir uns von den Dingen treiben ließen. Dem ist nicht so. Jeder einzelne von Ihnen, meine Kameraden, der hier und da bei dieser oder jenen Phase dabei war, der dieses oder jenes miterlebt hat, weiß, daß wir zielstrebig daran gearbeitet haben, dem Gartenbau im neuen Staat Raum, Stellung und Aufgabe zuzuweisen. Wollen Sie auch bitte die Dinge dieser Zeit nicht rein organisatorisch betrachten — Organisation ist ja immer nur Mittel zum Zweck. Jede Organisation, die wirklich abgeschlossen ist, trägt in sich bereits den Keim zur Erstarrung und den Keim zum Tode. Deshalb ist auch nicht ohne weiteres die gesamte Organisation des Reichsnährstandes etwas nun unverrückbar Feststehendes, nie mehr Abänderliches, sondern wir betrachten den Aufbau des Reichsnährstandes als Organismus, der lebendig ist und bleiben soll. Gerade wir Gärtner wissen, was Leben ist, und wir wissen, daß die Lebensgesetzlichkeit erhalten bleibt, wenn die Organisationsform des Einzelwesens durch Fortpflanzung erhalten bleibt, auch wenn das Einzelwesen selbst stirbt. Gerade wir, die wir in unserem Berufe die

Pflanze nicht wild und frei wachsen lassen, sondern sie oft und oft führen und leiten, wissen, daß es Lebendiges gibt, dem wir Sinn und Führung geben. Wir beugen uns vor den Lebensgesetzlichkeiten und wissen, daß es nie einen Abschluß und ein Ende gibt und nicht geben darf. Wir wollen keinen fertigen Bau, der nun unabänderlich in die Zukunft hinein erhalten bleiben muß. Wir wollen die organische Kraft erhalten und zur Entfaltung kommen lassen, auch wenn diese Kraft gebändigt werden muß. Es ist ja auch nicht notwendig, daß wir uns einbilden, wir müßten nun alles bis zum Ende durchführen. Nach uns kommen andere Generationen und werden alle Dinge einreißen, die erstarrt sind, genau so, wie wir sie in unserer Revolution eingerissen haben. Es soll Leben bleiben, und es soll immer und immer wieder ein Anfang sein. Das, was wir bisher für die Entwicklung unseres Berufes im neuen Reich geschaffen haben, ist ein Anfang und soll nicht Ende sein. Es ist die Grundlage, es ist der Boden, auf dem das Neue, das wir pflanzen, weiterwachsen soll. Und wieder wissen wir Gärtner am besten, daß das Leben der Pflanze nicht allein vom Boden abhängt. Wir wissen, daß Sonne, Licht, Wasser, Nahrung und tausend andere Dinge notwendig zum Leben sind. Und wenn wir das bisher Geschaffene als Boden ansehen, dann müssen wir, wenn wir gestaltend an das weitere Schicksal unseres Berufes heranwollen, die anderen Faktoren prüfen, die dieses Leben beeinflussen werden. Auch hier kann nicht von Endgültigem gesprochen werden, sondern nur von den Faktoren, die gegenwärtig in das Erscheinungsbild treten oder die in der nahen Zukunft zu erwarten sind.

Wir sind nicht allein in der Welt und nicht allein in Deutschland. Es gibt im Gesamtleben der Völker wie der Menschen nichts Beziehungsloses, nichts Losgelöstes, und wir wollen uns ganz klar bewußt sein, daß unsere Generation im großen Geschehen dieser Zeit nur ein ganz kleiner Ausschnitt ist. Wir wollen nie vergessen, daß die Zeit, die wir durchleben, so gewaltig — so ungeheuer groß — ist, daß die Jahre, in denen wir unser eigenes Berufsschicksal formen wollen, Tage sind, die das Schicksal von Welten entscheiden. Es ist schon so — es stoßen in der Zeit, die wir jetzt durchleben, Jahrtausende aneinander, und in diesem gewaltigen Weltenschicksal kann der einzelne und das Volk und die Gruppe nur Anspruch darauf erheben, sich selbst und die eigenen Dinge mit der notwendigen bescheidenen Ehrfurcht vor dem großen Geschehen durchsetzen zu können. Dessen wollen wir uns stets erinnern, auch wenn die anderen Faktoren, die nur für die Entwicklung unseres Berufes bedeutungsvoll werden, klein und hart erscheinen werden. Und die Dinge sind oft verdammt real, und wir haben uns mit ihnen auseinanderzusetzen. Es kommt wesentlich darauf an, daß wir sie richtig werten.

Das heißt nicht etwa, daß wir uns vor diesen Dingen beugen müssen. Nicht alles, was geschieht, dürfen wir als gottgewollte Fügung ansehen — nein, es gibt genügend Geschehnisse und Dinge, die wir willensmäßig abändern und denen wir unseren Willen entgegensetzen können. Es gilt nur zu erkennen und abzuwägen, ob dieses oder jenes, was geschieht, dieser oder jener Einfluß sich als so stark

erweisen wird, daß es richtig ist, ihn als gegeben in die weitere Gestaltung einzubauen, oder ob es möglich und zweckmäßig ist, diese Dinge nach unserem Willen zu biegen. Es will mir scheinen, daß in der richtigen Wertung dieser Dinge das Führertum des Berufes sich zu beweisen hat und nicht nur jetzt und für die nächste Zeit, sondern auch für alle ferneren Zeiten.

Über all unserem Tun und Denken, über dem gesamten Geschehen, dem Volk, dem Staat, steht der Wille des Führers, und unsere Kraft wird mächtig, wenn unser Wollen in seinem Sinn liegt. Je mehr wir wahrhaft nationalsozialistisch denken und handeln, um so sicherer führen wir unsere Dinge zum Erfolg.

Zwei weitere Dinge sind es dann, die unserer Entwicklung den Stempel aufdrücken werden, die unser Leben und unsere beruflichen Arbeiten bestimmen. Sie sind uns gegeben aus der Tatsache heraus, daß wir Zugehörige des Reichsnährstandes sind. Die grundlegenden Aufgaben des Reichsnährstandes sind daher auch Gesetze für uns, und ein Gesetz nicht nur vorübergehender Art. Ich sprach vorhin schon, daß das Reichserbhofgesetz für uns wesentlich ist. Auch wir sind bodenverwurzelte Menschen — und wir wollen es bleiben und sind, wie das Bauerntum, berufen, Blutsquell der Nation zu sein.

Die andere große Aufgabe ist uns — wie dem Bauerntum — gestellt, die Ernährungssicherung des Volkes zu gewährleisten. Die Ernährungssicherung ist nur zu erreichen durch die nationalsozialistische Marktordnung, und somit gilt auch für uns die Marktordnung in weite Zukunft als bestimmender Faktor unserer gesamten Entwicklung. Sollen wir diese Aufgabe lösen, die das Volk, die Volkswirtschaft mit Recht an uns stellen, so müssen wir zunächst einmal die wirtschaftliche Sicherstellung unserer Betriebe erreichen. Mit kranken und hungernden Truppen ist auf die Dauer eine Schlacht nicht zu gewinnen. Je gesunder und kräftiger der einzelne Mann an der Front ist, um so schlagkräftiger ist die ganze Armee. Die wirtschaftliche Sicherung unserer Betriebe ist daher eine Vorbedingung genau wie die wirtschaftliche Sicherung der Bauernhöfe eine Vorbedingung für die Versorgung mit Brot und anderen Lebensmitteln ist. Aber wir dürfen nie vergessen, daß diese wirtschaftliche Sicherung eben auch nicht Selbstzweck ist, sondern immer nur Mittel zum Zweck. Nicht darum wird dem Bauern geholfen, um ihm wirtschaftliche Vorteile persönlicher Art für sich oder seine Familie zu verschaffen. Nicht darum kann auch dem Gärtner wirtschaftlich vorwärts geholfen werden, um ihm einen leichteren Verdienst — ein bequemeres Leben zu schaffen, nein, nur deshalb streben wir die wirtschaftliche Sicherung unserer Berufskameraden an, um sie in die Lage zu versetzen, die Aufgabe, die an sie gestellt ist, zu erfüllen. Freilich liegen wir auch hier an der Grenze, an der sich Land und Stadt berühren, wie wir auch in so vielen anderen Dingen eine Grenzstellung einnehmen. Unsere über 2 Millionen Klein- und Kleinstbetriebe sind an sich schon bevölkerungspolitisch ein so wesentlicher Teil des Volkes, daß hier die Grenzen schwer zu ziehen sind. Wenn wir bedenken, daß sehr, sehr viele unserer Berufskameraden ausgerechnet an den Grenzen sitzen, dann kann die Erhaltung

dieser Betriebe und Familien in ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit schon hier und da zum Selbstzweck werden.

Zu diesen eben dargestellten gesetzlichen Einflüssen, mit denen wir bei der Entwicklung in der Zukunft zu rechnen haben, kommen nun eine Reihe anderer, die sich aus dem Leben selbst oder aus einer gewollten Gestaltung anderer Teile unseres Volkes ergeben.

Als drittes Moment möchte ich die Tatsache herausstellen, daß eine wesentliche Veränderung in der Ernährungsweise unseres Volkes eingetreten ist und sich in steigendem Maße in gleicher Richtung vollzieht. Der moderne Mensch geht mehr und mehr von der einseitigen Fleischkost über zur Ernährung mit stärkerer Beikost von Obst und Gemüse. Es entsteht dadurch ein Mehrbedarf gerade in den Erzeugnissen unserer Produktion, der ein Steigen von Jahr zu Jahr aufweist und im Augenblick noch gar nicht abzusehen ist. Im Interesse der Gesunderhaltung unseres Volkes ist diese Entwicklung außerordentlich zu begrüßen, und sie bringt für uns in unserem Beruf neue Momente, die bei der Berufsgestaltung nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Wie groß diese zusätzlichen Mengen sind, die benötigt werden, läßt sich nur schwer übersehen. Daß diese Entwicklung jedoch weitergeht, daran darf nicht gezweifelt werden. Es ist erfreulich, daß nun auch in den Kreisen, in denen bisher der Gartenbau gern in seiner Bedeutung für die Volkswirtschaft unterschätzt wurde, Verständnis und Wertung für unseren Beruf Platz greift.

Mit dieser Verlagerung in der Ernährung geht — und das möchte ich als viertes Moment bezeichnen, das wir zu berücksichtigen haben — Hand in Hand eine erhöhte Qualitätsforderung seitens unserer Verbraucherschaft. Nicht etwa, daß willkürlich Qualitäten angefordert würden — nein —, durch den zunehmenden Verbrauch und Verzehr von Gemüse und Obst wächst ganz automatisch das Verständnis für die Qualität dieser Dinge, es wächst die gerechte Wertung der guten Qualität, und daraus entsteht die Forderung nach erhöhter Qualität. Diese Tatsache darf am allerwenigsten vom Führerkorps des Gartenbaues übersehen werden. Wir haben allen Grund, die hier sich aufzeichnende Entwicklung zu stärken und zu stützen. Dieser mengenmäßigen und qualitätsmäßigen Mehrforderung seitens des Berufes steht ein anderes Moment gegenüber, das vielen von uns nicht unerhebliche Sorgen macht: es ist die gesamte Kleinsiedlungsfrage. Hier glaube ich, ist es notwendig und zweckmäßig, und zwar nicht nur für uns, sondern für die Allgemeinheit, zu versuchen, Fehlentwicklungen vorzubeugen. Es ist kaum notwendig, zu betonen, daß wir, die wir berufsmäßig Menschen der freien Natur sind, die Auflockerung der Städte freudig bejahen, daß wir den dringenden Wunsch haben, nach und nach allen Volksgenossen ein gesundes Heim in freier Luft außerhalb der Steinwüste der Städte zu schaffen. Wie weit hier der an sich enge Raum unseres Volkes für reine Wohnzwecke zur Verfügung gestellt werden kann, sind Fragen, die nicht unserer Entscheidung obliegen, die aber fraglos in nicht allzu ferner Zeit entschieden werden müssen. Denn die Ausweitung der Wohnsiedlung hört da auf, wo die Ernährung des Volkes gefährdet wird. Wir Gärtner reichen dem

Kleinsiedler und Kleingärtner freudig und kameradschaftlich die Hand. Wir wünschen nicht als Wohnsiedlungsgegner aus Konkurrenzgründen heraus angesehen zu werden. Wir sehen aber die Gefahren, die bei einer nicht sehr genau durchdachten Siedlungsart entstehen können. Wir wollen kein neues Siedlerproletariat am Rande der Städte, so wie es die Systemregierungen uns beschert haben. Wir wollen keine Gegnerschaft zwischen dem erwerbsmäßigen Anbau und dem Kleinsiedler, die überall da entstehen muß, wo der Kleinsiedler und Kleingärtner auf den Verkauf seiner Erzeugnisse angewiesen ist. Wir wollen, daß der städtische Siedler und Kleingärtner neben einer gesunden und freien Wohnung aus seinem Garten eine reichliche und bessere Versorgung für sich selbst herauswirtschaftet. Wir müssen aber dafür Sorge tragen, daß nicht aus derartigen Koloniegebilden ungeregelt irgendwelche Mengen von Gartenbauerzeugnissen dem Markt zugeführt werden, die dann Marktstörungen verursachen, die einfach nicht zu tragen sind. Je ernster wir die Aufgabe der Versorgungssicherung nehmen, um so mehr müssen unübersichtliche Störungen der Märkte vermieden werden, weil erst dann der volle Einsatz des erwerbsmäßigen Anbaues gesichert erscheint.

Freilich geht es nun nicht so, wie manche von uns draußen im Lande meinen, daß mit Verboten dieser oder jener Art die Dinge so zu gestalten sind, wie es der einzelne gerade von seinem Standpunkte aus ansieht. Die gesamte Entwicklung, die als Programmpunkt unserer Partei unabänderlich ist und sein wird, zwingt uns dazu, die Frage der Kleinsiedlung sehr ernst in unser Betrachtungsfeld zu ziehen und in unserem Aufbau und in unseren Gedanken zu verarbeiten.

Ein fünfter wesentlicher Faktor, der unsere Berufszukunft zu beeinflussen in der Lage ist, ist der Anbau gärtnerischer Erzeugnisse aus nicht berufsständischen Kreisen. Einmal die Tatsache, daß dem Großanbauer, dem Landwirt sowohl wie dem Bauer, in weitestem Umfange die Möglichkeit genommen ist, bei den landwirtschaftlichen Erzeugnissen sein Spekulationsbedürfnis zu befriedigen, verlockt ihn zum Anbau gärtnerischer Erzeugnisse und zum anderen die Tatsache, daß mit Hilfe unserer bisherigen Maßnahmen auf dem Gebiete der Marktregelung gärtnerischer Erzeugnisse gewisse Erfolge auch nach außen zu erkennen sind, bedroht unseren berufsständischen Anbau von dieser Seite ganz erheblich.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Großanbauer viele Erzeugnisse im Großbetrieb einfach billiger herstellen kann als der Gärtner auf seiner kleinen Fläche. Aber ebensowenig ist es zu leugnen, daß nun im nationalsozialistischen Staat diesen Klein- und Kleinstbetriebsinhabern nicht ohne weiteres vom Großanbauer der Anbau nur wegen der billigen Anbaumöglichkeit weggenommen werden darf.

Hier ist zu erörtern die Frage der Anbaukontingentierung. Die Anträge, die dahingehen, ich oder der Reichsnährstand mögen den Bauern verbieten, diese oder jene Kultur zu betreiben oder es möge eine Einschränkung der Kulturflächen erfolgen, sind nicht wenige, und deshalb ist es notwendig, hierzu zu sprechen.

Einen Eingriff in die einzelnen Betriebe soweit, Vorschriften für den Anbau zu machen, lehnt der Reichsbauernführer ab, nicht etwa nur aus irgendeiner prinzipiellen Erwägung heraus, sondern, wenn man die Dinge richtig überlegt, notwendigerweise aus der nationalsozialistischen Einstellung heraus. Wenn wir beispielsweise dem einzelnen Gärtner vorschreiben würden, du hast soundsoviel 1000 Zyklamen oder 5000 Hortensien anzubauen, dann müssen wir ihm auch logischerweise den Absatz für diese Dinge gewährleisten, und dann ist es nur eine Frage ganz kurzer Zeit, bis wir bei dem System der bolschewistischen Kollektivwirtschaft landen. Nein, Bauer und Gärtner bleiben frei auf ihrer Scholle und in jeder Beziehung verantwortlich nicht nur dem Volke gegenüber, sondern auch ihren Betrieben gegenüber.

Darf ich einmal die Dinge beleuchten? Wenn ich auf Grund einer mir bekannten Bedarfsfrage im Volke dem einzelnen Erzeuger zuteilen würde, du hast auf Grund einer Normalernte von — sagen wir — 100 Zentner Tomaten je Morgen ein oder zwei Morgen anzubauen, dann wäre die ganz klare Folgerung, daß jeder einzelne hergehen würde und auf der ihm kontingentierten Fläche den Ernteertrag bis zum äußersten steigern würde — mit der weiteren Folge, daß meine Rechnung hinsichtlich der Bedarfslage schon nicht mehr stimmt. Wenn ich nun überall anstatt 100, 120 oder 130 Zentner ein größeres Volumen ernte — oder umgekehrt, wenn ich auf Grund mir bekannter Bedarfszahlen meine Flächenkontingentierung vornehme — beispielsweise für Gurken — und ich habe dann durch klimatische Einflüsse eine Mißernte, dann fehlen mir im Bedarfsfalle plötzlich die notwendigen Mengen. Das wäre vielleicht an sich durchaus noch erträglich, aber die Schuld für den Mangel würde immer der Kontingentierung zugeschrieben werden, nicht etwa der Mißernte.

Es gibt eine Lösung, und die will ich hier wenigstens andeuten. Es ist der Weg, den wir zu gehen beginnen, das ist der der Abnahmekontingentierung. Wenn ich dem einzelnen Erzeuger sage: ich garantiere dir die Abnahme dieser oder jener Menge, aber auch nicht mehr, dann wird die Menge immer im Einklang stehen können mit dem tatsächlichen Bedarf. Wer mehr erzeugt, muß dann damit rechnen, daß ihm die mehrerzeugte Menge, die über den Bedarf hinausgeht, nicht abgenommen wird und ihm verdirbt. Die wirtschaftliche Folge dieses Weges ist dann, daß der einzelne Betriebsinhaber versuchen wird, die ihm garantierte Abnahmemenge auf einer möglichst kleinen Fläche zu erzeugen. Es würden damit im Sinne unserer Erzeugungsschlacht und Ernährungssicherung Flächen frei für andere noch dringend notwendige Erzeugnisse landwirtschaftlicher Art.

Wir wollen uns klar sein darüber, daß der landwirtschaftliche Anbau gärtnerischer Erzeugnisse eine starke Bedrohung unserer Wirtschaftsführung bedeutet. Wir wollen diesen Faktor richtig werten und dabei auch nicht vergessen, daß dem Großanbau Grenzen gezogen sind in der Möglichkeit der zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte. Auch dieser Faktor gehört zu denen, gegen die wir unseren Willen auch in der Zukunft mit aller Kraft einsetzen müssen.

Ein weiteres Moment, das sich für die Entwicklung unserer Gartenbauwirtschaft auswirken wird, ist die Verlagerung, die sich durch die allgemeine Fortentwicklung der Verkehrsverhältnisse ergibt. Neben den Verkehrsverbesserungen der Eisenbahn, die Sonderzüge, beschleunigte Transporte, Kühlwagen u. ä. einführt, wird auch der Ausbau der Reichsautostraßen Erschließung bisher abgelegener Gebiete bringen, wird Verbrauchsplätze, die bisher verkehrsungünstig lagen, an die Erzeugerplätze heranrücken. Es muß dadurch notgedrungen die Marktsituation sich in manchen Teilen geradezu umwälzend ändern. Ich habe gerade in diesem Jahre bereits einige prägnante Beispiele hierfür — Beispiele, die für die Betroffenen oft außerordentlich hart sind, die die Betroffenen als Ungerechtigkeit werten, und die oft und oft dazu führen, daß jene Gebiete Klage darüber erheben, daß ihre Existenzgrundlage zerschlagen wäre, obwohl sie ja doch auch ein Recht darauf hätten, im Dritten Reich ihre Existenz gesichert zu sehen.

Es ist die verkehrspolitische Entwicklung zwangsläufig. Wir können nicht eine derartige im allgemeinwirtschaftlichen Interesse liegende Entwicklung zurückschrauben wollen. Es wäre töricht, sich gegen die nun einmal gegebene neue Lage wehren zu wollen. Es ist ja auch zu bedenken, daß wir ja nicht die politischen Grenzen im Reiche niedergerissen haben, um nun, wie es aus den Klagen und Anträgen mancher schwer betroffenen Gebiete erwünscht scheint, wirtschaftliche Grenzen aufzurichten. Freilich die von einer solchen Entwicklung betroffenen Berufskameraden stehen vor einer unendlich harten Aufgabe. Wenn beispielsweise in der Oderniederung um Stettin herum einige Dörfer, in denen ein kleiner Gemüsebaubetrieb neben dem anderen liegt — Betriebe, die wirklich schon früher hart und schwer um ihre Existenz ringen mußten —, wenn solche Betriebe nun plötzlich mit ihren Erzeugnissen nicht mehr als mit Früherzeugnissen auf dem Markt erscheinen, weil durch den neuentwickelten Verkehr bereits die gleichen Erzeugnisse seit 14 Tagen auf dem Markt vorhanden sind, und wenn infolgedessen die Preise nicht mehr Erstlingspreisen entsprechen, dann liegen hier Schwierigkeiten vor, die nicht etwa mit Mitteln der Marktregelung überwunden werden können. Hier sind Strukturwandlungen notwendig, die diese Betriebe nun wieder an die neugeschaffene Lage angleichen müssen. Sei es, daß durch Zusammenlegung und Flurbereinigungen die einzelnen Betriebe vergrößert werden müssen; sei es, daß ein Zuviel von Erzeugerbetrieben in besser gelegene Gegenden ausgesiedelt werden muß; sei es, daß nach anderen Kulturen gesucht werden muß, in denen schließlich auch noch auf kleiner Fläche die Existenz der Familie sichergestellt werden kann.

Auf einer ähnlichen Ebene liegt die Entwicklung, die sich ergibt aus der Verlagerung der Produktionsstätten aus der näheren Umgebung der Städte, wo die Produktionsmittel, das wissen wir Gärtner ja am besten, erheblich teurer sind als in weiter entfernten Gegenden, in denen die Erzeugung billiger und günstiger aus klimatischen oder

sonstigen Gründen vor sich gehen kann. Wenn für diese Erzeugungsstätten die Entfernung vom Verbrauchsort solange ein Hemmnis war, so wird wiederum durch die modernen Verkehrsmittel dieses Hemmnis überwunden.

Unser Staatssekretär Backe hat in seiner großen Rede auf dem Reichsbauerntag 1934 diese Entwicklung in der Weltwirtschaft aufgezeigt in ihrer geradezu verhängnisvollen Auswirkung für den deutschen Markt bei allen landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Er stellte dar, daß diese Produktionsringe im Laufe des letzten Jahrhunderts immer weiter wurden, bis schließlich unser Weizen in Kanada wuchs und unsere Kühe am La Plata weideten. In gewisser Hinsicht ähnlich ist die Bedrohung, die sich nunmehr für unseren Gartenbau im inneren Entwicklungsgang unserer Wirtschaft abzeichnet. Was hier für die Weltwirtschaft aufgezeigt wurde, das beginnt bei uns im kleinen unseren Berufssektor zu bedrohen. Freilich mildert die Eigenart unserer Erzeugnisse, die Leichtverderblichkeit usw. die Größe der Gefahr. Und dennoch dürfen wir diese Dinge nicht außer acht lassen, denn letzten Endes wird die einzige Gegenwirkung, die uns bleibt, stärkste und intensivste Leistung des Betriebes zu einem Wettlauf mit der Technik. Noch ein weiteres Moment, das wiederum ähnlich liegt, muß in den Kreis unserer Betrachtung eingezogen werden, und das ist folgendes: die geregelte und gesicherte Absatzform, die wir in der Marktregelung anstreben und die wir in einigen fortgeschrittenen Gebieten ja auch schon haben erreichen können, verleitet diese Gebiete — und es sind dies naturgemäß die geschlossenen Anbaugebiete — zur Überbelegung ihrer Erzeugung. Wenn in einem Anbaugebiet von — sagen wir Frühkartoffeln und Zwiebeln — die Marktregelung dem Erzeuger den gesicherten Absatz bringt, dann liegt es nur allzu nahe, nun in diesem Gebiet auch andere Kulturen zu betreiben und mit Hilfe der für dieses Gebiet gelösten Marktregelung alle anderen Gebiete, die in ihrer Entwicklung — und zwar nicht immer durch die Schuld der Erzeuger — noch zurück sind, zu stören und teilweise ernst zu gefährden. Es ist bestimmt nicht notwendig, daß jedes Gebiet alles erzeugt und sich gewissermaßen selbst autark macht. Es ist schon richtig, wenn hier eine Beschränkung der übersteigerten Ausdehnungswünsche Platz greift. Es lassen sich noch eine Reihe anderer, mehr oder weniger bedeutungsvoller Kräfteeinwirkungen aufzeigen, die die Entwicklung unseres Berufsstandes von der innerdeutschen Seite her beeinflussen werden. Ganz unvollkommen aber müssen unsere Betrachtungen bleiben, wenn nicht die Frage der Einfuhr und ihre mögliche Entwicklung herausgestellt würde. Ich habe schon des öfteren von der Doppelaufgabe gesprochen, die für unseren Berufsstand gegeben ist, die darin liegt, daß einmal die Ernährungssicherung durch uns erreicht wird und zum anderen die Einfuhr in dem Umfang ermöglicht bleibt, die für die Ausfuhr von Industrieerzeugnissen unerläßlich ist. Es ist nicht denkbar, irgendwelche Arbeitswerte aus Deutschland herauszuführen, wenn nicht gleichzeitig die Bereitwilligkeit besteht, die Arbeit der Empfangsländer in irgendeiner Form nach Deutschland hereinzunehmen. Wir mögen das nun angenehm empfinden oder nicht. Wir haben uns mit der

Tatsache abzufinden, und wir wären klein, wenn wir diese Tatsache nicht mit gestalterischer Kraft überwinden würden.

Die Devisenlage des Reichs hat in der vergangenen Zeit uns geholfen, die Einfuhr auf ein für den Beruf wenigstens einigermaßen erträgliches Maß zurückzuführen. Wenngleich auch die Devisenlage allein die Hilfe nicht hat bringen können; sondern hier ist unsere Arbeit — und insonderheit die Arbeit der Hauptvereinigung — besonders zu werten als Regulativ für die Einfuhr.

Wir haben es noch bis in die jüngste Zeit immer wieder erlebt, daß da, wo hinsichtlich der Verteilung zeitlicher und örtlicher Art unser Einfluß sich hat durchsetzen lassen, auch verhältnismäßig große Mengen in den deutschen Verbrauch haben eingeführt werden können, ohne daß dem Beruf da ein unerträglicher Schaden erwachsen wäre, während die wilde, ungeregelte und unbeeinflußte Einfuhr — oft auch nur geringer Mengen — kumuliert auf einzelnen Märkten, uns auch noch in neuester Zeit in unserer Arbeit immer wieder stark zurückgeworfen hat. Wir können Einfuhren in Gartenbauerzeugnissen durchaus vertragen, wenn sie zusätzlich an unsere Marktregelung angehängt werden. Sie zerschlagen uns alles, wenn wir eine Marktregelung nicht haben und wenn dann die Einfuhren ungehemmt jede Versorgungs- und Preisordnung über den Haufen werfen.

Unsere Gesamteinfuhren an Gemüse sind seit den Jahren der Machtübernahme von rund 115 Millionen Reichsmark auf 43 Millionen Reichsmark zurückgegangen; die Einfuhren an Obst von 203 Millionen Reichsmark auf rund 97 Millionen Reichsmark und die Einfuhren an Südfrüchten von rund 225 Millionen Reichsmark auf 144 Millionen Reichsmark, wobei auch der mengenmäßige Rückgang mit Ausnahme bei den Südfrüchten etwa im gleichen Verhältnis blieb. Bei den Südfrüchten ist die Menge nur rund um 1 Millionen Doppelzentner zurückgegangen, während der Wert in 100 Millionen Reichsmark rückläufig war. Bei den Erzeugnissen des Zierpflanzenbaues ist der Rückgang von 30 Millionen Reichsmark auf 10 Millionen Reichsmark erfolgt.

Diese Zahlen könnten zunächst beruhigend klingen, sie bekommen aber ein grundlegend anderes Gesicht, wenn wir sie aufteilen und nach den Einfuhrländern hin untersuchen. Da zeigt sich nämlich, daß der Prozentsatz der Einfuhren aus den uns umgebenden Ländern außerordentlich stark gewechselt hat. Wesentlich für uns ist die Tatsache, daß die Einfuhr aus den Balkanländern, d. h. aus Südost-Europa, gerade an Gartenbauerzeugnissen von 13 vH des Gesamtanteiles auf 36 vH gestiegen ist. Das ist eine Folge der politischen Verschiebung, eine Folge, die — wenn ich die politische Weiterentwicklung recht verstehe — sich in der gleichen Richtung weiterentwickeln wird. Und damit scheint mir ein Hinweis gegeben, daß auch bei weiterer Anspannung unserer Devisenverhältnisse die Einfuhrzahlen nicht weiter absinken, sondern steigen werden. Gerade die osteuropäischen Länder sind die besten Abnehmer unserer industriellen Erzeugnisse. Gerade aus diesen osteuropäischen Ländern werden Gartenbauprodukte in steigendem Maße zu verhältnismäßig billigen Preisen und in immer besser werdender Qualität hereinkommen. Und je besser die Bezie-

hungen der Völker untereinander werden, um so stärker wird der politische und damit auch der wirtschaftliche Einfluß dieser südosteuropäischen Ländergruppe sein, und um so größer wird die Notwendigkeit sein, von diesen Ländern Gartenbauerzeugnisse in den deutschen Markt einzubeziehen. Der hier ganz still und unbemerkt sich vollziehende handelspolitisch sich auswirkende Wirtschaftsprozeß zwingt uns zu erhöhter Aufmerksamkeit; zwingt uns dazu, auch auf unserem innerdeutschen Markt die Marktregelung im Gartenbau beschleunigt durchzubauen, damit diese Marktregelung die Möglichkeit für eine ohne Schaden durchzuführende Einfuhr an Gartenbauerzeugnissen bietet.

Die neueste Entwicklung in Österreich beginnt sich ja schon abzuzeichnen. Die Verhältnisse mit Italien lassen nach wie vor eine starke Einfuhr von dort erwarten, während beispielsweise die Einfuhr aus Holland, Belgien und Frankreich wahrscheinlich immer uninteressanter wird. Denn letzten Endes ist Holland ein kleines Land mit kaum doppelt soviel Einwohnern wie unsere Reichshauptstadt Berlin und ist infolgedessen auch nur begrenzt aufnahmefähig für deutsche Industrieerzeugnisse — infolgedessen auch nur begrenzt für die deutsche Einfuhr wichtig. Es ist übrigens interessant, daß die Lage der holländischen Gärtner bereits zu ganz ernsten Katastrophen geführt hat und auch seitens der holländischen Regierung zu Maßnahmen führt, um diesen Berufskameraden zu helfen, die aber im Augenblick noch ziemlich wirkungslos sind.

Und schließlich und endlich erkenne ich auch eine weitere Möglichkeit an, die unsere gärtnerische Erzeugung beeinflussen kann, das ist die Ausfuhrmöglichkeit gewisser hochwertiger Gartenbauerzeugnisse. Vielleicht bietet schon jetzt der österreichische Markt wieder gewisse Möglichkeiten. Vielleicht kommt auch einmal die Zeit, in der insonderheit Polen gewisse Mengen deutscher hochwertiger Gartenbauerzeugnisse aufnehmen kann. Andererseits aber ist damit zu rechnen, daß die nordischen Märkte durch den Druck, der auf Holland lastet, stark von holländischer Seite den deutschen Exporteuren strittig gemacht werden und auch Dänemark setzt sich schon jetzt stärker und stärker ein.

Der Plan.

Alle diese von mir aufgezeichneten Faktoren und Kräfte wirtschaftlicher wie politischer Art sind damit natürlich nicht erschöpft. Sie sind auch nicht feststehend, nicht gleichwertig — einmal wird dieses wesentlicher, ein andermal jenes bedeutungsvoller sein. Es werden auch neue Momente auftreten, die Dinge werden sich gegenseitig verschieben und verlagern. Und infolgedessen gibt es auch kein unabänderliches Programm für die Führung und Gestaltung unserer gartenbaulichen Wirtschaft.

Wir müssen immer selbst lebendig im lebendigen Leben gestalten, wenn wir die Entwicklung meistern wollen. Das Gefährlichste freilich wäre, nichts zu tun und die Dinge an uns herankommen zu lassen. Aber für alles, was in der Gestaltung einer lebendigen Wirtschaft

getan wird gilt die Tatsache, daß alle Dinge eine eigene Dynamik in sich tragen. Wenn irgendwo eine Kraft zur Entfaltung gebracht wird, dann wirkt diese Kraft weiter. Die Überwindung dieser eigenen Dynamik ist nur möglich durch eine stärkere Kraft — stärker aber ist nur der Geist.

Das sage ich Ihnen, um überzuleiten zu dem, was wir nun in der rückliegenden Zeit geschaffen haben und was gleichzeitig in seiner Struktur und in seiner Konstruktion für die Zukunft grundlegend sein wird und was für uns das Mittel ist, mit dem wir unsere Aufgabe lösen wollen.

Unsere Aufgabe für den Gartenbau innerhalb der nationalsozialistischen Agrarpolitik und damit im Neuaufbau des Staates ist: Versorgung unserer Bevölkerung, Schutz des Erzeugers, Schutz des Verbrauchers und Ordnung auf dem Wege zwischen beiden. Das ist eine nationalsozialistische Aufgabe, es ist die Aufgabe der Marktordnung schlechthin. Und infolgedessen kann auch nur ein nationalsozialistisch denkender Mensch diese Aufgabe verstehen und die Wege verstehen, die wir gehen müssen.

Wir sind vom Reichsbauernführer aufgerufen zur Erzeugungsschlacht. Für uns sieht die Erzeugungsschlacht in vielen Stücken anders aus als in der Landwirtschaft. Darauf im einzelnen einzugehen, wird Aufgabe der vielen Sondertagungen sein, die sich diesem Reichsgartenbautag anschließen. Es gibt keine Erzeugungsschlacht ohne die Absatzregelung. Darum ist für uns die Frage — wie bringen wir unseren Absatz in Ordnung — die vordingliche und das Primat vor den anderen. Die Absatznot im Gartenbau ist ja nicht neu. Wer die Entwicklung vor dem 30. Januar 1933 noch mitgemacht hat und wer noch ein wenig weiter zurückdenken kann an die Zeit vor dem Kriege, für den gibt es keine Frage darüber, daß im Gartenbau das Kernproblem der Absatz ist. In der Erzeugung gärtnerischer Produkte, in den fachlichen Leistungen waren die Väter uns überlegen oder gleichwertig. Warum sollen wir die Leistungen unserer Väter schmälern? An der Erzeugung hat es nicht gefehlt. Eins haben sie aber nicht gekonnt. Sie konnten dem Wirbelwind des über die Völker dahinrasenden Weltliberalismus nicht folgen. Das Tempo brachte ihnen in vielen Fällen wirtschaftliche Gewinne, die ihnen als Bestätigung für die Richtigkeit ihrer Wirtschaftsführung erscheinen mußten. Bis in der gesamten Entwicklung jener Ruck kam, in dem die Industrialisierung sich überschlug und die Wirtschaft in Verwirrung brachte. In jener Zeit ist der Gartenbau von der gesunden Wirtschaftsentwicklung abgerückt. Er wurde zu einem Trabanten der Wirtschaftsführung und des Städtewesens und mußte infolgedessen mit dem Zusammenbruch der Wirtschaft zum Stillstand kommen. Der einzelne Betriebsinhaber versuchte sich mit aller Kraft zu wehren. Er war nicht gewöhnt, das zu erzeugen, was notwendig war, sondern er erzeugte das, was er glaubte, das ihm Gewinn bringen würde. Es ist schwer zu entscheiden, ob das Chaos im Anbau größer war oder im Absatz. Ich erinnere Sie an die vielen verschiedenen Wege, die die einzelnen sich

gesucht hatten, um für sich die Absatzfrage zu lösen. Ich erinnere an die Hunderte von Fuhrwerken, die Tag und Nacht den Märkten der Großstadt zuströmten und den Verschleiß an Arbeitskraft von Betriebsinhaber, von Mensch und Familienmitgliedern. Ich erinnere daran, daß andere den Aufkaufhändlern, die draußen im Lande herumzogen und die Ware zu jedem beliebigen Preis erstanden, ausgeliefert waren. Ich erinnere an das Unwesen der Kommissionäre auf den Märkten, bei denen es oft und oft vorkam, daß der Erlös für die Ware nicht einmal die Frachtkosten deckte. Ich erinnere dann, wie andere wiederum neben der Erzeugung auch noch alle Funktionen des Verteilerapparates mit erledigen wollten, um einen größeren Erlös für die Erzeugnisse zu haben. Ich erinnere an die Versuche der Eigenverwertung auch genossenschaftlicher Art. Ich erinnere schließlich an die ersten gemeinsamen Absatzeinrichtungen, die nach ausländischem Muster aufgebaut lange und lange nicht den deutschen Verhältnissen entsprachen. Und ich erinnere an die vielen unwürdigen Verkaufsvorgänge beim Hausierhandel, insonderheit im Blumenbau, wo es üblich war, von Blumengeschäft zu Blumengeschäft zu ziehen, um dort das mit Mühe und Schweiß hergestellte Erzeugnis wie ein Bettler anzubieten. Ich erinnere an die unendlich vielen, kaum aufzählbaren ehrlichen und unehrlichen Methoden, wie der einzelne für sich die Absatzfrage zu lösen suchte. Und wir sind ja vorläufig nur in einigen wenigen Gebieten soweit, daß wir diese chaotischen Zustände schon ganz überwunden haben. Zu überwinden ist ein solcher Hexensabbat von individualistischen Bestrebungen hundert und tausend einzelner nur dadurch, daß ein Gemeinschaftswille stark gemacht wird, der dann auch gegen Widerstände einzelner Ordnung in die Geschehnisse hineinbringt. Wir wollen die Ordnung, wir wollen keine Zwangswirtschaft, wenn wir uns gegen das sogenannte freie Spiel der Kräfte wehren. Wir wollen die gebundene Wirtschaft, deren Leitsatz das Ordnungsprinzip ist. Wer die Ordnung bejaht, bejaht auch den Begriff der Überordnung und damit den der Unterordnung und den der Einordnung. Nur so ist das Ziel zu erreichen. Man kann nicht den Ordnungsgedanken als das Erstrebenswerte herausstellen, wenn man nicht gleichzeitig bereit ist, sich selbst unterzuordnen. Und so ist es verständlich, daß manche unserer Maßnahmen zunächst auf Widerstand stoßen. Aber wir haben dabei immer wieder die erfreuliche Beobachtung machen können, daß der Widerstand in verhältnismäßig kurzer Zeit sich in freudige Mitarbeit umwandelt, wenn dem einzelnen über den persönlichen, wirtschaftlichen Vorteil hinaus der Gedanke aufging, der in dem beglückenden Gefühl der Gemeinsamkeit liegt.

Freilich können wir nicht genau so arbeiten, wie bei der Marktordnung landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Ihnen allen ist geläufig die unendliche Verschiedenartigkeit unserer Erzeugnisse — die leichte Verderblichkeit — der ruckweise Anfall. Sie wissen, daß bei uns die Dinge so hundertfältig verschieden liegen, daß sie nicht einmal in sich gleichmäßig behandelt werden können, geschweige denn, daß wir sie so behandeln könnten wie auf anderen landwirtschaftlichen Gebieten.

Wir können unsere Maßnahmen nie nach einem Schema ergreifen, wir müssen uns frei machen von jeder Starre in der Handhabung der Dinge und müssen versuchen, unser Ziel auf den verschiedensten Wegen zu erreichen.

Immerhin gibt es dabei gewisse Gruppierungen, die zusammengefaßt werden können, und die in ihrer Wirkung ähnlich gelagert sind. Ich sagte Ihnen im ersten Teil meiner Ausführungen, daß die Grundlage unserer gesamten Absatzregelung die Bewirtschaftung der Frühkartoffeln gewesen ist. Wir haben so einige Erzeugnisse bewirtschaftet, wie Spätkohl, Zwiebeln, Spargel u. a., und wir werden vielleicht im Laufe der Zeit ähnlich auch andere Erzeugnisse bewirtschaften können.

Die Grundlage der Bewirtschaftung eines Erzeugnisses ist die Ablieferungspflicht. Wenn ich eine Ware insgesamt in der Hand habe, dann habe ich die Möglichkeit, einen Einfluß auf die Preisgestaltung zu nehmen, auch dann, wenn ich keine gesetzlich gebundenen Preise habe.

Es ist unerläßlich, daß wir uns über die Dynamik der Preise ein ganz klares Bild machen und daß wir erkennen, was der Preis in der Marktregelung zu bedeuten hat und wie er einzusetzen ist. Es ist das Prinzip der Syndikate und Kartelle gewesen, die gesamte zur Verfügung stehende Ware einer bestimmten Art in die Hand zu bekommen, um damit ein Preisdiktat vornehmen zu können. Wenn wir auch dieses Prinzip als verwerflich ablehnen, so können wir doch die Wirkung nicht leugnen, vielmehr müssen wir uns der Möglichkeit, die hierin liegt, bedienen, um unser Ziel zu erreichen.

Zur Frage der Fest-, Höchst- und Mindestpreise werde ich anschließend einiges sagen. Die Wirkung, die wir bei der Bewirtschaftung ohne Preisbindung haben, ist eine andere als mit Preisbindung, weil ich hier die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, die sich aus der Versorgungslage ergeben, in der Preisbildung berücksichtigen kann, wenn ich eben die Ware voll in der Hand habe. Wenn wir allgemein in der Agrarpolitik den Satz vom freien Spiel der Kräfte und den Preis, wie er sich aus Angebot und Nachfrage ergibt, ablehnen, dann verneinen wir damit nicht etwa die Wirkung des Preises, sondern wir verneinen nur die Handhabung dieses wirtschaftlichen Gesetzes. Lasse ich das freie Spiel der Kräfte zu, dann gebe ich allen Kräften — und damit auch den für das Volk verderblichen Kräften — Raum, und das sind nicht immer die Schwächeren. Und wenn ich heute jene aus diesem freien Spiel ausschalte dadurch, daß ich selbst die Preisbestimmung in der Hand behalte, dann kann ich den wirtschaftlichen Notwendigkeiten, die sich aus der Versorgungslage ergeben, durchaus Rechnung tragen. Das ist der Sinn, der zur Bewirtschaftung dieser Erzeugnisse — die sich hierzu eignen — geführt hat.

Es wäre wirtschaftlich unklug, nicht einzusehen, daß bei einem bestimmten Bedarf und bei einer bestimmten vorhandenen Menge das Verhältnis von Bedarf zu Menge maßgeblich sein muß für die Bestimmung des Preises, auch dann, wenn der Preis autoritär gehandhabt wird. In dem von mir gewünschten Sinn kann der Preis beeinflußt werden aus der wirtschaftlichen Erwägung, die sich ergibt, wenn

man sich vergegenwärtigt, welche Mengen vorhanden sind und welcher Bedarf da ist, um die Menge aufzunehmen.

Die zweite Form, die wir in unserer Absatzregelung eingeführt haben, ist die, die, auf das Endziel gesehen, einmal die wesentliche sein muß. Wenn wir bisher hier nur schrittweise vorgegangen sind, dann deshalb, weil für eine solche Regelung die Voraussetzung, die geistige Einstellung der Volksgenossen in den betroffenen Gebieten gegeben sein muß. Es ist dies die richtige Erfassung der Ware in den sogenannten geschlossenen Anbaugebieten. Wir haben in diesen geschlossenen Anbaugebieten jeden einzelnen Erzeuger gezwungen, seine Erzeugnisse an bestimmten Stellen zusammenzubringen. Dadurch haben wir das Angebot massiert und damit die absolute Bestimmung über die Ware in die Hand genommen. Wenn es uns einmal gelingt, in allen maßgebenden Erzeugungsgebieten die Erfassung mit Bezirksabgabestellen und Sammelstellen nach dem Beispiel Rheinland, Westfalen, Hessen, durchzuführen, dann können wir auch die Preise weitgehend beeinflussen. Dieser zweite Weg der völligen Schließung der Gebiete erscheint mir als Endziel auch darum unerläßlich, weil nur in solch geschlossenen Gebieten eine Abnahmekontingentierung durchführbar ist und weil bei Abnahmekontingentierung meines Erachtens, auf die Dauer gesehen, eine endgültige Ordnung in unserem Berufe nicht herbeizuführen ist.

Der dritte Weg, den wir mit großem Erfolg gegangen sind, ist der der Erzeugergroßmärkte. Besonders bewährt hat sich dieser Weg in Baden. Baden ist ja ein Land mit ganz besonders bäuerlicher — kleinstbäuerlicher Struktur. Hier haben wir ebenfalls eine Zusammenfassung des Angebotes durchgeführt, haben aber den Erzeuger als Verkäufer auf dem Markt belassen und ihm damit, zunächst wenigstens, bis zum letzten Augenblick das Verfügungsrecht über seine Ware gelassen. Wir haben jeden einzelnen Erzeuger gezwungen, dem Verteiler nur auf diesen Märkten anzubieten und zu verkaufen. Wir haben eine amtliche Verwiegung vorgenommen und darüber hinaus eine einheitliche Bezahlung gegen Schlußschein bei unseren Kassen eingeführt. In diesem Falle übt der Erzeugergroßmarkt gewissermaßen die Funktion der Bezirksabgabestelle aus. Die Bezirksabgabestelle ist der Schnittpunkt, in dem die Erzeugnisse von der Hand des Bauern in die Hand des Verteilers übergehen. Der Erfolg dieser Erzeugergroßmärkte ist, insonderheit in Baden, außerordentlich gut. Die Märkte, nach diesem System aufgezogen, sind in kürzester Zeit geräumt, die Marktvorgänge erledigt. Es ist unerhört, in wie kurzer Zeit sich hier ein gerechter Preis bildet, allein aus der Tatsache heraus, daß der Marktvorgang öffentlich ist. Im letzten Ende wird, wenn erst einmal die Erzeugergroßmärkte wirklich laufen, das Vertrauen der Erzeugerschaft, um das wir immer noch ringen müssen, angesichts der Sünden und Fehler vergangener Jahrzehnte, die uns ein unlauterer Handel geschaffen hat, aus der Erzeugerschaft heraus der Wunsch kommen, in die straffe Form der Bezirksabgabestellen zu kommen.

Eine weitere Handhabung in der Durchführung unserer Marktregelung ist die Verladekontrolle, die insonderheit für Kernobst aufbauend auf Vorarbeiten in Süddeutschland sich mehr und mehr hat

einführen lassen. Wir haben sie benutzt, um darauf aufbauend eine neue Form des Absatzes durchzuführen. Wir nehmen dem Handel das Risiko, indem wir dafür sorgen, daß die Ware auch tatsächlich so ist, wie sie der Handel haben will. Wir schaffen dadurch dem Handel einen gleichmäßigen Start, entlasten ihn und bringen dadurch Ordnung in die Geschäftsvorgänge, die wiederum eine Beschränkung überhöhter Spannen rechtfertigt.

Eine weitere Handhabe ist die Vertiefung und engere Verbindung des Anbaues mit der Verwertungsindustrie durch Anbauverträge. Der Anbauvertragsgedanke ist für die Absatzregelung deshalb von so großer Bedeutung, weil er für einen Teil unserer Erzeugnisse eine gebundene Preissicherung bringt, und weil er zum anderen der Verwertungsindustrie die Sicherung einer bestimmten Rohwarenmenge zu einem festen Preis gewährt.

Eine besondere Form des Absatzes ist für den Blumenbau der Blumengroßmarkt, indem wir analog dem geschlossenen Anbaugebiet nun ein geschlossenes Marktgebiet geschaffen haben. Die Erfolge — trotz anfänglicher Schwierigkeiten — des Blumengroßmarktes Köln haben hier den Beweis erbracht, daß auch in anderen Gebieten eine gleiche Regelung durchaus angebracht erscheinen muß. Nicht nur, daß die Preisbildung eine andere und gerechtere geworden ist, es kommt hier nicht nur darauf an, daß das Preisbild sich nach oben bewegt, aber die Ladengeschäfte zwischen Blumenhändler und Erzeuger sind beseitigt und Sauberkeit und Ordnung sind in die Dinge hineingebracht, die Preisbildung ist gerecht und ordentlich. Eine weitere Erscheinung bei den notwendigen Barverkäufen ist die Bereinigung alter Konten, und was für mich das erfreulichste ist, ist die Tatsache, daß durch die öffentliche Verkaufsstellung auch die Qualitätsleistung der anliefernden Gärtner erheblich besser geworden ist.

Wenn ich das Bild der verschiedenen Arten der Marktregelung vollständig zeichnen will, dann muß ich jetzt noch daran erinnern, daß wir für einige Erzeugnisse auch ohne eine Erfassung der Ware eine gesetzliche Festpreisbindung haben. Das sind Baumschulen und Azaleen. Und ich muß darauf hinweisen, daß diese Festpreisbindung einen ganz besonderen Grund hat. Ähnlich ist auch die Preisbindung beim Samenbau, auch hier ist eine Klärung der gesamten Preisfrage unerläßlich für alle, die an den Dingen mitarbeiten wollen.

Der Ruf unserer Berufskameraden nach gesetzlich gebundenen Festpreisen für alle möglichen und unmöglichen Dinge erscheint oft und immer lauter überall da, wo die Not in unseren Betrieben noch nicht überwunden werden konnte.

Als der Führer im September 1933 dem Reichsbauernführer das Reichsnährstandsgesetz genehmigte, da schrieb er an den Rand dieses Gesetzes: Jawohl, ich bin mit Festpreisen einverstanden, aber nur für die dem Volke unentbehrlichen, lebensnotwendigen Dinge.

Wenn ich für irgendein Erzeugnis einen Mindestpreis gesetzlich festlege, dann muß ich mir klar darüber sein, daß ich auf die Dauer gesehen diesen Mindestpreis nur dann einhalten kann, wenn ich zur Zeit eines Überflusses aus mir irgendwie zur Verfügung stehenden Re-

serven soviel Ware dieser Art aus dem Markt herausnehmen kann, und zwar zu Mindestpreisen, bis die Versorgung in Ordnung gebracht ist, d. h. bis dieser Mindestpreis wirtschaftlich aus dem Verhältnis zwischen Bedarf und Vorrat ausgeglichen ist; und umgekehrt, ich kann einen Höchstpreis nur dann halten, wenn ich die Möglichkeit besitze, zur Zeit eines Mangels dem Markt zum Höchstpreis soviel Ware zuzuführen, bis wiederum die wirtschaftliche Untermauerung gegeben ist. Beim Festpreis gilt das gleiche nach beiden Seiten.

Aus dieser Tatsache heraus ergibt sich ganz eindeutig, daß bei allen Formen der Absatzregelung die Preisbindung zur Voraussetzung hat die wirtschaftliche Handhabungsmöglichkeit. Und nun einige Erklärungen dazu, weshalb scheinbar im Gegensatz zu dieser Erkenntnis für einige unserer Erzeugnisse Festpreise durchgesetzt worden sind.

Der Festpreis für Zwiebeln ließ die mengenmäßige Ausgleichsmöglichkeit zu, sowohl nach der einen wie nach der anderen Seite aus den beiden Ressourcen, der Kühllagerung, zum anderen der Einfuhr. Die Festpreise, die jetzt im Augenblick bestimmt die Gemüter am meisten bewegen für Industrieobst aller Art, haben ihren letzten Grund selbstverständlich in der politischen Notwendigkeit, versorgungsmäßig die notwendigen Mengen zur Verfügung zu stellen. Sie haben ihre wirtschaftliche Berechtigung in der Tatsache, daß einmal die industrielle Verwertung die in der Verderblichkeit unserer Erzeugnisse liegenden Gefahren überwinden kann; ferner, daß die Verwertungsindustrie freiwillig und — wenn es sein muß — auch anweisungsgemäß Mengen aufnehmen kann, die über den akuten Bedarf hinausgehen.

Die Schwierigkeiten, die sich in diesem Jahre bei der ersten Durchführung der Dinge gezeigt haben, waren an sich nicht überraschend, gemessen an der Tatsache, daß wir in dieser ganz kurzen Zeit etwa 1 Million Zentner Erdbeeren — also wirklich ein Erzeugnis, das in seiner Empfindlichkeit kaum zu überbieten ist — umgesetzt haben, und zwar zum Festpreis umgesetzt haben, ohne daß auch nur nennenswerte Verluste — einschließlich der tatsächlich in Werder verdorbenen 1800 Zentner — zu verzeichnen waren, beweist, daß die wirtschaftliche Möglichkeit gegeben war. Freilich werden wir in Zukunft uns noch besser rüsten müssen, indem wir nötigenfalls Aufnahmemöglichkeiten schaffen, die außerhalb der privatwirtschaftlichen Belange einzelner Fabriken stehen.

Um der Aufgabe, die hier versorgungsmäßig erstanden ist, noch besser dienen zu können, haben wir auch die Erhebung einer Ausgleichsabgabe für das gesamte Industrieobst geschaffen. Mit Hilfe dieses Fonds werden wir in die Lage versetzt werden, noch besser als in diesem ersten Jahre in der Zukunft die Dinge zu meistern.

Und welche Berechtigung haben wir nun angesichts der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die die Preisbildung — wie ich darstellte — immer mit sich bringen, Preise festzusetzen für Baumschulartikel und für Sämereien. Die Antwort liegt auch hier mehr auf dem nationalsozialistischen politischen Gebiet. Unser Raum in Deutschland ist so eng, daß wir es uns nicht leisten können, Saaten oder Pflanzen oder Bäume dem Boden anzuvertrauen, die nicht absolut vollwertig

sind. Wir haben also an den Samenbau wie an die Baumschulen eine unerhört gesteigerte Qualitätsforderung gestellt, und für diese über das Normalmaß hinausgehenden Leistungen übernehmen wir dann auch — und das mit Recht — die Gewähr einer Preissicherung.

Meine Kameraden, es wäre nun reizvoll für mich, Ihnen darzustellen an einzelnen Beispielen, wie die Dinge sich in der Praxis ausgewirkt haben, wie der einzelne Betriebsinhaber auf die Dinge reagiert hat, und wie auf Grund dieser Geschehnisse die weitere Entwicklung sich vollzogen hat und für die Zukunft geplant sein kann. Ich will mir Einzelheiten versagen und nur das Resümee zusammenziehen. Nicht diese oder jene Einzelanordnung ist wesentlich, nicht wesentlich ist, ob eine Anordnung so oder so aufgezogen ist; wesentlich allein ist die Bereitheit aller, dem Sinn und dem Geist der Anordnungen zu entsprechen. Und damit komme ich zum letzten Teil meiner Ausführungen, und das ist der:

Wie hat nun der Einsatz zu geschehen!

Der Einsatz.

Es würde ja alles ohne Leben bleiben — lediglich tote Konstruktion —, wollten wir nicht pulsierendes Blut und Kraft dafür einsetzen. Das soll nun heute kein neuer Angriffsbefehl, der programmatisch von mir herausposaunt wird, sein; es ist nur der Aufruf immer und immer wieder von neuem freudig und bewußt trotz aller Schwierigkeiten sich in die Arbeit hineinzustellen. Wir stehen in diesen Dingen ja schon seit langer Zeit mitten drin. Und wenn es ein Aufruf heute von mir ist, dann der, durchzuhalten und nicht nachzulassen in dieser Einsatzbereitschaft.

Sie, meine Führer im Gartenbau, berührt natürlich zunächst die Frage: Wie haben sich unsere Berufskameraden, wie hat jeder einzelne sich auszurichten?

Bevor ich darauf eingehe, darf ich ein kurzes Wort sagen zu denen, die mit uns marschieren, mit uns im gleichen Frontabschnitt stehen. Einmal die Verteiler unserer Erzeugnisse und die Be- und Verarbeiter unserer Erzeugnisse. Auch diese müssen ja nach der gleichen Richtung marschieren, sonst kann es unserer vorwärtsdrängenden Kolonne passieren, daß wir Flankenfeuer verspüren. Und das ist — wie jeder alte Frontsoldat weiß — peinlich. Die mit uns marschierenden Kolonnen, die heute unter dem gleichen Kommando stehen, waren naturgemäß, da sie aus anderen Frontabschnitten zu uns kamen, zunächst etwas schwierig in die gleiche Marschrichtung zu bringen. Aber ich darf sagen, auch hier ist der Wille zur Gemeinsamkeit durchaus vorhanden. Und zwar auch der Wille zur Gemeinsamkeit nicht nur innerhalb der einzelnen Gruppe, sondern auch innerhalb unseres großen Frontabschnittes, in dem wir alle stehen.

Ich möchte gerade heute hier vor Ihnen mit jenem alten Vorurteil aufräumen, das den Eindruck entstehen läßt, als sei jeder Konservenfabrikant und jeder Verarbeiter unserer Erzeugnisse ein Gegner

von uns. Als ob jeder Groß- oder Kleinhändler ein Strolch wäre, gegen den wir anzugehen haben. Es ist ja von vielen eine solche Auffassung verständlich. wenn man an die Dinge vor dem Umbruch denkt; und doch ist es ungerechtfertigt, heute derartige Vorurteile noch gelten zu lassen.

Ich habe in meiner Arbeit jetzt in der Hauptvereinigung viele und viele Be- und Verarbeiter, sowohl wie Verteiler und auch Importeure kennengelernt, die bessere Nationalsozialisten in ihrer Tat und ihrer Geisteshaltung sind, als so mancher unserer Erzeuger und so mancher, der sich mit Stolz als geborener Nationalsozialist betrachtet, ohne sich der ungeheueren Verantwortung bewußt zu sein, die gerade hierin liegt. Es ist also nicht so, daß Händler und Verarbeiter von vornherein Gegner unserer nationalsozialistischen Agrarpolitik in der Marktordnung sein müssen. Und es ist bezeichnend, daß viele, wenn sie erst einmal vertraut gemacht worden sind mit dem, was wir wollen, und wie wir die Ordnung der Dinge gestalten, daß sie dann freudiger und zuverlässiger auf unserer Seite stehen als mancher, von dem wir es ohne weiteres erwarten.

Und wir brauchen die Händler sowohl wie die Be- und Verarbeiter, wenn wir mit Erfolg unsere Marktregelung auch im Gartenbau durchziehen wollen. Ja, wir brauchen den Einsatz des Handels beispielsweise viel mehr und viel zwingender als alle anderen Sektoren der Landwirtschaft. Denn während es der Landwirtschaft leicht möglich ist, einmal eine Ware irgendwie zu poolen und damit bestimmte Zeitabschnitte zu überbrücken, sind wir immer wieder darauf angewiesen, diese Ware schnellstens an den Verbraucher heranzubringen. Und wir wollen uns nicht einbilden, daß das ohne Großverteiler sowie Kleinverteiler geht.

Und hier darf ich grundsätzlich noch einmal bekennen: wir wollen die Funktionstrennung zwischen diesen Berufsgruppen, wir lehnen jeden ambulanten Erzeuger ab, der gleichzeitig Marktbeschicker und Erzeuger und sonst noch etwas sein will, vielleicht auch noch Verarbeiter und Konservenfabrikant. Wir wollen den Gärtner, der auf seinem Hof, in seinem Betrieb seine Kraft einsetzt und dort voll zur Entfaltung bringt. Und wir wollen auf der anderen Seite dann einen Händler, der begriffen hat, daß die Aufgabe des Händlers nicht Selbstzweck ist, daß es nicht darum geht, eine Ware soundso oft von der einen in die andere Hand zu verschieben, um möglichst oft Gelegenheit zu haben, an dieser Ware einen Nutzen, einen Verdienst zu haben, sondern begriffen hat, daß es darauf ankommt, die Erzeugnisse, die wir ihm anbieten, so schnell wie nur möglich, so gut wie nur möglich und so billig wie nur möglich an den letzten Verbraucher heranzubringen. Und der Handel, der bereit ist, diese Aufgabe in ihrer richtigen Art zu begreifen und in die Tat umzusetzen, der ist uns willkommen und dem wollen wir und werden wir auch die notwendigen Lebensbedingungen schaffen. Wir lehnen die Markt- und Börsenjobber ab, die mit prallen Brieftaschen durch die Markthallen zogen und auf Grund dieser Kapitalkraft jede Situation so rücksichtslos ausnutzten, wie sie nur auszunutzen war. Die allerdings dann auch zu anderen Zeiten wieder im speku-

lativen Spiel oft ihre ganzen Gewinne daransetzten und dann immer wieder von neuem anfingen, aus dem Verdienst an unseren Erzeugnissen ihre Brieftaschen aufzufüllen.

Wir wünschen einen verantwortungsbewußten Handel, und wir wollen mit unseren marktregelnden Maßnahmen diesem Handel seine Funktionen zuweisen. Wir wollen dafür Sorge tragen, daß dem ehrlichen Händler eine Ware angeboten wird. Dazu dienen unsere Qualitäts- und Sortierungsbestimmungen. Und wir wollen, daß dem ehrlichen Handel dann ein gleichmäßiger Start gegeben wird. Unter diesem gleichmäßigen Start mag dann der einzelne seine persönliche Tüchtigkeit und seine Leistung einsetzen, nicht mit dem Spiel, mühelos soviel wie möglich an der Ware zu verdienen, sondern mit dem Ziel, die Ware in bester Form in die allerletzten Kanäle, in den Verbrauch hineinzubringen. Tut er dies, dann wird auch der wirtschaftsnotwendige Gewinn für ihn vorhanden sein. Denn wir haben kein Interesse daran, einen Verteilerapparat zu haben, der kapitalschwach, arm und ungesund ist.

Je stärker die Faktoren sind, die wir in unsere Rechnung einsetzen können, um so besser für uns. Was wir nicht wollen und was wir vielleicht langsam, aber um so sicherer beseitigen werden, das ist die Herrscher- und Ausbeuterstellung des Handels gegenüber der Erzeugung. Es ist ja in einer gesunden Volkswirtschaft sittlich untragbar, daß die Macht des Handels alle anderen Kräfte überwindet, und darum werden wir sie beseitigen.

Ähnlich sehe ich den Einsatz der Verwertungsindustrie; auch für die Be- und Verarbeiter gilt das gleiche. Wir wünschen gesunde, kapitalstarke Betriebe. Jene kümmerlichen Notgeburten, die nicht leben und nicht sterben können, sind nicht einzusetzen, wenn es einmal gilt, eine bestimmte Aufgabe zu lösen. Gerade in diesem Jahre bei der Weichobstaktion ist das für jeden, dem es nicht von vornherein klar war, evident geworden. Wirkliche Hilfsstellung konnten wir nur von den Betrieben erwarten, die wirtschaftlich gesund und stark waren. Aber auch hier wiederum darf die Kapitalstärke unter keinen Umständen zur kapitalistischen Herrschaft werden. Auch das ist gewesen, und auch das können heute einige noch nicht vergessen. Und auch hier wird der Einsatz, so wie ich ihn sehe, klar und eindeutig die Vormachtstellung jener kapitalistischen Bestrebungen rücksichtslos beseitigen.

Die Bedeutung der Obst- und Gemüseverwertungsindustrie für einige Teile unseres Berufes ist nicht zu unterschätzen. Die Bedeutung der Verwertungsindustrie im Rahmen der allgemeinen Volkswirtschaft wird manchmal überschätzt. Es kann für die Verwertungsindustrie keine eigene Politik geben, sondern es kann nur die Politik geben, die wir in unserem gesamten Frontabschnitt bestimmen. Was ich besonders bei dem Einsatz der Industrie fordere, das ist mehr Disziplin. Es kann nicht angehen, daß immer wieder dieselbe Industrie, die heute nach Erhöhung ihrer Fertigwarenpreise schreit, im gleichen Augenblick auf diese Preise Rabatte bis zu 20 vH und mehr gibt. Es kann nicht sein, daß die Industrie, die sich gegenseitig in der wüstesten Schleuderei beim Verkauf der Fertigware unterbietet, gleichzeitig nach einer Her-

untersetzung der Preise für die Rohware schreit. Und es kann auch nicht sein, daß diese Industrie, die eine Herabsetzung der Rohwarenpreise verlangt, im gleichen Augenblick hergeht und die von uns festgesetzten Preise überbietet. Hier ist in unserem gesamten Gebiet vielleicht die größte Arbeit zu leisten.

Daß wir Verarbeiter haben, die völlig auf unserer Linie liegen, das möchte ich auch vor Ihnen noch einmal betonen und sagen, daß die leider überall noch vorhandene Disziplinlosigkeit in der Verarbeiterindustrie nicht immer nur böser Wille und gewollt ist. Wer die Lage und wirtschaftliche Situation in diesen Betrieben kennt, der weiß, daß hier oft die Not die treibende Kraft ist und weiß, daß in der Industrie leider noch immer Gegensätzlichkeiten vorhanden sind, die in dieser Gruppe erst einmal selbst überwunden werden müssen. Aber auch das wird erreicht werden, und auch diese Gruppe wird voll zum Einsatz kommen.

Und nun zu uns Gärtnern.

Wenn ich über Mitglieder der uns benachbarten und zu uns gehörenden Gruppen der Verteiler und Be- und Verarbeiter harte Worte gefunden habe, so müßte ich auch ebenso harte Worte finden für einige Gruppen unter uns. Auch bei uns ist das Wissen, worum es nun wirklich geht, teils noch sehr schwach und oft ist dann, wenn das Wissen da ist, der Wille noch nicht vorhanden.

Eins gilt hier — wie auch bei den Be- und Verarbeitern, den Verteilerbetrieben —, wir wollen für den Einsatz den starken, gesunden und wirtschaftlich in sich gefestigten Betrieb. Mit einer halbverhungerten Truppe ist einfach eine Schlacht nicht zu gewinnen. Und da sehe ich mich um und muß erkennen, daß auch bei uns leider diese wirtschaftliche Stärke jedes einzelnen Betriebes noch lange nicht erreicht ist.

Meine Kameraden, bitte versteht mich nicht falsch.

Als idealen Gartenbaubetrieb sehen wir nicht das an, was wir heute noch hier und da in der Nähe der größeren Städte haben, auch nicht den Gärtner, der einen wundervollen Gartenbaubetrieb mit prachtvollen Anlagen hat und dem gleichzeitig 3 bis 4 Straßenfronten gehören, der zu dieser Wohlhabenheit in den seltensten Fällen aus den Betriebseinnahmen gekommen ist, sondern aus Baulandverkäufen, nein, nein, das ist nicht unser Ideal, dem wir zustreben. Was wir wollen und wünschen, und was wir für diesen Einsatz an gärtnerischer Berufskraft brauchen, das ist der deutsche Gärtner, der auf seiner Scholle durch fachliches Können und saubere und gute Leistungen seinen Betrieb wirtschaftlich so in Ordnung hat, daß er auch einmal eine schwere Zeit überdauern kann, daß er nicht so mit Schulden überlastet ist, daß der erste Windhauch einer schwierigen Zeit ihn zerbricht. Wir wollen nicht von denen sprechen, die kaufmännische Genies sind, die mit allerlei Propagandamätzchen u. ä. meist die Wirtschaftlichkeit ihres Betriebes gründen auf den Pfennigen, die sie aus den Betrieben ihrer Berufskameraden herauszuholen verstehen. Wir wollen auch nicht ungerecht werden denen gegenüber, die in der wirtschaftlichen Not der vergangenen Jahre vor der Machtübernahme soweit in Schwierigkeiten gekommen sind, daß sie sich erst

wieder flott haben machen müssen. Wir wollen uns das Bild des Gartenbaubetriebes aufzeichnen, der in Zukunft Träger der berufsständischen und Berufsaufgaben gegenüber dem Volke sein muß.

Da sehe ich zunächst einmal für alle Betriebe eines: keine Mammutbetriebe, keine übergroßen Anlagen, die mehr Kapitalinvestierungen darstellen, als der von Berufskameraden selbst getragene Wirtschaftsbetrieb verträgt.

Der Gartenbau, das mögen Sie mir glauben, eignet sich verdammt schlecht zu kapitalistischen Betriebsinvestierungen.

Ich sehe den Gartenbaubetrieb der Zukunft in einer Größe, der vom Familienbetrieb bis zur Beschäftigung einer bestimmten Reihe von Gefolgschaftsmitgliedern geht, die nach Möglichkeit boden- und betriebsverbunden sein sollen, der eine Übergröße nicht hat, nur so groß ist, daß der Betriebsinhaber selbst allezeit und zu jeder Stunde die Dinge fest in der Hand hat. Das kann selbstverständlich in vielen Fällen über die Größe eines Erbhofes hinausgehen; das kann je nach der Art des Betriebes unter der Kleinstbetriebsgröße unter 1 ha liegen. Die Betriebsarten sind ja so verschieden, daß selbstverständlich ein Schema überhaupt nicht aufzustellen ist. Wünschenswert erscheint mir vor allem die innere Geschlossenheit und Sicherheit des Betriebes. Nicht etwa, daß nun in allen Fällen die landwirtschaftliche Selbstversorgung unerläßliche Grundlage sein soll; wer seinem Betrieb und seinem Hof diese Selbstversorgungssicherung geben kann, der möge es tun. Diese Sicherung ist nach meiner Meinung auch abhängig von einem freien und freudigen Tragen des Betriebes durch die Gefolgschaft. Es ist schon schön in Betriebe hineinzukommen, in denen der Betriebsführer mit seiner Gefolgschaft in häuslicher Gemeinschaft lebt, in denen die Lehrlinge und die Gehilfen, soweit sie nicht eigene Familie gründen können, am Tisch des Betriebsinhabers sitzen. Und das ist nun nicht etwa ein wirtschaftlicher Vorteil für den Betrieb; wenn es das nur wäre, dann würde ich es nicht erwähnen, sondern es wird auch oft und oft eine durchaus notwendige und erfreuliche Erziehung für den Betriebsinhaber selbst. Und wenn ich wenigstens die Betriebsführung kurz andeuten darf, wie ich sie in Zukunft sehe, dann eins: hüten wir uns vor wilden Investierungen, wenn auch hier und da im Augenblick es so scheint, als ob alle Absatzschwierigkeiten beseitigt seien. Es ist sehr leicht, eine Überproduktion bestimmter Artikel herbeizuführen, und es ist sehr schwer, dann Investierungen zu verdauen, wenn sie nicht aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln erstellt sind. Wo eine gesunde, organische Entwicklung die Ausweitung des Betriebes oder die Vergrößerung der Gewächshausflächen ergibt, da wollen wir selbstverständlich eine solche Entwicklung fördern, wenn es sich aber nur darum handelt, daß irgendeiner unserer Berufskameraden auf Grund irgendwelcher Konjunktur glaubt, mit Hilfe fremden Geldes, vielleicht mit Hilfe öffentlicher Mittel seinen Betrieb ausweiten zu können, dann beginnt die ungesunde Konstruktion, die wir bereits einmal in unserem Berufe haben durchmachen müssen. Und weiter, wenn je, dann ist es jetzt im Zeichen der Marktregelung richtig und notwendig, keinen Konjunkturanbau zu

betreiben, nicht in diesem Jahre dieses, im nächsten Jahre jenes an Kulturen zu forcieren. Die Stetigkeit im Betriebsplan ist die wesentliche Voraussetzung für eine ruhige Wirtschaftsführung nicht nur des einzelnen Betriebes, sondern auch der Allgemeinheit. Damit soll nun allerdings nicht denen das Wort geredet werden, die vom Althergebrachten aus der Großväterzeit nicht fort können.

Ich habe in letzter Zeit mehrfach sehr bittere Beobachtungen und Erlebnisse gehabt. Ich komme zu alten Gärtnern, die schon vor Jahren mir gern gefolgt sind, und die nun heute mich mit vorwurfsvollen Augen ansehen und vor einem Betrieb stehen, der wirtschaftlich so schwach ist, daß er in sich zusammenbricht. Diese Männer haben ihr bestes versucht, aber sie glauben, wie es stets war, muß es nun auch in der Zukunft sein. Sie haben schon vor Jahren soundsoviel Zyklamen und Geranien und soundsoviel Gemüsepflanzen angebaut und sind doch früher namentlich durch den Selbstverkauf auf dem Markt zurechtgekommen, und sie können nun ihren Betrieb nicht mehr aufrechterhalten. Es sind noch nicht einmal immer nur die, die den Erfordernissen einer modernen Qualitätserzeugung nicht gerecht werden können; es sind auch solche, die einfach den Anschluß an die neuen Auffassungen nicht finden, die neue Zeit stellt nun einmal auch in wirtschaftlicher Hinsicht andere Anforderungen an uns als in den vergangenen Jahren.

Ja, meine Kameraden, dann muß man trotz aller Bitterkeit, die in einem selbst aufsteigt, hart bleiben und muß immer wieder nur sagen, wir können im Dritten Reich Schwaches und Krankes nicht durch irgendwelche künstlichen Mittel erhalten, selbst wenn dieser oder jener unserer alten Freunde dabei am Wege liegen bleibt. Wir können veraltete Betriebsweisen nicht als Maßstab belassen. Wir müssen von unseren Berufskameraden in ihrer eigenen Betriebsführung sachliche Höchstleistungen verlangen. Unsere Aufgabe ist so groß, daß sie es nicht zuläßt, sich nach dem Schwachen auszurichten.

Ich bin der Auffassung, daß der Absatz nicht unbedingt ein Problem des einzelnen Betriebes ist, ausgenommen mögen Samenbau und Baumschulbetriebe sein. Wir wollen mit unserer Arbeit den Berufskameraden draußen im Lande die Sorge um den Absatz nehmen. Wir wollen auch erreichen, daß unsere Gärtner nicht nur von den Märkten verschwinden sowie von den Landstraßen, sondern, daß sie sich ganz und gar ihren Betrieben widmen können. Wir wollen auch nicht mehr, daß unsere Frauen auf den Märkten herumstehen und, wie es leider heute hier und da noch üblich ist, halbe Nächte auf den Fuhrwerken zubringen müssen, bis sie zum Markte kommen. Wir wollen der Frau die Aufgabe in der Familie zuweisen, und dann mag sie, wenn es ihre Zeit erlaubt, Helferin im Betrieb des Mannes sein. Wir wollen die gesamte Kraft des Gärtners für seinen Betrieb selbst haben, da soll er voll zum Einsatz kommen. Und dann wird auch der wirtschaftliche Erfolg durch Qualitätsleistung und -steigerung seiner Erntemengen durchaus erreichbar sein.

Es wird in diesen Tagen hier nach der sachlichen Seite hin vieles geboten. Es kann noch unendlich viel mehr an sachlichem Können und Wissen an unsere Gärtner herangetragen werden; und es ist auch

unsere Aufgabe, dieses fachliche Können und Wissen nicht nur unseren Berufskameraden selbst zu vermitteln, sondern auch dafür Sorge zu tragen, daß ein fachlich und seelisch starker Nachwuchs einmal die Arbeit übernimmt, wenn wir alt werden.

Sie, meine Berufskameraden, die Kreisfachschaftswarte und die Kreisfachwarte, Sie sind berufen, diese Gedanken hinauszutragen in die breite Front unserer Berufskameraden. Sie können das nicht besser tun, als wenn Sie selbst Vorbild werden in diesen Dingen. Nicht in Zusammenkünften und Versammlungen, besser in der Einzelwirkung von Mensch zu Mensch können wir den Geist stark machen, der uns beseelt und der einst alle beseelen soll. Leben Sie den anderen diese Dinge vor und helfen Sie den schwachen Berufskameraden, dann leisten Sie mehr für die Durchsetzung des Nationalsozialismus als mancher, der in vorderster Front steht.

Über allem wirtschaftlichen Streben aber steht die geistige und seelische Ausrichtung unserer Berufskameraden auf die große Idee, die unser gesamtes Leben bestimmt. Wird der einzelne im Glauben an diese große Idee stark, dann wird auch der Gemeinschaftsgedanke in uns allen stark, der zum Gemeinschaftswillen werden muß, wenn eine Gruppe im Volke ihre Aufgabe voll erfüllen will.

Wir wollen uns bewußt bleiben, daß der Gartenbau nur ein kleiner Ausschnitt ist im Reichsnährstand und ein noch kleinerer in der gesamten großen Volkswirtschaft. Wir wollen uns aber auch bewußt bleiben, daß auch das kleinste Geschehen ausgerichtet werden muß auf die großen Dinge und daß das Kleinste sich projiziert in die großen Geschehnisse unserer Zeit. Es geht in diesen Tagen und Jahren um weit mehr als jemals, es geht um letzte, ganz große Auseinandersetzungen. Und da gibt es nur klare Fronten und klare Bekenntnisse. In der Front, in der wir stehen, ist der einzelne nichts und die Gemeinschaft alles, und doch wiederum der einzelne vollkommen, wenn er verantwortungsbewußt und einsatzbereit ist. Wir, meine Kameraden, wollen bereit sein zum dienen, aber im dienen wollen wir stolz sein.

VII. Von der 1. Reichsausstellung des deutschen Gartenbaues

Allgemeine Übersicht über den Aufbau und Durchführung der Ausstellung

Dr. Roth, Dresden

Das Dresdner Ausstellungsgelände war durch Einbeziehung eines beträchtlichen Teiles des Volksparkes „Großer Garten" auf etwa 400 000 qm Grundfläche erweitert worden. Die Schauhallen umfaßten zusammen 20 000 qm Grundfläche. Rund 600 einzelne Aussteller waren beteiligt.

Welche gewaltigen Vorbereitungen die riesenhafte Freilandschau erforderte, geht aus folgenden Zahlenangaben hervor, die vor allem auch die soziale und volkswirtschaftliche Bedeutung dieses Ausstellungswerkes beleuchten. Über ein Jahr vor der Eröffnung wurde mit den praktischen Vorarbeiten in der Freilandschau begonnen. Am 25. März 1935 erfolgte der erste Spatenstich. In dem Gartengelände wurden rd. 200 Arbeiter, die alle mehrjährig arbeitslos waren und aus allen möglichen Berufen, wie Schuster, Bäcker, Bauarbeiter, Kaufmann usw., kamen, von 100 Gärtnern angeleitet. Insgesamt wurden bis zur Eröffnung 110 000 Tagewerke geleistet. Für die Wegebefestigung wurden 11 000 cbm Kiesel und 1 600 cbm Grant angefahren. 44 000 hartgebrannte Ziegel wurden im Rosenneuheitenhof und etwa 400 cbm verschiedenartiges Steinmaterial für Trockenmauern und Trittplatten verlegt. 9000 Ztr. Pferdedung, 3000 Ballen Torfmull und 2000 cbm Sand fanden u. a. zur Bodenlockerung Verwendung. 3,5 km elektrisches Kabel und 3 km Wasserleitung wurden verlegt. Ein Drahtzaun von 5 km Länge umschloß das weite Gelände.

An Pflanzen wurden zu der Gesamtanlage u. a. verwendet: 360 000 Frühjahrsblumen, 130 000 Stauden, 15 000 Rosen, 9000 Iris und 20 000 Sträucher und Koniferen. Damit wurde jedoch nur die erste Bepflanzung bestritten, der im Sommer noch weit größere Blumenmengen folgten. Die Pflanzen gingen täglich zu Tausenden ein, und eigens dafür zusammengestellte Pflanzkolonnen sorgten für schnellstes und sauberes Einpflanzen.

Diese Angaben sind nur ein Auszug aus der insgesamt geleisteten Arbeit, die fast alle Handwerkszweige umfaßte. So wurden für die Maurer- und Zimmermannsarbeiten weitere 4500 Tagewerke und 3100 Tagewerke für sonstige Spezialarbeiten, wie Klempner-, Tischler- und Malerarbeiten, benötigt.

Zur Instandhaltung der Freilandschau während der gesamten Ausstellungsdauer wurden ständig 190 Arbeitskräfte in rd. 30 000 Tagewerken beschäftigt.

Der Erfolg der „1. Reichsgartenschau" war unbestritten. Mit 3¼ Millionen Gästen erzielte sie den bisher größten Ausstellungserfolg des Dritten Reiches. Die Bedeutung dieser stattlichen Zahl wird wohl am klarsten durch die Tatsache erhellt, daß alle Berliner Ausstellungen des Sommers 1936 — die große Deutschlandschau, die Grüne Woche, die Funkausstellung, die Ausstellung des Gaststättengewerbes, die Auto-Ausstellung sowie die Ausstellungen Wassersport und Deutsche Gemeinde — zusammengerechnet mit 3 123 000 Gästen noch unter der Besucherzahl der Reichsgartenschau geblieben sind.

Bei 171 Ausstellungstagen errechnet sich aus der Gesamtbesucherzahl von 3 260 000 ein täglicher Durchschnittsbesuch von etwa 20 000 bzw. pro Woche von 140 000 Gästen. Diese Zahlen sind durch die ganze Ausstellungsdauer ziemlich konstant geblieben, trotz des schwankenden und für eine Freilandschau oft sehr ungünstigen Wetters. An ungewöhnlich vielen Tagen setzte gerade zu Beginn der Hauptbesuchszeiten Regen ein, und nur ganz wenige Abende verlockten dazu, im Freien zu sitzen. Der Wetterkalender der Reichsgartenschau verzeichnet von 171 Ausstellungstagen nur 70 mit schönem, beständigem Wetter; 35 Tage waren unbeständig und 66 verregnet.

Ein Blick auf die Besucherstatistik ergibt weiterhin, daß die beliebten Hallenschauen für Blumen und Früchte, deren allmonatlich eine stattfand, auch in bezug auf den Zulauf jedesmal besondere Höhepunkte darstellten. Als stärkster Besuchstag mit rd. 76 000 Gästen ragt der Reichsgartenbautag, der 23. August, hervor.

Nachfolgend sei die Besucherstatistik, nach Wochen geordnet, wiedergegeben:

1.	Woche	vom	24. April bis 26. April . . .	Besucherzahl:	40 300
2.	„	„	27. April bis 3. Mai . . .	„	141 915
3.	„	„	4. Mai bis 10. Mai	„	113 405
4.	„	„	11. Mai bis 17. Mai	„	140 685
5.	„	„	18. Mai bis 24. Mai	„	100 255
6.	„	„	25. Mai bis 31. Mai . . .	„	128 710
7.	„	„	1. Juni bis 7. Juni . . .	„	133 640
8.	„	„	8. Juni bis 14. Juni . . .	„	180 605
9.	„	„	15. Juni bis 21. Juni . . .	„	144 510
10.	„	„	22. Juni bis 28. Juni . . .	„	160 870
11.	„	„	29. Juni bis 5. Juli	„	127 750
12.	„	„	6. Juli bis 12. Juli	„	162 415
13.	„	„	13. Juli bis 19. Juli	„	146 875
14.	„	„	20. Juli bis 26. Juli	„	114 630
15.	„	„	27. Juli bis 2. August . . .	„	116 055
16.	„	„	3. August bis 9. August . . .	„	122 975
17.	„	„	10. August bis 16. August . .	„	138 580
18.	„	„	17. August bis 23. August . .	„	161 770
19.	„	„	24. August bis 30. August . .	„	183 700

20. Woche vom	31. August bis 6. September .	Besucherzahl:	135 415
21. „ „	7. September bis 13. September	„	96 130
22. „ „	14. September bis 20. September	„	118 770
23. „ „	21. September bis 27. September	„	143 130
24. „ „	28. September bis 4. Oktober .	„	71 985
25. „ „	5. Oktober bis 11. Oktober . .	„	115 575

Von Interesse dürfte auch die Tatsache sein, daß im Laufe des Sommers 20 800 Bedürftigen der Stadt Dresden freier Eintritt in die Reichsgartenschau gewährt wurde. Mit dieser Vergünstigung wurden bedacht 12 000 Betreute des Stadtwohlfahrtsamtes, 8600 Unterstützungsempfänger des Arbeitsamtes und 200 Kinder bedürftiger Familien. Im übrigen trugen die Volkstage und die Familientage mit Kinderfest dazu bei, die Gartenschau auch den minderbemittelten Volkskreisen und der Jugend zugängig zu machen.

Der ideelle Erfolg dieser glänzenden Ausstellung ist vielleicht am deutlichsten an den Tausenden und aber Tausenden von begeisterten Presseberichten und Bildveröffentlichungen abzulesen, die im In- und Auslande erschienen sind. Die Tages- und gärtnerische Fachpresse fast sämtlicher europäischer und sogar vieler außereuropäischer Nationen haben in dieses Lob eingestimmt. Erwähnt sei ferner, daß die Reichsgartenschau eine große Anzahl deutscher und internationaler Kongresse und Tagungen nach Dresden zog, deren Teilnehmer zumeist auch die weitere Umgebung, insbesondere die Sächsische Schweiz und das Osterzgebirge, besuchten.

Im übrigen spiegeln sich die Erfolge, die die Reichsgartenschau ihrer Heimatstadt Dresden brachte, in den Fremdenverkehrszahlen. Während sich in den Monaten Januar bis April der Zuwachs des Fremdenverkehrs, dem Vorjahr gegenüber, zwischen 3 und 10 vH bewegte, schnellte er im Mai sofort auf 50 vH empor, um im August mit über 100 vH seinen Höhepunkt zu erreichen. Der Zuzug ausländischer Gäste erfuhr in diesem Monat der Olympischen Spiele allein eine Steigerung von 138,1 vH. Mit diesen Zahlen ist jedoch nur der Übernachtungsverkehr erfaßt. Dazu treten dann noch die Hunderttausende von Fremden, die in Sonderzügen, Autobussen und Privatwagen nur für einen Tag nach Dresden kamen, um die Reichsgartenschau zu sehen. Auf den verschiedenen Parkplätzen um das Ausstellungsgelände sah man ständig Wagen aus allen deutschen Gauen und aus den verschiedensten ausländischen Staaten halten. Außer den Bemühungen des Reichsnährstandes mit seinen Unterorganisationen haben vor allem auch die der Ausstellungs-Verkehrsabteilung dazu beigetragen, der Ausstellung immer erneut diesen Besucherstrom zuzulenken.

Die Freilandschau

Heinrich Balke, Dresden

Mit der Durchführung der 1. Reichsgartenschau hat sich die Stadt Dresden auf dem Gebiete des gärtnerischen Ausstellungswesens einen neuen Markstein in der vielgestaltigen Geschichte des Gartenbaues in und um Dresden gesetzt.

Die Entwicklungsgeschichte dieser 1. Reichsgartenschau stand unter dem Stern einer neu auflebenden deutschen Gartenbauwirtschaft. Die Jahre seit dem Machtumbruch hatten gewaltige Aufgaben gestellt, die in großen Massen gärtnerische Erzeugnisse — vor allem Baumschulerzeugnisse — benötigten. Hatte die Wirtschaftskrise vor der Machtübernahme die Pflanzenbestände in den Baumschulen nahezu vernichtet, so trat nunmehr eine merkliche Pflanzenknappheit ein. Dieses Fehlen guter, ausstellungswürdiger Pflanzenbestände wirkte sich um so nachteiliger auf die Ausstellung aus, als das wenige noch vorhandene Material für diese 1. Reichsgartenschau nicht vorbereitet war.

Eine weitere nachträgliche Beeinflussung für die Freilandschau war der Umstand, daß die sächsischen Gärtner, vor allen Dingen große Dresdner Firmen, in der Gartenbauausstellung 1926 gewaltige Summen investiert hatten, so daß eine erklärliche Zurückhaltung unter den maßgebenden Firmen dem Ausstellungswesen gegenüber zu beobachten war und begreiflich erschien.

Wurden die Sondergärten in der Ausstellung 1926 ausschließlich von den Firmen auf ihre Kosten hergestellt, so mußten für die Ausstellung 1936 grundsätzlich neue Bedingungen aufgestellt werden, um den Erwerbsgartenbau überhaupt erstmalig wieder an einer derartigen Ausstellung zu interessieren. Man ist leicht geneigt, zwischen den einzelnen Ausstellungen gewisse Vergleiche anzustellen. So möchte ich hier den wichtigsten Vergleich zwischen den beiden großen Dresdner Ausstellungen anziehen, nämlich: „Die finanzielle Grundlage".

Der Etat der Ausstellung 1926 belief sich auf etwa 3 Millionen Reichsmark. Darüber hinaus opferten die einzelnen Firmen für die Herstellung von Sondergärten Hunderttausende von Mark. Des weiteren wurden weder der Transport der Pflanzen, noch die Pflanzen selbst vergütet.

Der Etat der Ausstellung 1936 belief sich dagegen nur auf etwa 2 Millionen Reichsmark, während hier alle Pflanzentransporte sowie darüber hinaus die Vergütungen über Wertminderungen aus dem Ankauf von Pflanzen eingeschlossen waren. Vergleicht man diese Zahlen, so kann der Erfolg der 1. Reichsgartenschau nicht hoch genug gewürdigt werden, da vor allen Dingen eine Schädigung der Erwerbsgärtner keinesfalls wie im Jahre 1926 in Erscheinung trat.

Nachdem endgültig feststand, daß die Reichsgartenschauen als Wettbewerbsausstellungen in Erscheinung treten sollen, an denen sich möglichst vielseitige und umfangreiche gärtnerische Betriebe beteiligen

sollten, konnte an die Planung herangetreten werden. Dies war jedoch bereits so spät, daß sich die Arbeiten überstürzen mußten. Für die Freilandschau stand ein Teil des Großen Gartens in Dresden zur Verfügung. Wenngleich anerkannt werden muß, daß der herrliche Baumbestand einen einzigartigen Rahmen für derartige Ausstellungen bietet, so muß doch erwähnt werden, daß die Bodenverhältnisse auf dem Gelände des Großen Gartens die denkbar ungünstigsten sind. Es handelt sich nämlich um einen lettigen Lehmboden, der infolge jahrzehntelanger Nutzung als Wiesenfläche völlig versauert ist und eine Zähigkeit und Undurchlässigkeit aufzuweisen hat, wie er selten zu finden ist. Ungeheure Mittel mußten deshalb aufgewendet werden, um den Boden einigermaßen brauchbar zu machen. Es wurde in der Hauptsache auf Elbsand zurückgegriffen. Schon die Bodenbeschaffenheit bewies, daß die Vorbereitungsarbeiten in der Ausstellung mindestens 1 Jahr früher hätten in Angriff genommen werden müssen.

Über die Gestaltung kann grundsätzlich folgendes gesagt werden:

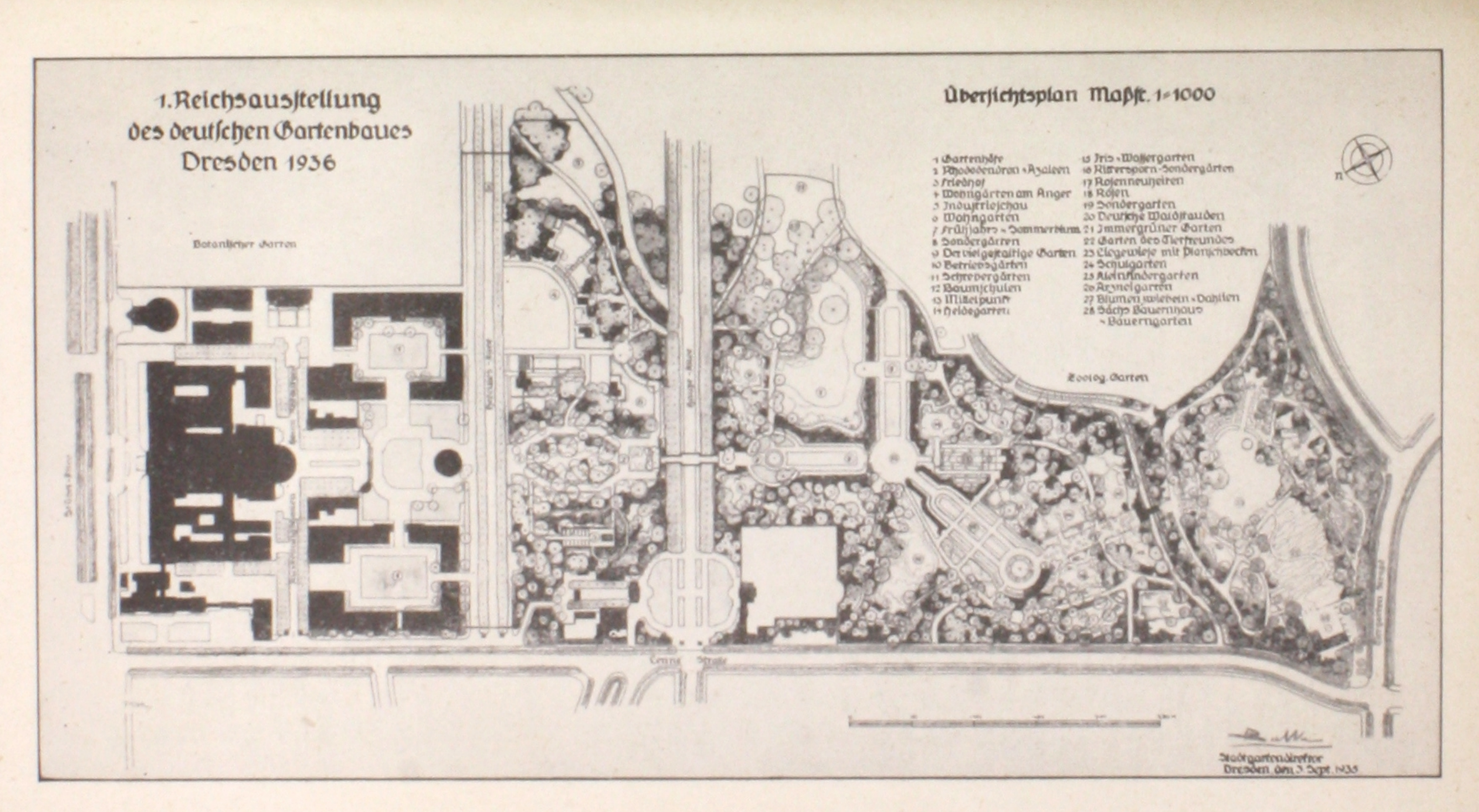
Die Gestaltung hat sich in erster Linie nach dem Programm der Ausstellung zu richten. Das Programm für die 1. Reichsgartenschau Dresden 1936 lautete:

Ausstellung von Pflanzen aller Art von möglichst vielen Gärtnereien. — Folgender Vergleich mag einen Überblick über die Anzahl der Firmen geben:

1926	1936	Firmen
38	82	Baumschulfirmen
7	23	Staudengärtnereien
18	30	Sommerblumenfirmen
42	56	Marktpflanzenfirmen
6	41	Zwiebel- und Knollenanzuchtsfirmen.

Diese Zahlen führen die Schwierigkeit der Unterbringung der verschiedenen Firmen im Gelände vor Augen, wenn man berücksichtigt, daß eine möglichst einheitlich wirkende Schau gezeigt werden soll und daß jede Ausstellerfirma einen möglichst bevorzugten Platz innehaben möchte.

Die 1. Reichsgartenschau hat bewiesen, daß die künstlerische Einheit unter der Vielheit der Firmen und des Pflanzenmaterials leiden kann. Es müssen demnach Wege gefunden werden, die den Wettbewerb von Pflanzen aus dem großen künstlerischen Gesamtrahmen in Form einer beetmäßig zusammengestellten Sonderschau absondern. Die Zurschaustellung von Pflanzengruppen und -gemeinschaften kann auch in Form von Sondergärten vorteilhaft durchgeführt werden, wie es z. B. der Heidegarten, Irisgarten, Rosenneuheitenhof und Rittersporngarten in vorbildlicher Weise zum Ausdruck brachten. Diese Pflanzenschaugärten können keinesfalls als praktische Hausgärten angesehen werden, sondern stellen im wahrsten Sinne des Wortes Schaugärten dar, die als solche vor allen Dingen den Liebhaber in ihren


1. Reichsausstellung
des deutschen Gartenbaues
Dresden 1936
Übersichtsplan Maßst. 1:1000
1 Gartenhöfe
2 Rhododendren u. Azaleen
3 Friedhof
4 Wohngärten am Anger
5 Industrieschau
6 Wohngarten
7 Frühjahrs- u. Sommerblum.
8 Sondergärten
9 Der vielgestaltige Garten
10 Betriebsgärten
11 Schrebergärten
12 Baumschulen
13 Mittelpunkt
14 Heidegarten
15 Iris- u. Wassergarten
16 Rittersporn-Sondergärten
17 Rosenneuheiten
18 Rosen
19 Sondergarten
20 Deutsche Waldstauden
21 Immergrüner Garten
22 Garten des Tierfreundes
23 Liegewiese mit Planschbecken
24 Schulgarten
25 Kleinkindergarten
26 Arzneigarten
27 Blumenzwiebeln u. Dahlien
28 Sächs. Bauernhaus u. Bauerngarten
Botanischer Garten
Zoolog. Garten
Lennéstraße
Stadtgartendirektor
Dresden, den 3. Sept. 1935

Bann gezogen haben und darüber hinaus für jeden Laien leicht verständliche Gartenmotive bedeuten.

Um einen Halt in die Gesamtfreilandschau hineinzubringen, wurde an dem Aufbau der Achsen festgehalten, die dann in die landschaftlichen Sonderpflanzengärten überleiteten. Bei den Massenbepflanzungen der Achsen und Blumenwiesen stellte es sich heraus, daß das von den verschiedenen Firmen gelieferte Pflanzenmaterial infolge der Ungleichheit Schwierigkeiten bereitete. Es wird kaum möglich sein, daß eine einzelne Firma die Bepflanzung einer großen Achse allein ausführt. Aus diesem Grunde bin ich zu der Erkenntnis gekommen, daß die großen Massenwirkungen, für die die Einheitlichkeit des Materials Voraussetzung ist, in Zukunft nicht für Ausstellungsbepflanzungen vorzusehen sind, da dieses Ausstellungsobjekt den Rahmen einer Einzelfirma übersteigt. Es hat sich in der 1. Reichsgartenschau weiterhin ergeben, daß das von einigen Firmen angemeldete und im Plan festgelegte Material plötzlich nicht geliefert werden konnte, so daß unersetzbare Lücken entstanden, ein Beweis dafür, daß die großen Pflanzungen, die den Hauptzug einer Ausstellung tragen sollen, wie schon erwähnt, für diese Zwecke besonders herangezogen oder gekauft werden müssen.

Es ist selbstverständlich, daß auf einer Reichsgartenschau das beste und neueste Pflanzenmaterial in bezug auf Züchtung gezeigt werden soll. Wie stand es nun hiermit auf der Ausstellung 1936? Nachdem die Bepflanzungspläne aufgestellt waren, mußte leider festgestellt werden, daß die in den Firmenkatalogen angebotenen Neuheiten und Züchtungen — hauptsächlich an Stauden — überhaupt nicht vorhanden waren, eine Tatsache, die nicht scharf genug kritisiert werden kann. Wenn eine Firma eine bestimmte Pflanzenart anbietet, so muß sie auch in der Lage sein, dieselbe in einwandfreier Form zu liefern. Das Fehlen fast sämtlicher Neuheiten in bezug auf Stauden war somit nicht Schuld der Ausstellungsleitung bzw. der Gestalter.

Und nun zu einem weiteren Punkt:

Die angelieferten Pflanzen — besonders Stauden — waren in vielen Fällen in einem derartig mageren Zustand, daß viele bei der Herbstpflanzung fast völlig versagten und erst mit großer Mühe und unter erheblichen Opfern im Frühjahr Ersatz herbeigeschafft werden konnte. Alle diese eben angeführten Erwägungen müssen zu der Erkenntnis führen, daß bei zukünftigen Reichsgartenschauen die Lieferung von Pflanzen durch den Reichsnährstand sichergestellt werden muß. Es liegt im Berufsinteresse, daß dem Gestalter das tatsächlich beste Pflanzenmaterial, was der deutsche Gartenbau zu bieten vermag, zur Verfügung steht. Die Folge davon ist, daß die Ausstellung 1937 „Garten und Heim" in Dresden ihre Vorgängerin in dieser Beziehung bei weitem übertrifft, da das Pflanzenmaterial zum größten Teile bei dieser Ausstellung gekauft wurde.

Als weiterer wichtiger Gestaltungspunkt kann angeführt werden, daß die räumliche Entwicklung der Ausstellung fast ausschließlich durch

die Pflanze bewerkstelligt wurde. Auch hier zeigt es sich wieder, daß vor allem die hierfür verwendeten Gehölze bei noch früherer Pflanzung eine gesteigerte Wirkung ergeben hätten. Diese Wirkung trat nun in vollem Umfange in der Ausstellung 1937 ein, jedoch hatten die Gehölze in der 1. Reichsausstellung ihrem Zweck als rahmenbildendes Element vollständig Genüge getan. Die Erfahrungen, die auf der Ausstellung 1936 gesammelt werden konnten, lassen mehr und mehr die Ansicht entstehen, daß, je weniger Firmen in einer Ausstellung als Aussteller auftreten, um so einheitlicher der Gesamteindruck dieser Ausstellung gestaltet werden kann. Es wurde in den einzelnen Sondergärten deshalb versucht, mehrere Firmen zusammenzubringen, z. B. eine Baumschul- und eine Staudenfirma, was auch als voll und ganz gelungen angesehen werden kann.

Über die Gestaltung einer Ausstellung kann man selbstverständlich verschiedener Meinungen sein. Alle größeren Ausstellungen haben bewiesen, daß ein achsial aufgebautes Rückgrat immer die monumentalsten Wirkungen ergibt. Eine Ausstellung, die im rein landschaftlichen Stil — wie so viele Gartengestalter fordern — entwickelt wird, hat sich vorläufig noch nicht als bewährt erwiesen, und so waren auch in der 1. Reichsgartenschau 1936 die das Freigelände durchziehenden großen Achsen die Hauptanziehungspunkte mit ihrem wechselnden Blütenflor. Weiter wurde größter Wert darauf gelegt, daß keine Lücken in der Blütenfolge der Gesamtausstellungsflächen eintrat. Wie oft kann man Ausstellungen sehen, die sich lediglich auf Hauptblütemonate konzentrieren. Diese Blütenlücke drückt sich erfahrungsgemäß sofort in der Besucherzahl aus. Ich möchte hierzu bemerken, daß die Blütenfolge in der 1. Reichsgartenschau trotz aller Fehlschläge in bezug auf Pflanzenlieferung durch die einzelnen Firmen als mustergültig angesprochen werden kann. Die Blütenfolge begann im April mit dem Farbenreichtum der Stiefmütterchen, die in erster Linie die Hauptachsen ausfüllten. Schon etwa 14 Tage später entwickelte sich die im landschaftlichen Charakter gehaltene Tulpenwiese, die in dieser Form bisher in keiner Ausstellung gezeigt werden konnte. Unmittelbar hieran schob sich die einzigartige Farbwirkung der großen Blumenwiese unter den Eichen ein, von der die Farbenaufnahmen jederzeit einen bisher unerreichten Blüteneindruck der blauen Vergißmeinnichte mit den blutroten und gelben Tulpenarten neu vor Augen führen können. Die Tulpenblüte in diesen Vergißmeinnichtwiesen wurde abgelöst von dem leuchtenden Orangegelb des Cheiranthus Allionii und dem blutroten Farbton des Papaver claucum. Anschließend füllten Sommerrittersporne die Lücken bis zum eigentlichen Sommerflor aus, während die große Tulpenwiese von einem reichhaltigen Narzissenflor abgelöst wurde, um hiernach den Frühsommerblumen, die schon im Herbst ausgesät waren, Platz zu machen. Die mehr oder weniger stetig bleibende Blütenschau in den Hauptachsen wurde durch die wechselnden Blütenfarben der erwähnten großen Eichwiese sowie Blumen- und Tulpenwiese vorteilhaft und ausgleichend ergänzt. Desgleichen bildeten die in den Sonderschaugärten gezeigten Gartenmotive reichhaltige Anziehungspunkte. Auf die Gestaltung dieser Sonder-

schaugärten, soweit sie vorher nicht erwähnt wurde, möchte ich hier nicht näher eingehen. Betonen möchte ich nur noch, daß die auf der 1. Reichsgartenschau gezeigten Hausgärten als vorbildlich angesprochen werden können. Lediglich die Architekturen ließen in vielen Fällen zu wünschen übrig. — Eine besondere Anziehungskraft übte auch der rein landschaftlich gestaltete Rhododendronhain auf den Ausstellungsbesucher aus, dessen Einzelpflanzen vorteilhaft zur Geltung kamen. Den Übergang zum eigentlichen Sommerblumenflor bildeten weiterhin der vorzüglich gestaltete und gut wirkende Irisgarten sowie die Rittersporngärten, deren Pflanzenverfassung allerdings nicht den gestellten Wünschen entsprach und die — wie schon erwähnt — 1937 eine bisher unerreichte Wirkung erzielten. Desgleichen erforderten andere Staudenpflanzungen infolge des gelieferten schwächlichen Materials eine Ergänzung durch Sommerblumen. Die Frage der immerblühenden Staudenrabatte ist meiner Ansicht nach stets eine schwierige Aufgabe, doch werden Sommerblumen immer eine geeignete Ergänzung zu den Stauden bilden. Die Sommerblumenbepflanzungen in den Hauptachsen wirkten sich im allgemeinen sehr gut aus. Die Unterschiede in den Pflanzenlieferungen seitens der Ausstellerfirmen konnten durch eigene Bestände der Stadtgartenverwaltung ausgeglichen werden. Gerade diese Massenpflanzungen haben bewiesen, daß das Publikum hauptsächlich durch diese immer wieder angezogen wird. — Die schon erwähnte Tulpenwiese wurde während der Sommermonate als Dahlienwiese ausgebildet, jedoch trat auch hier der Umstand ein, daß einzelne Firmen plötzlich die angemeldeten und verlangten Dahlien nicht lieferten, wodurch ebenfalls auf Ersatz zurückgegriffen werden mußte. Dennoch wirkte die Art der Gruppierung dieser Dahlienblumenwiese überzeugend. Die große Blumenwiese an den Eichen blieb nach wie vor ein Hauptanziehungspunkt der Ausstellung. Sie wurde durch große Blütenteppiche in den verschiedensten Farben gebildet, aus denen — je nach Art und Charakter — immer höhere Blumengruppen in entsprechenden Farben herauswuchsen.

Der Rosengarten war während der Blütezeit ebenfalls ein Hauptanziehungspunkt der Ausstellung, und viele Tausende freuten sich an den wundervollen Knospen und Blüten. Vorteilhaft wirkte sich die Rahmenbildung durch Verwendung von Hochstämmen in verschiedenen Höhen aus.

Den Schluß der Ausstellung bildeten die vielseitigen Herbststaudenpflanzen sowie die Gladiolenblüte, die, in zwei Sätzen ausgepflanzt, bis zum Schluß der Ausstellung ihre reichen, verschiedenartigen Farben zeigten.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß trotz der vielen genannten schwierigen Begleiterscheinungen die 1. Reichsgartenschau 1936 ein geschlossenes Bild der Leistung des deutschen Gartenbaues geben konnte. — Die Besucherzahl von 3½ Millionen möge den Beweis geben von der gewaltigen Anziehungskraft auch dieser Gartenbauausstellung in Dresden.

Die Hallen-Sonderschauen

Hermann Schüttauf, Dresden

Die Hallenschauen für Blumen und Früchte der Reichsausstellungen des deutschen Gartenbaues sind Wettbewerbs-Ausstellungen, auf denen die Leistungen der deutschen Gärtner untereinander verglichen zum Vergleich gestellt werden und auf denen die einzelnen Betriebe des Gartenbaues mit ihren Erzeugnissen in Wettbewerb treten. In diesem Leistungskampf ringen sie um die Palme des Sieges!

Diese eindeutige Zielsetzung der Hallenschauen bedingt eine strenge Ordnung der Aufstellung der Ausstellungsgegenstände und eine klare Gliederung der Räume, in denen Blumen, Pflanzen und Früchte untergebracht sind. Die Zielsetzung bedeutet, daß die einzelnen Einsendungen nach Pflanzenarten zusammengefaßt und darüber hinaus nach Möglichkeit die einzelnen Räume nur mit einer, nach Betrieben getrennten Pflanzenart angefüllt werden. Auf diese Weise kommen wir zu Hallen, in denen beispielsweise nur Azaleen, Cinerarien, Rosen oder Dahlien sich zusammenfinden. In einem solchen mit nur einer Pflanzenart beschickten Raume können mit einem Blick die Einsendungen der einzelnen Betriebe übersehen und ohne große Mühe gewertet werden. Das gilt sowohl für den Preisrichter als auch für den Berufskameraden, der sich über seine eigne Leistung als auch die Leistung der anderen ins Bild setzen will und muß.

Als ich an die Bearbeitung der Aufgabe, die mir mit der Uebertragung der Durchführung der Hallenschauen für Blumen und Früchte gestellt worden war, heranging, war ich mir bewußt, daß dieses Ziel der Reichsausstellungen eine Abkehr von der Art, wie in den letzten Jahren große Hallenschauen gestaltet worden waren, bedingte. Es mußte ein anderer Weg gesucht und gefunden werden als der, den man zum Beispiel auf den letzten beiden großen Berliner Gemeinschaftsschauen gegangen war. Die Imposanz dieser Ausstellungen wollte und konnte ich nicht erreichen. Die Hallenschauen durften nicht mehr sein wollen, als sie es in Wahrheit waren: Erzeugnis-Ausstellungen, keine in Räume übertragene Landschaften oder Gärten. Das Ziel mußte sein, trotz der geschilderten strengen Anordnung der Dinge und trotz der betont sachlichen Aufstellung ansprechende, geschmacklich befriedigende Eindrücke in den Ausstellungsräumen zu erreichen und den Besucher durch entsprechende Raum- und Farbwirkungen zu fesseln. Dieses Ziel forderte oft auch vom Aussteller eine Umstellung und neue Einstellung bei der Zurschaustellung seines Ausstellungsgegenstandes. Er mußte verzichten auf jede Verbrämung seines Ausstellungsstandes mit Mitteln, die ein „schöneres Bild" seiner Erzeugnisse ergeben sollten, die aber in keiner inneren Beziehung zu ihnen standen. Die Hallenschauen haben den Beweis erbracht, daß die Erzeugnisse des Gartenbaues an sich so schön sind, daß sie bei der Aufstellung irgendwelchen Beiwerkes nicht bedürfen, um ihre Wirkung auf den Ausstellungsbesucher auszuüben.

Auch in anderer Hinsicht hatte eine andere Einstellung Platz zu greifen: Die Ausstellungsgegenstände müssen licht und locker aufgestellt werden. Nur auf diese Weise können sie in ihrer natürlichen Schönheit als Individuen wirken. Jede Pflanze und jede Blume muß mit „Luftraum" umgeben sein. Die von einer solchen Aufstellung der Einzelpflanze ausgehende Wirkung überträgt sich nur vorteilhaft auf die Ausstellungsfläche des einzelnen Betriebes und von da wieder auf den ganzen Ausstellungsraum! Für den Aussteller gilt es aber, sich mengenmäßig zu beschränken und jede Zusammenballung zu vermeiden. Ein Weniger bedeutet auch hier oft ein Mehr!

Der Leiter einer Hallenschau innerhalb einer Reichsgartenbau-Ausstellung wird sich darüber im klaren sein müssen, daß er bei seiner Arbeit in erster Linie den Bedürfnissen des produzierenden und züchtenden Gartenbaues Rechnung zu tragen hat und daß er erst in zweiter Linie seinen künstlerischen Eingebungen nachgehen kann. Auf der anderen Seite hat aber auch der Aussteller die Einsicht aufzubringen, nicht seine eignen Wege gehen zu können. Er muß Vertrauen zur Ausstellungsleitung aufbringen, die mit ihren Maßnahmen nur Arbeit zum Besten des Ganzen leisten will. Sonderwünsche müssen zurückgestellt werden, wenn es gilt, einer Gemeinschaftsarbeit zu dienen. Der Aussteller soll sich willig unter die Führung des Gestalters stellen. Wir haben mehr als einmal die mit viel Mühe, aber entgegen unserem Rat aufgestellten Pflanzen eines Betriebes in der Nacht in Abwesenheit des Ausstellers umgestellt, um am nächsten Morgen seine Zufriedenheit über die bessere Wirkung seines Platzes zur Kenntnis nehmen zu können. Warum sich aber erst gegenseitig unnütze Mühen machen und Verdruß bereiten, wenn nun einmal eine Ausstellungsleitung bestellt ist, die alle Dinge in geschmacklicher Hinsicht auf ein wirkungsvolles großes Ganzes auszurichten hat.

Zu verstehen ist der Wunsch des Ausstellers, möglichst Bodenflächen für seine Erzeugnisse zugewiesen zu erhalten. Die Aufsicht ist zweifellos vorteilhaft für die Wirkung des Ausstellungsgegenstandes. Wenn auch künftig die Gestaltung in dieser Richtung weiterzuentwickeln ist, so ist andererseits zu berücksichtigen, daß ein Raum nicht immer nur mit Bodenflächen gestaltet werden kann. Anzustreben ist auch eine möglichst weitgehende Aufgliederung der Ausstellungsflächen, die — seien sie nun Boden- oder Tischflächen — geringe Tiefen aufweisen. Der Ausstellungsbesucher kann bei einer solchen Gliederung Blume und Pflanze aus nächster Nähe betrachten und jeder einzelne Ausstellungsgegenstand bleibt dabei für sich gleichsam Mittelpunkt des ganzen Raumes. Vorteilhaft für die Blume und blühende Pflanze hat sich die farbige Behandlung der Wände und Tische erwiesen. Die Wirkung mancher Blütenfarben kann durch reflektierende komplimentäre Farbtöne gesteigert werden. Allerdings ist hierbei mit Bedacht zu verfahren, damit man nicht Gefahr läuft, die Blumenfarben zu erschlagen.

Wichtig ist auch die Belichtung der Ausstellungsgegenstände. Das Licht soll nach Möglichkeit von der Decke aus einfallen, um abträgliche

Schattenwirkungen zu vermeiden. Wir haben mit Erfolg versucht, Räume so aufzuteilen, daß der Beschauer aus dem Dunkel auf hell-belichtete Ausstellungsflächen sieht und der Blick auf das Wesentliche im Raum, nämlich die Blume und Pflanze, gelenkt wird.

Ich habe darauf hingewiesen, daß bei der räumlichen Gestaltung auf alle die Dinge zu verzichten ist, die nur dazu dienen, „schöne, dekorative Bildwirkungen" zu erzielen, die aber zu den Ausstellungs-gegenständen keine inneren Beziehungen haben. Nicht abzulehnen ist dagegen in solchen Schauen die Verwendung von Plastiken, die an der richtigen Stelle verwendet und maßstäblich gut eingeordnet mit dem Raum, Ausstellungsfläche und Ausstellungsgegenstand gut zusammen-klingen können. Weiterer Bearbeitung bedarf das Thema „Gefäß und Blume". Hier liegen noch Aufgaben vor uns, deren Lösung durch-aus im Interesse unserer edlen, hochgezüchteten Schnittblumen liegt. Raumgestalter, Bindekünstler und Anbauer werden hierbei mit Fleiß zum Nutzen zusammenzuarbeiten haben.

Es ist bisweilen bedauert worden, daß Pflanzenneuheiten nicht als solche bei der Prämiierung bewertet worden sind. Man hat dar-aus schließen wollen, daß in den Reichsausstellungen des deutschen Gartenbaues für Neuheiten kein Platz sei. Dem ist jedoch nicht so: In einiger Zeit werden die Reichsausstellungen und insbesondere die Hallenschauen besondere Abteilungen, die nur mit Neuheiten beschickt sind, aufweisen. Neuheiten allerdings, die vor ihrer Herausstellung in jahrelanger Prüfung durch die zuständigen Stellen sich als Ver-besserungen und Bereicherungen erwiesen haben.

Werden dadurch also mit der Zeit die Hallenschauen eine wert-volle Ergänzung erfahren, so werden andererseits Einschränkungen vorzunehmen sein, als nichtfertige Handelsware nicht zugelassen wird. Hallenschauen für Blumen und Früchte sind keine Messen! Noch in der Entwicklung befindliche Erzeugnisse des Gartenbaues oder noch nicht in Blüte stehende Pflanzen sind auf Ausstellungen, die ja nicht nur von Berufskameraden besucht werden, die sich vielmehr an das Volks-ganze wenden, fehl am Ort. Der Gärtner muß sich also die Frage beantworten, ob er seine Erzeugnisse auf Ausstellungen oder auf eine Gartenbaumesse zu schicken hat.

Möge der Weg, den der Reichsnährstand und die Ausstellungs-leitung in Dresden im Jahre 1936 mit den Hallenschauen für Blumen und Früchte eingeschlagen hat, sich in der Zukunft als richtig erweisen, möge an den Ergebnissen mit Erfolg auf künftigen Reichsausstellungen weitergearbeitet werden und mögen diese Ausstellungen immer sein das den Blick unseres Volkes auf sich ziehende

„Schaufenster des deutschen Gartenbaues!"

Die Lehrschau des Reichsnährstandes

Halle 28 a

Bauer und Gärtner

Die Betreuung des bäuerlichen Menschen im Gartenbau durch den Reichsnährstand

Seit Anbeginn der Entwicklung des Gartenbaues zu einem selbständigen bäuerlichen Arbeitsgebiet hat die damals führende volksfremde Staatsidee in voller Verkennung der lebensgesetzlichen Bindungen von Mensch und Werk den Gartenbau als Werk und den im Gartenbau tätigen bäuerlichen Menschen vom Bauerntum getrennt. Die nationalsozialistische Agrarpolitik hat zum ersten Male in der Agrargeschichte des deutschen Volkes durch Gesetz die nach Herkommen und volkspolitischen Aufgaben zusammengehörenden Menschen zu einer großen Standesgemeinschaft zusammengefaßt. Sie hat den im Gartenbau tätigen bäuerlichen Menschen wieder hineingestellt in die Standes- und Arbeitsgemeinschaft, in die er nach seiner seelischen Wesensart und nach seinem Pflichtenkreis gehört.

Bauer und Gärtner gehören zusammen

Als Brüder des Blutes, als Brüder der Gesittung, als Brüder des Werkes und als Brüder des Standes stehen sie in gleicher Pflicht zum Volke. Nach diesen vier Hauptabschnitten gegliedert, versucht der Ausstellungsabschnitt der Halle 28 dem Besucher die naturgegebenen verbindenden Kräfte zum Bewußtsein zu bringen, die Bauer und Gärtner im Reichsnährstand zu einer unlösbaren Gemeinschaft zusammenbinden.

Brüder des Blutes.

In zwei Dioramen mit symbolischen Darstellungen eingespannt, die das Herkommen von Bauer und Gärtner aus dem gleichen Blute und die gleiche volkspolitische Pflicht darlegen, zeigen zwei dazwischenliegende Tafeln an Hand der Vorfahrenreihe einer Gärtnerfamilie die im Blute gegebene Verbindung von Bauer und Gärtner und die bevölkerungspolitische Bedeutung der im Gartenbau tätigen Menschen als Ausfluß der intensiven Nutzung kleinster Bodenflächen. Eine Darstellung unter dem Titel: „Hüte das Erbe Deiner Väter in Deinem Blute“ richtet einen Mahnruf an den Beschauer zum Schutze dieses Erbes und zur Mehrung des Erbes durch eine ausreichende Kinderzahl.

Brüder der Gesittung.

Die Dioramen dieses Abschnittes zeigen die Bedeutung des Geschlechterwappens als Sinnbild der Arbeit, der Ehre und der unvergänglichen Lebenskraft starker Geschlechter sowie die Familien- und Arbeitsgemeinschaft als Keimzelle artgemäßer Lebenshaltung und Gesittung. Ein Geschlechteraufriß der anhaltischen Gärtnerfamilie Schoch, links des großen Blickfanges, zeigt die Vererbung der künst-

lerischen Gestaltungskraft im Blute dieser Familie mit 19 Gartengestaltern in 6 Geschlechterfolgen. Unter ihnen den Begründer des schönsten Gartens von Europa, des Gartens von Wörlitz. Eine Originalbilderreihe der Gärtnerfamilie Seidel, rechts vom großen Blickfang, mit einer Darstellung der Betriebsentwicklung durch eineinhalb Jahrhunderte richtet an die Träger dieses Blutes und an jeden von uns die Mahnung, im Werk und Wirken treu der Pflicht zu dienen, die uns der Ahn in seinem Blute gab.

Brüder des Werkes.

Die Begrenzungsdioramen dieses Abschnittes zeigen in symbolischen Darstellungen den Einfluß der gleichen Werkarbeit bei Bauer und Gärtner auf die seelische Wesensart dieser Menschen und die Auswirkung dieser Formung auf die Erfüllung der staatspolitischen Aufgaben. In Einzeldarstellungen folgen die Wechselbeziehungen, die sich aus dem Kampf mit den Naturgewalten, aus der züchterischen Arbeit an Tier und Pflanze und den seelischen Triebkräften der in dieser Werkgemeinschaft tätigen Menschen ergeben. Diese so geprägte seelische Wesensart findet in den folgenden Darstellungen ihren Niederschlag in der Treue von Bauer und Gärtner als Betriebsführer und Gefolgsmann zum Boden, zum Berufe und zu althergebrachten, landschaftsgebundenen, bäuerlichen Bauformen.

Brüder des Standes.

Diese durch gleiches Herkommen, durch die Umwelt, durch gleiche Pflichten und gleiche Lebensauffassung so geprägten Menschen *sind nicht nur durch das Reichsnährstandsgesetz, sondern kraft innerer Notwendigkeit im Reichsnährstand zur Standes- und Schicksalsgemeinschaft zusammengeschweißt.* Soweit die Aufgaben des Reichsnährstandes in der Betreuung der im Gartenbau tätigen Menschen nicht bereits in den früheren Abschnitten angedeutet wurden, werden sie in diesem Schlußabschnitt an einigen Beispielen, wie der Betreuung der gärtnerischen Jugend und der Betreuung der gärtnerischen Gefolgschaft, aufgezeigt. Eine Organisationstafel zeigt dem Beschauer den Weg vom Ortsgefolgschaftswart über die Arbeitszellen an den Kreis- und Landesbauernschaften zum Führer der Standesordnung, dem Reichsbauernführer.

Das symbolische Schlußdiorama schlägt die Pflichtenbrücke, die in den vorhergehenden Darstellungen von der Arbeit zum Beruf, vom Beruf zum Stande geschlagen wurde, hinüber zur höchsten Pflicht, der wir alle dienen, der Pflicht von Bauer und Gärtner zum Volk.

Halle 28b Der Reichsbund der Kleingärtner und Kleinsiedler Deutschlands e. V.

bringt in einer Wandschau die volkliche Bedeutung des Kleingartenwesens, die Planung und die fachliche Schulung, ferner zwei Sonderschauen für Vogelschutz und Pflanzenschutz.

Halle 28c Reichsheimstättenamt der DAF. und Deutscher Siedlerbund.

Das Reichsheimstättenamt führt seine Organisation und seine Aufgaben vor.

Der Deutsche Siedlerbund zeigt in einer Wandschau seine Aufgaben und Ziele.

In einem Modell wird eine Mustersiedlerstelle gezeigt.

Halle 28d Schulgruppe des Reichsluftschutzbundes.

Gezeigt wird ein Modell eines Schutzraumes im Garten und ein zweites Modell über Luftschutzmaßnahmen auf dem Lande unter besonderer Berücksichtigung natürlicher und künstlicher Bodenbewachsung.

Darstellung der Tarnungsmöglichkeiten mit schnellwachsenden Pflanzen und die Verwendung des Gartengerätes im zivilen Luftschutz ergänzen die kleine Sonderschau.

Halle 26a und 26b.

„Lehre und Forschung im Gartenbau".

Die in den Hallen 26a und 26b aufgebaute „Sonderschau Lehre und Forschung im Gartenbau" soll sowohl einen Überblick über den Ausbildungsgang des Gärtners, angefangen von der Lehrlings- und Gehilfenzeit, über die verschiedenen Fachschulen bis zum Hochschulstudium, als auch einen Einblick in diejenigen Fragen geben, die die deutsche Gartenbauwissenschaft heute im wesentlichen beschäftigen.

In der Halle 26a ist an der einen Seite eine Karte von Deutschland angebracht, die die Verteilung der Lehr- und Forschungsstätten sowie der Versuchsanstalten des Gartenbaues in bezug auf die Lage der gärtnerisch genutzten Fläche darlegt. Auf der anderen Hallenseite wird eine Übersicht über das Aufgabengebiet des Forschungsdienstes gegeben und die vielseitige Verflechtung der Gartenbauforschung dargestellt.

In der Halle 26b ist die rechte Seite für die Forschung vorgesehen, während die linke Seite das gärtnerische Ausbildungswesen behandelt. Die Abteilung „Lehre" bringt zunächst einen Hinweis auf die Vorbereitung für den Beruf in den Schulgärten. Nach der Auslese des Berufsnachwuchses durch die Arbeitsämter bzw. die Landesbauernschaften beginnt die Lehrzeit im praktischen Betrieb. Daneben läuft gleichzeitig der Besuch einer Berufsschule. Den Abschluß der Lehrzeit bildet die gärtnerische Werkprüfung. Es folgt dann die Gehilfenzeit, in der der junge Gärtner die verschiedenen Betriebszweige kennenlernen soll. Hieran soll sich dann der Besuch einer Gartenbauschule anschließen. Hat der Gärtnergehilfe das 25. Lebensjahr erreicht, so kann er sich der Gartenmeisterprüfung unterziehen. Auch nach dieser Zeit wird der vorwärtsstrebende Gärtner bestrebt sein, sein fachliches Wissen zu erweitern. Hier leisten gemeinsame Betriebsbegehungen und sonstige Schulung gute Dienste. Die höheren Ausbildungsstufen werden durch die höheren Lehranstalten und durch das Universitätsstudium verdeutlicht.

Bei der „Forschung“ konnten bei der Fülle der Arbeitsgebiete nur einige Beispiele herausgegriffen werden, die auch im Rahmen der Erzeugungsschlacht von Bedeutung sind.

1. Ernährung und Düngung.

Es werden hier die physikalischen, chemischen und biologischen Einflüsse auf das Wachstum der gärtnerischen Kulturpflanzen und die Bedeutung des Zusammenwirkens aller Wachstumsfaktoren an drei Darstellungen zum Ausdruck gebracht.

2. Boden und Klima.

Auf das Problem des Pflanzenstandortes wird sowohl bezüglich des Freilandes als auch des Gewächshauses eingegangen. Als Beispiel für das Freiland werden Standortsfragen des Obstbaues, als solches für das Gewächshaus Standortsfragen des Gemüsebaues behandelt.

3. Züchtungs- und Sortenfragen.

Diesem sehr umfangreichen Gebiet sind vier Beispiele entnommen:

a) Maiblumenzüchtung; sie spielt angesichts der Bedeutung der Maiblume als Exportartikel des Zierpflanzenbaues eine wichtige Rolle. Die ausgestellten Bilder geben einen Einblick in die züchterische Arbeit. Neben der Wildform und zwei charakteristischen Kulturformen wird an einem besonders dargestellten Typ das erstrebte Zuchtziel angedeutet.

b) Unterlagenforschung; an Hand einiger Lichtbilder über die geschlechtliche (generative) und die ungeschlechtliche (vegetative) Anzucht der Unterlagen kann hier nur ein Hinweis auf den gegenwärtigen Stand der Unterlagenfrage bei mehrjährigen Gehölzen gegeben werden, da es erst nach jahrzehntelanger Arbeit möglich sein wird, endgültige Ergebnisse zu erzielen.

c) Tomatenzüchtung; auch hier wird durch Darstellung der Wildform, einer Kultursorte und einer neuen Kulturform die bisherige züchterische Entwicklung angedeutet und ein Überblick über die zurzeit noch in Gang befindliche Arbeit gegeben.

d) Sortenregisterarbeit an Spinat; hier wird das Wesen der wissenschaftlichen Methoden für die durch den Reichsnährstand aufgenommenen Sortenregisterarbeiten zum Ausdruck gebracht. Als Beispiel ist der Spinat mit den Sorten Juliana und Universal gewählt.

4. Pflanzenschutz.

Am Beispiel der Kohlfliege kommt zum Ausdruck, daß es zu einer planmäßigen Bekämpfung der gärtnerischen Schädlinge einer eingehenden Mitarbeit der Forschung bedarf; erst die Kenntnis der Lebensweise der Schädlinge und eine sorgfältige Prüfung der Bekämpfungsverfahren gewährleistet sicheren Pflanzenschutz.

5. Verwertung.

Eine der wichtigsten Fragen auf diesem Gebiet ist der planmäßige Kampf gegen den Verderb. Es werden die wissenschaftlichen Grund-

lagen und Probleme für die Vorratswirtschaft, insbesondere für die Erhaltung gartenbaulicher Erzeugnisse, dargestellt und hierzu auch das Kühlhausproblem herangezogen.

Halle 26c.

Der Gartenbau, seine Bücher und Zeitschriften.

Die Gärtnerische Verlagsgesellschaft m. b. H. hat in Halle 26c die Ausstattung einer Lesehalle veranlaßt. In der Lesehalle wird ein Überblick über die alte und neue Literatur des Gartenbaues gegeben. Mancher Besucher der Ausstellung wird erfreut sein, hier nicht nur die neuesten Gartenbücher für den Fachmann und den Gartenfreund zu finden, sondern er wird ebenso wie der Bücherfreund mit großem Interesse die in Vitrinen untergebrachten alten Fachbücher des Gartenbaues betrachten. Gerade dieser Teil der Lesehalle, der schon im Jahre 1926 gelegentlich der Jubiläums-Ausstellung viel bewundert wurde, wird auch in diesem Jahre wieder einen besonderen Anziehungspunkt bilden. Aus allen Büchereien Deutschlands sind die bekanntesten und wertvollsten Gartenbücher vergangener Zeit zusammengetragen worden. Lehrbriefe bekannter deutscher Gärtner aus dem vorigen Jahrhundert zeigen, in welch hoher Blüte der Gartenbau in Deutschland gestanden hat.

Halle 24.

Pflanzenschutz.

Der Pflanzenschutzdienst des Reichsnährstandes bringt in der einen Hälfte der Halle Darstellungen über Bedeutung, Organisation und Erfolge des Pflanzenschutzes. Es wird gezeigt, daß eine Sicherung der Ernährung aus eigener Scholle nur durch Einschaltung eines planmäßigen Pflanzenschutzes zu erzielen ist. Die Führung des Pflanzenschutzdienstes liegt im Verwaltungsamt des Reichsbauernführers. Die Hauptstellen für Pflanzenschutz haben die Aufgabe, durch Aufklärung, Beratung, Versuchstätigkeit usw. für eine umfassende Durchführung des Pflanzenschutzes in den einzelnen Landesbauernschaften Sorge zu tragen. Besonders wichtig ist auch die Pflanzenschutzmittel-Prüfung, und es sei jedem dringend geraten, nur die vom deutschen Pflanzenschutzdienst geprüften und anerkannten Mittel zu verwenden. Die Reichs-Pflanzenbeschau sorgt dafür, daß bei der Ein- und Ausfuhr keine gefährlichen Krankheiten und Schädlinge mit verschleppt werden.

Die zweite Hälfte der Halle zeigt, außer einem Arbeitskalender für die Schädlingsbekämpfung im Obstbau, in Bild und Präparat einige wichtige Krankheiten und Schädlinge im Obst- und Gemüsebau sowie an den Zierpflanzen. Aus der großen Zahl der Schädlinge konnten nur einige wichtige herausgegriffen werden. In allen weiteren Fragen, vor allem auch über andere als hier aufgeführte Schädlinge, wende man sich an die zuständige Hauptstelle für Pflanzenschutz seiner Landesbauernschaft, die jederzeit kostenlos Auskunft erteilt.

Besonders hingewiesen sei noch auf den Kartoffelkäfer, der von Frankreich kommend für Deutschland eine ernste Gefahr zu werden droht.

Halle 20 und 22.

Betriebsberatung im Gartenbau.

Die Reichsgartenschau soll in erster Linie Zeugnis von den Leistungen des deutschen Gartenbaues ablegen. Das geschieht durch die ausgedehnten Pflanzungen der Freilandschau in Verbindung mit den 5 Sonderschauen. Daneben soll der Besucher einen Einblick erhalten in das umfangreiche und vielseitige Aufgabengebiet der Stellen, denen die Betreuung und Führung des Gartenbaues in Deutschland obliegt. In Halle 20 und 22 werden die vordringlichen Fragen aus den nachgenannten Fachgebieten durch Beispiele erläutert.

Das Reichsamt für Wetterdienst zeigt die für den Gartenbau notwendigen Geräte für Wetterbeobachtung und Wetterprognose, bei der die Erkennung von Frostzeiten besonders wichtig ist.

Kompostwirtschaft und Düngerersatz.

Bei der Ernährung der Pflanzen kommt den Handelsdüngern eine große Bedeutung zu; dadurch allein kann aber nicht der Bodenzustand geschaffen werden, der den gärtnerischen Pflanzen die besten Wachstumsbedingungen bietet. Solange Stalldünger in genügenden Mengen zur Verfügung stand, diente er in erster Linie zur Bodenverbesserung. Der Mangel an Stalldünger zwingt dazu, der Kompostwirtschaft mehr Sorgfalt angedeihen zu lassen, worauf durch einige Modelle hingewiesen wird.

Als Ersatz für Stalldünger muß die Torfdungerdeherstellung im eigenen Betriebe mehr Beachtung finden, wozu in bildlichen Darstellungen unter Angabe der entstehenden Kosten Anleitung gegeben wird.

Ohne auf das Gebiet der Schädlingsbekämpfung an dieser Stelle näher einzugehen, wird in diesem Zusammenhang gezeigt, wie sich der Gartenbau durch Bodendesinfektion vor Schaden schützt.

Auf die Bedeutung der Bodenreaktion als einem wichtigen Faktor für das Gedeihen der Pflanzen wird in weiteren Tafeln hingewiesen.

Fachgruppe Blumen- und Zierpflanzenbau.

Wie alle anderen Zweige des Gartenbaues, so hat auch der Blumen- und Zierpflanzenbau die Aufgabe, für die Bedarfsdeckung zu sorgen; denn Blumen sind im deutschen Volke kein Luxus. Besonders wichtig ist die Bedarfsdeckung in den Zeiten gesteigerter Nachfrage. Über diese Tatsache wird der Ausstellungsbesucher durch eine bildliche Darstellung aufgeklärt.

Wo in Deutschland die wichtigsten Blumenanbaugebiete sind, wird auf einer großen Karte Deutschlands gezeigt.

Es handelt sich aber nicht nur darum, den Bedarf an Blumen mengenmäßig zu decken, sondern es muß auch dafür gesorgt werden, daß die Güteerzeugung gefördert wird. Einige große Bilder erläutern, daß richtige Beschränkung der Saatmenge je Flächeneinheit eine wichtige Voraussetzung für die Güteerzeugung ist. An einem Beispiel wird ferner gezeigt, wie durch Sortierungsvorschriften dafür gesorgt werden kann, daß den Käufern der Bezug bestimmter Güteklassen erleichtert wird.

Die Bedarfsdeckung muß zu Preisen erfolgen, die den breitesten Volksschichten den Kauf von Blumen ermöglicht. Es wird deshalb an einem Beispiel die Ermittlung von Gestehungskosten vorgeführt.

Fachleute wie Laien wird es interessieren, daß der Blumen- und Zierpflanzenbau intensivste Bodennutzung durch Pflanzenbau darstellt. Auch die Tatsache, daß der Blumen- und Zierpflanzenbau als Arbeitgeber eine besonders beachtliche Rolle in der Volkswirtschaft einnimmt, wird durch 2 Tafeln erläutert.

Für den Fachmann ist von besonderem Interesse eine Darstellung der Verteilung der Sorten von Chrysanthemum indicum auf die Gebiete der verschiedenen Landesbauernschaften, die erkennen läßt, daß neben einer Anzahl allgemein anerkannter Sorten noch zuviel sogenannte Lokalsorten geführt werden.

Fachgruppe Obstbau.

Im Obstbau ist (im Rahmen der Erzeugungsschlacht) neben der gütemäßigen Steigerung der Erträge auch eine mengenmäßige Steigerung notwendig. Bei Obstneupflanzungen — gleich welcher Art — werden jedoch nur zu oft eine ganze Reihe von Fehlern begangen. Um in Zukunft wenigstens die gröbsten Fehler bei Obstneupflanzungen weitgehendst auszumerzen, werden im Bild als Beispiel und Gegenbeispiel falsche und richtige Obstbaumpflanzungen im bäuerlichen, Plantagen- und Straßenobstbau gezeigt. Weitere Tafeln klären über das Pflanzen eines Obstbaumes, den Kronenerziehungsschnitt, das Vereinzeln des Fruchtbehanges, die Obsternte und die Obstlagerung auf. Auf einer großen Karte von Deutschland wird durch verschiedene Farbtönungen die Intensität des Obstbaus in Deutschlands Gauen dem Beschauer vor Augen geführt. An einem Modell wird die einheitliche Bepflanzung mit Kirschbäumen eines etwa 10 ha großen Geländes, aus 230 Grundstücken bestehend und 85 Besitzern gehörend, gezeigt. Ein weiteres Modell zeigt, wie ein Obstlagerhaus im Erzeugergebiet eingerichtet werden sollte. An wirklichen Bäumen mit einem Kronendurchmesser von einigen Metern wird das Auslichten und Verjüngen älterer Baumkronen veranschaulicht, indem eine Hälfte des Baumes unbehandelt blieb, während die andere Hälfte vorschriftsmäßig ausgelichtet bzw. zurückgenommen wurde.

Fachgruppe Baumschulen.

Das Fachgebiet Baumschulen des Reichsnährstandes stellt in seiner Schau, dargestellt in einer Jahresernte an pflanzfertigen Baumschulerzeugnissen, die gesicherte Bedarfsdeckung dar, ferner ist

die umfangreiche Arbeit des Reichsnährstandes zur Förderung der Anzucht und Lieferung von Qualitätsware von Obstbäumen und sonstigen Nutz- und Ziergehölzen veranschaulicht. Diese Maßnahmen sind ein sehr wirksamer Verbraucherschutz, der jedem Käufer von Baumschulpflanzen zur Verfügung steht, sofern er die gegebenen Ratschläge befolgt, nur in markenfähigen Baumschulen zu kaufen und überall, wo er Baumschulpflanzen verkäuflich findet, nur Markenware, kenntlich am Markenetikett des Reichsnährstandes für Baumschulerzeugnisse, zu verlangen und zu kaufen.

Wendet sich diese Schau in der Hauptsache an die Verbraucher von Baumschulpflanzen, so steht für den Baumschulfachmann im Freigelände noch eine Lehrschau zur Unterlagenfrage zur Verfügung, die ihm eine sehr wertvolle, bisher noch nicht gezeigte Übersicht über diese wichtige Grundlage der Obstbaumanzucht und des Obstbaues darbietet.

Fachgruppe Gemüsebau.

Die Erzeugungsschlacht im Gemüsebau ist auf Qualitätssteigerung abgestellt. Alle Beispiele von Kulturenfolgen, die bildlich gezeigt sind, wollen keine Ausweitung, sondern eine zweckmäßige Verteilung des Anbaues und eine Leistungssteigerung je Flächeneinheit anregen. Die Darstellung soll dazu dienen, den Verbrauch der jeweilig am Markt vorherrschenden Gemüse zu fördern.

Eine Landkarte von Deutschland zeigt in anschaulicher Weise die Hauptanbaugebiete von Spargel, Kopfkohlen, Gurken, Tomaten, Zwiebeln, Meerrettich, Pflückerbsen und Bohnen. Von den einzelnen Hauptanbaugebieten, vornehmlich angebauten Gemüsearten, sind die Anbauflächen in Hektar angegeben, woraus auf die Bedeutung dieser Gebiete geschlossen werden kann.

Die Saatgut-Tabelle vermittelt eine klare Erkenntnis aller beim Saatguteinkauf zu beachtenden Momente. Die Reinheits- und Keimfähigkeitszahlen sind die für die Saatenanerkennung festgesetzten Mindestforderungen. Angaben der Kornzahl je Gramm erleichtern die Übersicht der für den Anbau in Frage kommenden Mengen.

Auf einem Mitteltisch ist das Wesen der Samenprüfung veranschaulicht. Die ausgestellten Untersuchungsapparate und Saatgutproben geben einen Überblick über dieses in der Praxis noch wenig bekannte Gebiet.

Fachgruppe Samenbau.

In enger Verbindung mit der Fachgruppe Samenbau des Reichsnährstandes veranschaulicht der Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter sein Arbeitsgebiet.

Um den Wert der Züchtung und die damit verbundene Arbeit sowie die volkswirtschaftliche Bedeutung klar herauszustellen, gewähren verschiedene Züchter einen kleinen Einblick in ihre Zuchtstätten. Es kam nur solches Material zur Ausstellung, das individuelle Zuchtarbeit und exakte Handhabung des deutschen Samenbaues erkennen läßt.

Es ist ein sehr beachtenswertes Moment, daß im Gegensatz zu früheren Ausstellungen auf der Reichsgartenschau zum ersten Male der gärtnerischen Praxis sowie dem Laien eine Kenntnis von der gartenbaulichen Pflanzenzüchtung und vom Samenbau vermittelt wird, da doch gerade der Samenbau einen sehr beachtlichen und immer noch zu wenig erkannten wirtschaftlichen Faktor des deutschen Gartenbaues darstellt.

Rings in der Halle sind an den Wänden große, bunte Tafeln angebracht, die in sehr leichtverständlicher und anschaulicher Weise in groben Zügen das Wesen des Samenbaues demonstrieren.

Eine tiefe Erkenntnis der Materie gewinnt der Beschauer, wenn er sich mit den einzelnen Darstellungen und Gegenständen beschäftigt, die auf den Tischen ausgestellt sind. In natürlichen Abbildungen und Photographien werden vorbildliche Formen und Typen verschiedener Gemüsearten und -sorten gezeigt, die aus deutschen Zuchten hervorgegangen sind und allen Anforderungen bezüglich Güte und Qualität gerecht werden. Welche Ausdauer, Erkenntnis der vererbungswissenschaftlichen Vorgänge, Kosten und Mühen nötig sind, um dieses Ziel der Gütesteigerung zu erreichen, veranschaulichen sehr gut die einzelnen Stammbäume, die Präparate und die bildlich dargestellten Vorgänge der Züchtung und Auslese.

Äußerst lehrreich ist auch die tabellarische Darstellung „Vererbung der Brennfleckenimmunität bei Buschbohnen".

Eine Sammlung von Samen zeigt dem Beschauer die vielseitigen Formen. Besondere Beachtung verdienen die Reichssorten bei Buschbohnen und Spinat. Hier kann man sich bei einiger Übung sehr leicht die Typen der trockenen Bohnen und des Spinatsamens einprägen, was insofern sehr wesentlich ist, als ab August 1937 nur noch diese Sorten auf dem deutschen Markt gehandelt werden dürfen.

Daß es mit der Züchtung, dem Anbau und der Ernte allein noch nicht getan ist, wird jedem klar, der die Einrichtungen betrachtet, mit denen die Samen auf ihre Güte, Reinheit und Keimfähigkeit untersucht werden.

Halle 18a Die Hilfseinrichtungen des berufsständischen Gartenbaues.

In Halle 18a hat die auf privater Initiative und durch Gesetz aufgebaute Selbsthilfeeinrichtung des deutschen Gartenbaues einen Ausschnitt aus ihrem umfassenden Arbeitsgebiet dargestellt.

Die „Gartenbau- und Friedhof-Berufsgenossenschaft", die als gesetzliche Unfallversicherung für den Gartenbau gerade in diesen Tagen über das ganze Reich zuständig wurde, da Sachsen, Bayern, Hessen und andere Länder dem Zuständigkeitsbereich bisher noch nicht unterstanden, gibt eine anschauliche Darstellung der vielfachen Unfälle im Gartenbau und deren Verhütung. Die der Berufsgenossenschaft angeschlossene Haftversicherungs-Anstalt ist ebenfalls vertreten.

Die „Gärtnerkrankenkasse, Ersatzkasse, Hamburg", bringt in ihren umfangreichen Darstellungen ein sehr anschauliches Bild von ihrer Arbeit für den deutschen Gärtner.

Wir sehen bei dem Stand der „Deutschen Gartenbau-Kredit-A.-G.", wie sich mit Hilfe dieses Institutes der Geldverkehr innerhalb des Gartenbaues abspielt, wie dieses Institut die umfangreichen Betriebsarbeiten finanziert, erkennen somit die Stärkung des Gartenbaues in den letzten Jahren der begonnenen kräftigen Aufwärtsentwicklung.

Die mit dieser Bank in Verbindung stehende „Buchstelle des Reichsverbandes des deutschen Gartenbaues G. m. b. H." zeigt nicht nur ihre Aufgaben für den einzelnen Betriebsinhaber, sondern bringt auch wertvolle Darstellungen des umfassenden Materials über die Stellung des Gartenbaues in der Volkswirtschaft und über die betriebswirtschaftliche Struktur der Gartenbaubetriebe.

Die „Deutsche Hagel-Versicherungsgesellschaft a. G. für Gärtnereien usw.", die vor nunmehr 90 Jahren als Gefahrengemeinschaft des deutschen Gartenbaues gegründet wurde, zeigt die Auswirkung schwerer Hagelschäden auf Betriebe und Kulturen und den zahlenmäßigen Umfang der seitens dieser Gesellschaft in den letzten 10 Jahren geleisteten Hilfe.

Mancher Berufsangehörige wird bei der Betrachtung dieses Materials überrascht sein über die außerordentlich große Auswirkungsmöglichkeit dieser berufsständischen Selbsthilfeeinrichtungen.

Halle 18.

Der Markt für Obst- und Gartenbauerzeugnisse.

Vom Erzeuger zum Verbraucher.

In der Reihe der Lehrschauen des Reichsnährstandes wird dem Besucher der 1. Reichsgartenschau vor allen Dingen auch die Lehrschau interessieren, die das Marktgeschehen auf dem Gebiete der Obst- und Gartenbauwirtschaft unter der Führung des Reichsnährstandes behandelt. Der Reichsnährstand hat in der Hauptvereinigung der deutschen Gartenbauwirtschaft sämtliche Glieder und Gliederungen des Gartenbaues, und zwar nicht nur den Erzeuger, sondern auch die be- und verarbeitenden Betriebe sowie den einschlägigen Handel zu gemeinschaftlicher Arbeit zusammengeschlossen. Im Rahmen einer solchen Lehrschau ist es natürlich nicht möglich, das gesamte Arbeitsgebiet erschöpfend zu behandeln. Es werden daher einige allgemein interessierende Gesichtspunkte herausgegriffen.

Die Schwierigkeit bei der Versorgung des deutschen Volkes mit Gartenbauerzeugnissen liegt darin, daß einer außerordentlich hohen Erntespitze während weniger Monate im Jahre ein sehr gleichmäßiger Durchschnittsverbrauch gegenübersteht. Die Hauptaufgabe der verantwortlichen leitenden Stellen besteht nun darin, diese Erntespitzen irgendwie aufzufangen und aufzubewahren, um sie später dem Verbrauch zu Zeiten des Bedarfes zuzuführen. Die bestmögliche

Lösung dieser Aufgabe ist die beste Grundlage für eine gefestigte und damit gerechte Preisgestaltung.

Da Deutschland auf diesem Gebiete heute noch auf zusätzliche Einfuhr angewiesen ist, gehen die Bemühungen des Reichsnährstandes dahin, nicht nur die Erzeugung zu steigern, sondern auch die vorhandenen Erzeugnisse bestmöglich zu verwerten, auf schnellstem Wege dem Verbraucher zuzuführen und die leicht verderblichen Erzeugnisse vor dem Verderb zu schützen. Vorratswirtschaft und „Kampf dem Verderb" sind daher die Hauptgesichtspunkte dieser Lehrschau.

In einem künstlerisch ausgezeichneten Großdiorama wird gezeigt, wie dies durch gute Ernte, gute Verpackung, schnellen Transport, erstklassige Lagerung und durch Kühlhaltung erreicht wird. Das Großdiorama trägt die Überschrift „Vom Erzeuger zum Verbraucher". Im Verlaufe dieser Lehrschau sind drei Phasen dieses Ablaufes herausgegriffen und noch einmal besonders behandelt. Das eine ist die gute Verpackung, Lagerung und Zurschaustellung in einem besonders dafür aufgebauten Obst- und Gemüsegeschäft; das zweite: die Aufbewahrung und Verwertung von Obst und Gemüse im Haushalt; und drittens: die Verwertung und Erhaltung der Erzeugnisse durch die Deutsche Obst- und Gemüseverwertungs-Industrie. Zu dem letzten Punkt wird in eindrucksvollen Zahlen gezeigt, wie das Verwertungsgewerbe seiner volkswirtschaftlichen Aufgabe, nämlich bestmögliche Verwertung und Erhaltung deutscher Erzeugnisse, im Interesse der deutschen Volksernährung gerecht wird.

Halle 19 Mitte.

Die technische Lehrschau.

Die Studiengesellschaft für Technik im Gartenbau ist vom Reichsnährstand mit der Wahrnehmung aller technischen Angelegenheiten im Gartenbau beauftragt worden, denn auch unser Beruf ist ohne technische Hilfsmittel heute nicht mehr denkbar.

Die Durchführung dieses Auftrages geschieht durch Beratung der Betriebsinhaber in allen technischen Fragen, Durcharbeitung von Projekten, Ausfertigung von Gutachten bei Schwierigkeiten in technischen Fragen und den Bezugsquellen-Nachweis für alle technischen Bedarfsgegenstände. Darüber hinaus ist die Studiengesellschaft bemüht, durch Erforschung von Betriebsnotwendigkeiten, Maschinen und Geräten aus anderen Berufsgruppen für den Gartenbau verwendbar zu machen bzw. neue Geräte einzuführen, die eine wesentliche Betriebserleichterung darstellen können. Die von Industrie und Handel angebotenen Erzeugnisse werden durch die Studiengesellschaft auf ihre Eignung für die verschiedenen Berufszweige des Gartenbaues geprüft, um festzustellen, ob sie bei Dauerbenutzung die empfohlenen Eigenschaften besitzen und die Leistungen vollbringen können.

Im Mittelteil der Halle 19 zeigt die Studiengesellschaft in großen Zügen die Entwicklung der verschiedenen technischen Betriebseinrich-

tungen des Gartenbaues, die Vorteile, die der Gärtner aus der Benutzung von Maschinen ziehen kann und die hauptsächlichsten für die einzelnen Berufszweige heute auf dem Markt in Frage kommenden Maschinen und Geräte. Durch Zusammenfassung der einzelnen Werte und die Darstellung in Werten für die einzelnen Betriebszweige des Gartenbaues versucht die Studiengesellschaft ferner, den Berufskameraden einen Eindruck zu vermitteln, in welchem Umfange der Gartenbau Benutzer von Industrie-Erzeugnissen ist, und welche Werte jeder einzelne Betrieb investieren muß, um zeitgemäß arbeiten zu können.

In der Mitte des Raumes zeigt ein 5 × 5 m großes Modell vier gärtnerische Berufszweige mit ihrem Kapitalaufwand für Maschinen, Geräte und Gewächshausbauten. Die mittlere Säule stellt den Gesamtkapitalaufwand der vier gezeigten Berufszweige dar; die kleineren Säulen den Anteil aus der Hauptsäule für die einzelnen Berufsgruppen. Die Modelle zeigen Musterbetriebe, und zwar Gewächshaus-Kulturen, Baumschulen, Obst- und Gemüsebau und Gartengestaltung, in denen die hauptsächlichsten Geräte, Maschinen und Betriebseinrichtungen gezeigt werden, die für die betreffenden Betriebszweige in Frage kommen. Um möglichst alle technischen Feinheiten der kleinen Modelle zu zeigen, sind alle Geräte und Maschinen in etwas vergrößertem Maßstabe dargestellt. Die in den Modellen gezeigten Maschinen und Geräte werden durch Tafeln, die an den Wänden angebracht sind, zahlenmäßig ergänzt; so werden z. B. an der Seite, dem Haupteingang gegenüber, Vergleiche zwischen Hand-, Gespann- und Maschinenarbeit dargestellt, um sinnfällig zu zeigen, in welchem Umfange die Maschinenarbeit Handarbeit erleichtern oder verbilligen kann. Diese Vergleiche sind bei Bodenbearbeitungsmaschinen, Schädlingsbekämpfungsgeräten, Düngungsgeräten und Bewässerungsgeräten durchgeführt worden. Auf dieser Seite der Halle ist in der Mitte die Arbeitsstundenzahl, die die Studiengesellschaft kostenlos für den Beruf leistet, unterteilt auf die einzelnen Arbeitsgebiete, darstellt. Aus dieser Darstellung ist ersichtlich, bei welchen technischen Maßnahmen im Beruf noch weitere Aufklärung notwendig ist bzw. in welchem Umfange Interesse für Betriebsverbesserungen besteht. — Die Wände rechts und links der Modelle bringen Erläuterungen auf den Arbeitsgebieten des Gewächshausbaues und der Frühbeet-Verwendung, der Heizkessel und Brennstoffbenutzung. Die Darstellungen sind durch typische bildliche Begebenheiten aus der Praxis besonders gekennzeichnet, damit der Beschauer nicht nur statistische Angaben oder Wertzahlen zu lesen braucht. — Die Wände am Haupteingang zu dieser Halle enthalten Darstellungen über die Lagerflächen für Frischerzeugnisse des Gartenbaues, Verpackung und weitere Einzelheiten über die Maschinengruppe Rasenmäher und die Einrichtung von Frühbeeten.

Die Studiengesellschaft will den Berufskameraden zeigen, um welche Betriebswerte es sich im Gartenbau handelt; das Gezeigte soll Anregung geben, diese Werte wirtschaftlich zu benutzen und sparsam zu beschaffen und anregen, in den einzelnen Betrieben Verbesserungen durchzuführen, um den Betrieb leistungsfähig zu erhalten.

Ausstellerschutz

Prof. Dr. Ebert, Berlin

Die Tatsache, daß die vom Reichsnährstand gemeinsam mit den Städten durchzuführenden Reichsausstellungen des deutschen Gartenbaues berufliche Leistungswettbewerbe sein sollen, an denen sich möglichst viele, aber auch kleinere Betriebe beteiligen sollen, zwang dazu, die Ausstellungslasten möglichst weitgehend dem Aussteller zu nehmen. Die unverkennbare Ausstellungsmüdigkeit lag darin begründet, daß frühere große Ausstellungen von den Ausstellern außerordentliche Opfer gefordert hatten, die namentlich für Betriebe, die noch unter den Nachwehen der großen Wirtschaftskrise der Systemzeit litten, nicht mehr tragbar waren. Andererseits stand es mit einem Leistungswettbewerb nicht im Einklang, wenn etwa die gesamten zur Ausstellung gelangenden Erzeugnisse von der Ausstellungsleitung käuflich erworben wären, wobei es freilich offen bleiben kann, inwieweit die jeweilige Stadtgartenverwaltung die angelieferten Pflanzenbestände nach Schluß der Ausstellung zu übernehmen und so auch den Aussteller voll zu befriedigen vermag.

Auch hier gelang es dem Reichsnährstand, einen Weg zu finden, der einmal den gerechten Wünschen der Aussteller weitgehend entgegenkam, andererseits für den Etat der Ausstellung tragbar blieb. Die erste Entlastung erfolgte dadurch, daß die Ausstellungsleitung alle Kosten für Fracht sowie An- und Abtransport am Ausstellungsort übernahm und dazu die Pflanzung bzw. Aufstellung, ohne daß den ausstellenden Gärtnern (außer bei der Pflanzenmesse) Platzmiete berechnet wurde. Darüber hinaus aber wurde ein Vergütungsschema entwickelt, das den Ausstellern auch zum größten Teil die Schäden ersetzte, die das Ausstellungsgut während der Ausstellung erlitt.

Ein Wettbewerb bedingt, daß der Aussteller auch seinerseits insofern Opfer bringt, als er auf den Gewinn verzichtet, der bei einem Verkauf der Pflanzen ihm zugefallen wäre. Aus diesem Grunde mußte in Form des „Ausstellungszeitwertes" ein Ausgangsmaßstab gefunden werden, der etwa dem Erzeugergestehungspreis nahe kommt. Die praktische Erfahrung hat gelehrt, daß dieser „Ausstellungszeitwert" etwa um 30 vH unter dem Wiederverkäuferpreis liegt. Es war mithin Aufgabe der aus führenden Praktikern bestehenden Bewertungskommission, zunächst für jede Anlieferung den Wiederverkaufswert und daraus ableitend den „Ausstellungszeitwert" festzustellen. Daran schloß sich am Ende der Ausstellung die Feststellung des Verlustes, der bei manchen Pflanzen (z. B. Cinerarien) 100prozentig sein konnte, während bei anderen (z. B. Azaleen) nur eine Kulturperiode verloren ging, um sie wieder voll verkaufsfähig zu erhalten, so daß hier etwa nur 50 vH an Verlust anzusetzen waren.

Damit war die Grundzahl gefunden, und es blieb nun zu prüfen, ob die Beteiligung des Ausstellers nur aus Standesbewußtsein erfolgte, denn in diesem Fall hatte die Vergütung in voller Höhe der

errechneten Grundzahl zu erfolgen, oder ob für ihn eine nützliche Firmenwerbung mit der Ausstellung verbunden war. Für die sich hieraus ergebenden weiteren Abschläge von der Grundzahl war zu berücksichtigen, wie hoch das Werbungsinteresse lag, das selbstverständlich bei einer großen Versandfirma anders ist als bei einem kleineren Züchterbetrieb, der nur für seine Spezialität warb.

Schwierigkeiten boten zunächst Schaupflanzen, auf die eine Ausstellungsleitung nicht verzichten kann, die im Gegenteil nach den Wünschen des Reichsnährstandes in Zukunft noch mehr gezeigt werden sollen. Für sie ist es kaum möglich, einen normalen Wiederverkäuferpreis festzustellen, sie haben Liebhaberwerte. Doch auch diese Schwierigkeiten ließen sich überwinden, indem Maßstäbe gesucht und gefunden wurden, die dem Aussteller eine angemessene Vergütung brachten für die Pflege, die ihm aus der Erhaltung solcher Schaupflanzen entstehen. Bei Azaleen z. B. ergab sich der Kronendurchmesser als geeigneter Maßstab, nach dem je Zentimeter ein Satz von RM 0,10 als Vergütung gewährt werden konnte.

Es kann erfreulicherweise festgestellt werden, daß sich dieser neue Weg des Ausstellerschutzes, wie er erstmalig in Dresden erarbeitet wurde, bewährt hat dank der gewissenhaften Arbeit der Männer, die sich für eine so schwierige Arbeit zur Verfügung stellten, bei der es galt, die berechtigten Interessen der Aussteller und der Ausstellungsleitung in Einklang zu bringen.

Die Durchführung der Wettbewerbprüfungen

Prof. Dr. Ebert, Berlin

Jeder mit Auszeichnungen ausgestattete Wettbewerb bei Gartenbauausstellungen bringt infolge der ungeheuren Vielgestaltigkeit der Gartenbauerzeugnisse große Schwierigkeiten für eine gerechte Entscheidung mit sich. Sie wurden in Dresden dadurch erleichtert, daß eine Prämiierung von Neuheiten nicht in Frage kommen konnte, seitdem das Neuheitenwesen einer Neuordnung durch den Reichsnährstand in Verbindung mit dem Reichsverband der gartenbaulichen Pflanzenzüchter unterzogen wird. Der Leistungswettbewerb galt mithin nur der Kulturleistung unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit des Ausstellerbetriebes. Es kam mithin nicht darauf an, wie der Aufbau der Pflanzen in der Gesamtschau erfolgte, denn die Preisrichter hatten die Pflanze als solche und den Umfang des Sortiments, gemessen an der Eigenart des Ausstellerbetriebes, in einen Vergleich zum durchschnittlichen allgemeinen Leistungsstand des deutschen Gartenbaues zu bringen. Diese Grundlage machte es möglich, auch von dem üblichen Punktiersystem abzugehen und die Prüfung schon während der Aufstellungszeit durchzuführen. Vorbedingung mußte allein sein, Preisrichter zu gewinnen, die unabhängig vom Wettbewerb selbst als gute Pflanzenkenner und Kultivateure anerkannt sind und aus ihrer Tätigkeit einen Überblick über die Leistungsfähigkeit des deutschen Gartenbaues besitzen. Solche Männer standen von den Lehr- und Versuchsanstalten des Gartenbaues her zur Verfügung. Nur so ist es verständlich, daß das Bewertungsergebnis nur eine völlig verschwindende Zahl von Einsprüchen nach sich zog und der hier neu beschrittene Weg im Grundsatz Anerkennung fand.

Als Preisrichter wirkten mit:

Dr. Böhnert, Oranienburg
Fritz Encke, Frankfurt am Main
J. Keller, Friesdorf
R. Maatsch, Berlin-Dahlem
Max Mann, Geisenheim
H. K. Möhring, Friesdorf
Max Marggraf, Geisenheim am Rhein
Otto Sander, Hohenheim
Alexander Steffen, Erfurt
Karl Weinhausen, Berlin.

Das neue Bewertungsverfahren konnte ohne Schwierigkeiten bei den Hallenschauen durchgeführt werden, während die Durchführung in der Freilandschau noch nicht befriedigen konnte. Die Ursache liegt darin, daß die Pflanzen der Hallenschauen unmittelbar aus der Werkstatt des Gärtners kommen, während die Freilandpflanzen zur Zeit

der Ausstellung selbst einem von der Anzuchtstätte fremden Boden und fremder Pflege anvertraut werden. Es wird mithin hier künftig eine Abwandlung erfolgen, indem das Ausstellungsgut bereits bei der Anlieferung erstmalig zu bewerten ist, dem eine abschließende Bewertung während der Ausstellung folgt, um Sortenechtheit und Sortimentsreichtum mit einbeziehen zu können.

Ungelöst blieb noch das Problem einer Prämiierung bei Gemüse und Obst, und das besonders im Hinblick auf die starke Sorteneinschränkung, die für beide im Erwerbsanbau Ziel des Reichsnährstandes ist.

P r e i s e :

1. Eine besondere Auszeichnung für den Gartenbau brachte der neugeschaffene, als höchste Auszeichnung nur auf den vom Reichsnährstand veranstalteten Reichsausstellungen des deutschen Gartenbaues zu verleihende „E h r e n p r e i s d e s



R e i c h s - u n d P r e u ß. M i n i s t e r s f ü r E r n ä h r u n g u n d L a n d w i r t s c h a f t“. Er ist zu vergeben für die beste Gesamtleistung während der Ausstellung unter Berücksichtigung des Umfanges der Beteiligung an den Sonderschauen.



2. Die große silberne Preismünze des Reichs- und Preuß. Ministers für Ernährung und Landwirtschaft stand für die zweite Bestleistung zur Verfügung und konnte für die Freilandschau zum Ansatz gelangen.



3. Goldene, silberne und bronzene Preismünzen des Reichsnährstandes standen in reicher Zahl zur Verfügung, um die Leistungen bei den verschiedensten Pflanzenarten berücksichtigen zu können.

4. Geldpreise der Ausstellungsleitung standen als Zusatzpreise für I. Preise in jeweiliger Höhe von RM 100,—, RM 50,— und RM 25,— nur in geringem Umfang zur Verfügung. Sie konnten nur dort zur Verteilung kommen, wo bei gleicher Pflanzenart zwar mehrere Aussteller I. Preise errangen, sich einzelne aber doch noch in dieser Gruppe besonders hervorhoben.

Die Preisträger der 1. Reichsgartenschau Dresden 1936

1. Ehrenpreis des Reichs- und Preußischen Ministers für Ernährung und Landwirtschaft:

Paul Robert Hofmann, Dresden-A. 19, Geisingstr. 29.

2. Große silberne Staats-Ehrenpreismünze:

M. H. Lange, Pirnaer Baumschulen, Pirna a. d. E.

3. Ehrenpreise des Reichsnährstandes:

Namen und Wohnungen der Preisträger	1. Preis	2. Preis	3. Preis
Adam, C. S., Dresden-A., Frauenstr. 14	.	1	.
Alms, Wilhelm, Frankfurt (M.)-Oberrad	1	1	.
Ambrosius, Reinh., Weinböhla (Sa.)	.	1	.
Ander, Herm., Seifhennersdorf	.	2	1
Arends, Georg, Ronsdorf-Wuppertal	2	.	
Arnold, O., Hartmannsdorf bei Leipzig	.	.	1
Auerbach, Martin, Enthra bei Leipzig	1	.	1
Barth, Georg, Mainz-Zahlbach	.	1	.
Bartsch, O. u. G., Dresden-A. 1, Prager Str. 6	1	.	.
Benary, Ernst, Erfurt	4	2	.
Benke, Willy, Dresden-Gohlis	.	1	1
Haus Berglinden, Naumburg (S.)	.	1	.
Besser, Richard, Halberstadt	1	1	.
Beyer, Alfred, Leipzig-Böhlen	.	.	1
Beyer, R., Dohna über Dresden	.	.	1
Biedermann, Arthur, Dresden-A. 47, Am Galgenberg 60	.	1	.
Birnbaum, Kurt, Dessau (Anhalt)	.	1	.
Böhlje, G. D., Westerstede (O.)	1	.	.
Böhme, Ad., Dresden-Tolkewitz	1	.	1
Bruns, Adolf, Wesermünde	.	1	.
Bruns, Joh., Oldenburger Baumschulen, Bad Zwischenahn	.	1	.
Buchner, Alfred, Radebeul-Dresden, Nizzastr. 45			1
Bürger, Fr., Stein bei Chemnitz	.	1	.
Däbritz, O., Hartmannsdorf bei Leipzig	.	.	1
Deegen, Max, Bad Köstritz (Thüringen)	.	.	1
Dehne, Fr. Otto, Chemnitz (Sa.), Zschopauer Str. 212	2	.	.
Diener, A., & Sohn, Schülp bei Wesselburen	.	3	.
Dietrich, W., Weinböhla (S.)	1	.	.
Gebr. Dippe A.-G., Quedlinburg (H.)	2	1	.
Dlabka, Joh., Berlin-Zehlendorf	.	1	.
Döhler, Johanna, Dresden-N. 23, Konkadienstr. 38	.	1	.
Dohrmann, Rud., Cröbern	1	1	.
Dorn, Werner, Aachen-Steinbrück	1	.	.
Drewitz, E., Coswig (Sa.)	.	.	1
Duckstein, Robert, Dresden-A. 28, Kesselsdorfer Str.	.	.	1
v. Ehren, Lorenz, Altona-Nienstedten	.	1	.
Elsner, Wilh., Dresden-Tolkewitz	1	3	.
Engelhardt, Kurt, Dresden-Leuben	1	1	.
Engler, Fr., Miltitz bei Leipzig	.	.	1
Entrup, Th., Legden (Westf.)	.	.	1

Namen und Wohnungen der Preisträger	1. Preis	2. Preis	3. Preis
Evert, Friedr., Gehlsdorf-Rostock	.	2	.
Fachschaft Samenbau, Erfurt	.	1	.
Faßbender, Hermann, Berlin-Niederschönhausen, Blankenburger Str. 52/58	.	1	.
Feldmann, Wilh., Bielefeld-Schildesche	.	2	.
Fichtner, Adolf, Meißen	2	1	1
Fiebig, Oskar, Weinböhla (Sa.)	.	.	1
Fischer, O., Glauchau (Sa.)	.	.	1
Foerster, Karl, Bornim über Potsdam		3	.
Friccius, Gust., Rödemis-Husum	1	.	.
Friebe, Rich., Leipzig-Knautkleeberg	.	.	1
Fromhold, E., & Co., Naumburg (S.)	1	1	.
Füssel, Fritz, Dresden-A. 45, Pirnaer Landstr. 116	.	1	
Füssel, O., Dresden-A. 45, Königsallee 22	.	.	1
Gabriel, Paul, Breslau-Hünern	1	1	.
Gäbler, Oswald, Dresden-A. 28, Grenzstraße 15	.	.	2
Gappisch, Albert, Meißen, Nossener Str. 26	1	.	.
Gaschütz, Ernst, Dresden-A. 19, Boosbergstr. 29 b	.	1	.
Gensler, A. J., Berlin-Niederschönhausen, Landsberger Chaussee 68	1	.	.
Geyer, Felix, Dresden-A. 1, Altmarkt	1		.
Gierth, Herm., Berlin-Zehlendorf, Elsestr. 1	1	1	.
Glaser, Karl, Holzhausen bei Leipzig	1	.	1
Graetz, Berthold, Köln-Bocklemünd	1	.	
Graetz, Hugo, Köln-Lindenthal	.	1	.
Grau, Fritz, Gardelegen	.	1	.
Grille Söhne, Adolf, Berlin-Weißensee, Parkstraße	1	1	1
Gropp, Rittergutsgärtnerei, Klein-Opitz b. Tharandt	.	.	1
Große, Georg, Wurzen (Sa.)	.	2	1
Guericke, Victor, Oschatz (Sa.)	2	1	.
Haage jun., Friedrich, Adolf, Erfurt	1	.	.
Hache, Arthur, Dresden-A. 24, Werder Str. 22	.	.	1
Hauber, Paul, Dresden-Tolkewitz, Kipsdorfer Straße	.	2	.
Heck, Fr., Lippstadt (Westf.)	1	.	1
Heckmann, A., Dresden-A. 39	.	1	.
Heerklotz, Dr., Dresden-N. 6, Großenhainer Str. 123	1	.	.
Heidenreich sen., Rob., Wörmlitz bei Halle	1	1	3
Heinemann, F., C., Erfurt	1	3	1
Helmich, Joh., Erlicht üb. Niederschöna b. Freiberg (Sa.)	.	2	.
Hennis, Wilhelm, Hildesheim	.	1	.
Herrmann, Titus, Liegnitz	.	.	2
Hesse, Herm. A., Weener-Ems	1	.	.
Hillmann, Paul, Neubrandenburg	.	1	1
Hofmann, Grete, Dresden-N., Nordstr. 33	.	1	.
Hoffmeister, A., Ludwigsburg (Württ.)	1	.	.
Hofgartenverwaltung, Gera	.	1	.
Hofmann, Paul, Robert, Dresden-A. 19, Geisingstr. 29	5	4	.
Holz, A., Weimar	.	1	.
Homann, Hubertus H., Düsseldorf-Oberkassel	1	.	.
Huck, Arno, Dresden-A. 20, Friebelstr. 69	1	.	.
Hünlich, Alwin, Ebersbach (Sa.)	.	1	.
Hundt, August, Dresden-A. 28, Essener Str. 9	.	1	1
v. Jagemanns Erben, P., Radebeul 1-Dresden	.	.	2
Jurke, R., Wiesa über Görlitz	.	.	1
Kärger, A., Werder (Havel)	1	.	.
Kakteenzucht Gut Paulsberg, Kötzschenbroda-Zitzschewig	.	.	1
Kaufmann, Albert, Gotha	.	2	.

Namen und Wohnungen der Preisträger	1. Preis	2. Preis	3. Preis
Kayser Ehrhard, Hosterwitzer Staudenkulturen, Dresden-Hosterwitz	.	1	3
Klimpel Georg, Berlin-Mahlsdorf-Süd, Bülowstr. 52-53	.	1	.
Klissing, C. L., & Sohn, Barth (Pommern)	.	1	.
Knoch, Oskar, Chemnitz (Sa.), Zschopauer Str. 198	1	.	.
Kobisch, A., Dresden-A. 20, Reickerstr. 17	.	.	1
Kobs, Wilh., Berlin-Neukölln	.	.	1
Köhler, Karl, Baumschulen, Holzhausen bei Leipzig	1	.	.
Köhler, Paul, Holzhausen bei Leipzig	.	1	.
Königer, Hermann, Aalen (Württ.)	.	1	.
Kolbrand, Fr., Berlin-Zehlendorf, Deisterpfad 8	1	.	.
Kranichs Remontantnelken-Kulturen, Zittau (Sa.)	.	3	.
Lambert & Söhne, Trier (Mosel)	.	1	.
Lamken, Aug., Rhododendron-Kulturen, Westerstede (Oldenburg)	.	1	.
Lange, M. H., Pirnaer Baumschulen, Pirna (Elbe)	3	.	3
Lattmann, Karl, Blankenburg (H.)	.	.	1
Lehmann, A. M., Mergenthal (Sa.)	.	1	.
Lenker, Johanna, Riesa (Elbe), Adolf-Hitler-Platz 11	.	.	1
Liebau & Co., Erfurt	.	1	.
Linke, Bernh., Emmerstedt bei Helmstedt	1	.	.
Lippert, A., Coswig (Sa.)	.	1	.
Löbbert, Theodor, Essen (Ruhr)	.	.	1
Lyon, Max, Meißen	4	.	.
Mann, Otto, Leipzig-N. 21	1	1	3
Martin, Johann, Dresden-N. 23, Kanonenstr. 63	1	.	.
Marxsen, A., Altona-Osdorf	.	.	1
Matthes, Friedr., Ottendorf-Okrilla	.	1	.
Matzner, Obergärtner, Schloß Eckberg	.	1	1
Meischke, Arthur, Dresden-Laubegast	2	.	2
Meisert, Richard, Könnern (S.)	1	1	1
Meißner Alpenpflanzengärtnerei Fritz Schönfeld, Meißen	.	1	.
Mette, Heinrich, G. m. b. H., Quedlinburg (H.)	.	1	.
Meyer, August, Freiberg (Sa.)	.	.	1
Meyer, Else, Dresden-A. 16, Holbeinstr. 111	.	.	1
Müller, Emil, Berlin-Weißensee	.	2	.
Müller, Fr., Frankfurt (M.), Eckenheimer Landstr. 159	1	.	.
Müller, H., Dresden-Radebeul, Ringstr. 49	.	.	1
Müller, J. F., Rellingen (Holst.)	.	.	1
Münch & Haufe, Dresden-Leuben	2	2	.
Münz, E., Waiblingen	3	1	.
Neubert, E., Wandsbek, Ahrensburger Str. 43	2	1	.
Neugebauer, Kurt, Dresden, Rayskistr. 1	1	.	.
Neumann, Alwin, Löbau (Sa.)	.	1	.
Neitzke, H., Hartmannsdorf bei Leipzig	.	.	1
Nicolai, Gerh., Coswig (Sa.)	3	.	.
Noack, August, Berlin-Mariendorf, Britzer Str. 3	1	.	.
Nonne & Hoepker, Ahrensburg bei Hamburg	.	3	.
Oehme, Hanns, Kunstmaler, Obervogelsang, Sächs. Schweiz	1	.	.
Olberg, Otto, Dresden-A. 19, Geisingstr. 28	.	2	.
„Oldenburger Rhododendron", Inh. Friedr. Deus, Rastede (Old.)	.	1	.
Oppermann, Kurt, Baalsdorf-Leipzig C. 2, Land	1	.	.
Otto, Oskar, Liegnitz	.	1	.
Pabst, Carl, Erfurt	.	1	1
Pape & Bergmann, G. m. b. H., Quedlinburg (H.)	.	2	.
Pfitzer, Wilh., Fellbach-Stuttgart	2	.	.

Namen und Wohnungen der Preisträger	1. Preis	2. Preis	3. Preis
Pietzner, August, Freiberg (Sa.)	1	1	.
Pietzsch, O., Dresden-Bühlau, Quohrener Str. 18 b	.	.	1
Pietzschke, A., Leubsdorf (Sa.)	.	.	1
Pinkert, Paul, Pausitz-Riesa-Oelsitz	.	2	.
Pinkert, Paul, Zschöllau-Oschatz	1	.	.
Pötzsch, Max, Dresden-Tolkewitz	.	1	.
Postl, Ed., Dresden, Werder Str. 11	.	.	1
Prinsler, Fritz, Sommerfeld (N.-L.)	.	.	1
Quosdorf, Kurt, Dresden-Leuben, Pirnaer Landstr. 155	.	.	1
Richter, Albert, Dresden-A. 20, Reickerstr. 49	.	1	.
Richter, Anton, Frankfurt (M.)-Griesheim	.	.	1
Richter, Emil, Crimmitschau (Sa.)	1	1	.
Richter, Oskar, Dresden-A. 36, Prohliser Str. 11	.	1	.
Risse, Arthur, Coswig (Sa.)	1	.	.
Risse, Kurt, Coswig (Sa.), Neucoswiger Straße	.	.	1
Hofgärtnerei Rosenau, Inh. Th. Roland, Rosenau (Coburg)	.	1	.
Romer, Karl, Coswig (Sa.)	1	4	2
Rosenthal, Hermann, Rötha (Sa.)	.	2	.
Rothe, Hermann, Berlin-Zehlendorf	3	1	.
Rudolph, Franz, Coswig (Sa.), Meißner Str. 34	.	.	1
Rudolph, O., Dresden-A. 20	.	1	1
Rülcker, Ernst, Dresden-A. 20, Dohnaer Str. 35	2	2	1
Ruser, Karl, Niederweiler (Bd.)	3	.	.
Schäfer, Dr., Weinböhla (Sa.), Königstr. 28	.	1	.
Schäme, Max, Weinböhla (Sa.)	.	.	1
Scheffel, Otto, Leipzig-Hartmannsdorf	1	1	.
Scheibe, Gustav, Holzhausen bei Leipzig	1	.	.
Schetelig, Max, Lübeck, Schönbockener Str. 40	1	.	3
Schiller, E. R., Löbau (Sa.)	.	.	1
Schleinitz, O., Dresden-Tolkewitz, Wehlener Str. 44	1	.	.
Schlesische Nelkenkulturen, Falkenau (Schles.)	2	.	.
Schmid, Paul, Donzdorf (Württ.)	.	.	1
Schmidt, J. C., Erfurt	.	.	1
Schmidt, Wilh., Holzhausen bei Leipzig	1	.	.
Schneider, Fr., Nowawes bei Berlin	1	.	.
Schneider, Max, Reichenberg bei Dresden	.	.	2
Schölzel, Frau, Dresden-A. 20, Finkenfangstr. 31	.	.	1
Schröder, Hugo, Lengefeld (Vogtld.)	.	.	1
Schürer, Herm., Coswig (Sa.)	.	.	1
Schütt'sche Staudenkulturen, Schorbus (N.-L.)	1	1	.
Schüttauf, Alfred, Planitz bei Zwickau (Sa.)	.	.	1
Schulenburg, Haus, Gera	.	1	.
Schulz, Robert, Trebbin (Mark)	.	1	.
Schwanecke, C., Oschersleben (Bode)	.	.	1
Schwarz, C. W., Einsiedel bei Chemnitz	.	.	1
Schwarzbach, Reinhold, Dresden-A. 24, Chemnitzer Str. 37	.	1	.
Schwieter, Wilh., Legden (Westf.)	.	.	1
Seidel, T. J. Rudolf, Grüngräbchen (Sa.)	.	1	.
Seidel, T. J., Dresden-Laubegast	1	2	.
Seidenstücker, Fr., Dresden-Zschachwitz	.	1	.
Severin, Hermann, Kremmen	1	.	.
Seyschab, Georg, Nürnberg-N., Vogelherdstr. 16	.	1	.
Sieckmann, J., Pohlitz bei Bad Köstritz	.	.	1
Simmgen, Theodor, Dresden-A. 20, Reickerstraße	3	.	.
Sittig, E., Dresden-A. 24, Münchner Str. 17	.	1	.
Smy, Fritz, Kaufmann, Dresden-A. 1, Moritzstraße	.	1	.

Namen und Wohnungen der Preisträger	1.	2.	3.
		Preis	
Sohrmann, Martin, Cossebaude-Dresden	.	.	1
Sommer, Imanuel, Dresden, Fürstenwalder Straße	1	.	.
Spamann, Gustav, Bautzen (Sa.)	.	.	1
Sperling, Johs., Grevesmühlen (M.)	.	1	1
Spreewaldgartenbau Vetschau, Vetschau im Spreewald	1	1	1
Staatl. Versuchs- und Beispielsgärtnerei, Pillnitz (Elbe)	.	2	2
Staberoh, Herbert, Dresden, Caselastr. 2	1	.	.
Stahn, A., Dresden-Laubegast	.	1	.
Stahnke, Hermann, Nieschütz-Meißen	1	1	.
Stark, A. Dresden-Cossebaude	.	.	2
Steffen, Alexander, Erfurt, Bitscher Str. 54	.	1	.
Steinmüller, E. und G., Dresden-A. 1, Falkenstr. 14	.	1	.
Stephan, Otto, Brockwitz über Dresden	.	.	2
Sterdt, O., Berlin-Zehlendorf, Schönow	.	.	1
Stoeger, Ad., Ahrensburg-Hamburg	.	.	1
Storbeck, Otto, Quedlinburg (H.)	1	1	.
Stralendorff, v., Ostseebad Arendsee	.	1	.
Straumer, Friedrich, Dresden-A., Dinglinger Str. 7	.	.	1
Süptitz, Paul, Saalfeld (S.)	.	1	1
Teichmann, Dora, Hellerau-Dresden	.	3	1
Teschendorff, Victor, Cossebaude-Dresden	3	1	1
Teupel, Gebr., Quedlinburg (H.)	.	1	.
Thalacker, K. und O., Inh. d. Rita-Staudenkulturen, Naumburg (Saale)	.	.	1
Thalacker, Otto, Leipzig-Wahren	1	2	2
Theile, Julius, Leipzig-N. 22	.	1	.
Thieme, Joh., Liebertwolkwitz bei Leipzig	.	.	1
Trautmann, Gebr., Tamm (Württ.)	1	.	.
Trautmann, K., Altona-Ottensen, Friedensallee 243	.	.	1
Trebst, A., Merseburg	1	1	.
Vereinigte Pirnaer Stiefmütterchenzüchter, Pirna	1	.	.
Vereinigung Erfurter Samenzüchter, Erfurt	1	.	.
Verges, Ottomar, Naumburg (Saale)	2	.	.
Versuchs- und Forschungsanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau, Geisenheim (Rh.)	1	.	.
Voigt, A., Dresden-Leuben, Dieselstr. 46	1	.	.
Voigt, E., Lehrte (Hann.)	.	.	1
Voigt, G., Rötha (Sa.)	.	1	.
Voit, B., Fraureuth (Thür.)	.	1	.
Vorwerkbaumschule Wilh. Albertzard, Rastede (Old.)	.	1	.
Wagner, Gust., Döbeln (Sa.)	1	.	.
Wagschal, Friedrich, Reinbek bei Hamburg	1	1	.
Warstat, O., Hartmannsdorf bei Leipzig	.	.	1
Wehrenpfennig, H., Quedlinburg (H.)	.	1	.
Weigelt & Co., Erfurt	.	.	3
Weppen, Hermann v. d., Dresden-A. 19, Müller-Berset-Straße 42	.	1	.
Weinert, A., Dresden-Altkaditz, Spitzhausstr. 31	.	1	.
Weiße, Heino, Niederwartha bei Dresden	.	.	1
Weller, Rudolf, Dölzschen bei Dresden	.	1	.
Wendisch, Max, Dresden-N. 30, Kötzschenbrodaer Str. 35	.	1	1
Werle, Ernst, Berlin-Mariendorf, Zastrowstr. 197	1	.	.
Werner, Friedrich, Beuel am Rhein	.	1	1
Wiedow, Erich, Coswig (Sa.)	1	1	.
Wintergalen, J., Münster (Westf.)	.	1	.
Wirth, Paul, Droyssig bei Zeitz	.	1	1
Wittstock, Walter, Dresden-A. 24, Gutzkowstr. 31	.	.	1

Namen und Wohnungen der Preisträger	1. Preis	2. Preis	3. Preis
Wolf, F., Markkleeberg-Ost bei Leipzig	.	.	1
Wolf, Gustav, Leipzig-N. 21	.	.	2
Wrede, H., Lüneburg	.		1
Wünsche, Emil, Dresden-A. 20	2	1	.
Zacharias, Else, Dresden-N. 6, Königsbrucker Str. 2	.	.	1
Zernsdorf, Gut, Zernsdorf Kr. Teltow	.	1	1
Zschiedrich, Paul, Meißen	.	1	.
Zschech, Albin, Dresden		1	.
Ziegenbalg, Max, Dresden-Laubegast	5	7	1

Die Reichsgartenbaumesse

J. M. Orthen, Dresden

Als Auftakt des vom 21. bis 27. August stattfindenden Reichsgartenbautages wurde am Freitag, dem 21. August, die Reichsgartenbaumesse, die anläßlich des Reichsgartenbautages aufgezogen wurde, durch den ehrenamtlichen Führer des deutschen Gartenbaues, Pg. Boettner, Berlin, vor der Kuppelhalle des Ausstellungspalastes eröffnet. Neben zahlreichen Ehrengästen waren fast sämtliche Beschicker der Messe vertreten.

Nach einer kurzen Begrüßungsansprache führte Pg. Boettner aus, daß die Gartenbaumesse, ebenso wie die zu gleicher Zeit stattfindende Sonderschau eine Leistungsschau des deutschen Gartenbaues sei. Wir stellen uns damit in das Streben der heutigen Zeit hinein, aus der Leistung heraus die Aufgaben zu lösen, die jeder Berufene sich im Rahmen des Ganzen zu stellen hat.

Der Grundgedanke der Reichsgartenbaumesse ist, daß hier jeder Aussteller für seine Erzeugnisse wirbt. Die Messe, die von rund 120 Ausstellern beschickt wurde, ist aufgeteilt in Hallen und eine Freilandmesse. Die Hallen umfassen rund 350 qm, das Freiland rund 1000 qm. Von der Freilandfläche entfallen zwei Drittel auf Erzeugnisse der Sondergruppe Azaleen, Camelien, Eriken (ACE).

An sonstigen Erzeugnissen sind vertreten: In Halle und Freiland Warenhauspflanzen und Jungpflanzen, Kakteen, Baumschulartikel, gärtnerische Bedarfsartikel sowie gärtnerische Literatur, Samen, Schnittblumen von Rosen, Dahlien und Stauden. Die ausgestellten Erzeugnisse stellen Spitzenleistungen des Gartenbaues dar. Die vorgenommene Aufteilung, einmal nach Kreisbauernschaften, das andere Mal nach Pflanzengattungen, wurde bewußt vorgenommen, um die Leistungsfähigkeit jeder Kreisbauernschaft zu zeigen und um ein einheitliches Bild zu haben. So ist es möglich, die Eriken aus dem Hauptanbaugebiet Dresden und Leipzig mit denen von Meißen und Hessen-Nassau zu vergleichen. Ähnlich verhält es sich bei Azaleen und Baumschulartikeln. Aussteller aus 13 Landesbauernschaften haben sich an dieser Reichsgartenbaumesse beteiligt. Es sind dies die Landesbauernschaften Rheinland, Hessen-Nassau, Kurmark, Schlesien, Thüringen, Pommern, Bayern, Sachsen-Anhalt, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Westfalen, Württemberg, Sachsen. Selbstverständlich stellte Sachsen das Hauptkontingent der Aussteller, und zwar rund zwei Drittel.

Es ist zu wünschen, daß sämtlichen Ausstellern durch diese Gartenbaumesse der entsprechende wirtschaftliche Erfolg beschieden sei. So lauteten die Schlußworte des Pg. Boettner.

Der Besuch der Messe ist als sehr gut zu bezeichnen. Da sie nur für Gärtner zugänglich war, konnten die Berufskameraden hier ungestört ihre Erfahrungen austauschen und sich dabei einen genauen Plan für den zukünftigen Geschäftsverkehr aufstellen.

VIII. Der 1. Reichsgartenbautag

Was der Teilnehmer nicht sieht

Ed. Domansky, Goslar

Monatelang vorher war der 23. August 1936 als erster Reichsgartenbautag mit dem Tagungsort in Dresden festgelegt. Die Fachpresse hatte wiederholt auf die Bedeutung dieses Tages hingewiesen und forderte die im Gartenbau tätigen Menschen, gleich ob Betriebsführer oder Gefolgschaftsmitglieder, auf, sich diesen Tag vorzumerken und an dieser ersten Reichstagung des gesamten deutschen Gartenbaues seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus teilzunehmen. Der Reichsnährstand bildete zur Durchführung der mit der Organisation dieses Tages erforderlichen Arbeiten ein Organisationsbüro, das in der Reichsgartenschau seinen Dienstsitz hatte. Aufgabe dieser Dienststelle war es, den Ab- und Antransport dieser Teilnehmer zu ermöglichen, geeignete Unterkünfte zur Verfügung zu stellen, Lehr- und Ausflugsfahrten durchzuführen sowie die einzelnen Tagungen würdig zu gestalten.

Der Besucher einer Großveranstaltung sieht immer nur das Ganze von seiner Person aus und weiß nicht, welche Mühe und Zeit erforderlich sind, um eine nur wenige Tage dauernde Großkundgebung erfolgreich durchzuführen.

Zuerst wurde daran gegangen, eine planmäßige Werbung aufzustellen, um auch den letzten im Gartenbau schaffenden Menschen zu erfassen. Durch die Stellung von billigen Sonderzügen aus den wichtigsten Gebieten oder durch Gesellschaftsfahrten mit der Reichsbahn oder durch gemeinsame Omnibusfahrten wurde versucht, die Kosten zu senken, um dadurch dem minderbemittelten Berufskameraden die Möglichkeit einer Beteiligung zu geben. Wir können feststellen, daß Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglieder auch aus den entferntesten Gebieten an der Reichstagung in großer Zahl teilgenommen haben.

Da die meisten Gärtner die Fahrt zum Reichsgartenbautag gleichzeitig dazu benutzen wollten, um mit ihren Berufskameraden aus den anderen Gauen Deutschlands zusammen zu sein, durch den Besuch sächsischer Gartenbaubetriebe ihre Kenntnisse zu erweitern und durch Ausflüge in die Umgebung der sächsischen Hauptstadt etwas Erholung und Ausspannung von der vorhergehenden schweren Arbeit zu finden, nahmen fast alle Teilnehmer in Dresden einen mehrtägigen Aufenthalt. Die Beschaffung der erforderlichen Übernachtungsmöglichkeiten machte erhebliche Schwierigkeiten, da die Gast-

stätten und Fremdenheime durch den lebhaften Urlaubsverkehr stark in Anspruch genommen und auch Bürgerquartiere in ausreichender Zahl nicht vorhanden waren. Hier zeigte sich der Gemeinschaftssinn der Dresdener Berufskameraden, die in großem Umfange selbst Betten zur Verfügung stellten oder aber bei Bekannten und Verwandten Übernachtungsmöglichkeiten schufen.

Es wurden verschiedene halbtägige Lehrfahrten mit Omnibussen zur Besichtigung von Gartenbaubetrieben, getrennt nach Fachgruppen, durchgeführt. Von dieser Einrichtung wurde in außerordentlich hohem Maße Gebrauch gemacht.

Zur Erholung der Teilnehmer fanden Ausflugsfahrten mit den Elbdampfern und Omnibussen nach der Bastei und Schandau sowie nach Meißen statt. Der Andrang zu diesen Fahrten war sehr stark, so daß nicht alle Anmeldungen berücksichtigt werden konnten. Begünstigt durch gute Witterung konnten die Mitfahrenden einige sehr schöne Stunden verleben, die ihnen in dauernder schöner Erinnerung bleiben werden.

Durch restlosen Einsatz der Arbeitskräfte und Bewältigung einer Unmenge Kleinarbeit hat sich das Organisationsbüro äußerste Mühe gegeben, das Gelingen der Veranstaltungen für den ersten Reichsgartenbautag zu sichern. Leider wurde von den Besuchern der Reichstagung die lange Zeit vorher einsetzende Werbung für Quartiere, Teilnahme an Lehrfahrten, Ausflügen usw. nicht beachtet, sondern kurz vor und sogar erst am selben Tage des Eintreffens die Anmeldung vorgenommen. Dies brachte eine so starke Häufung der Arbeiten für das Organisationsbüro mit sich, daß in den letzten Tagen die Mitarbeiter dieser Dienststelle bis 18 Stunden täglich ihren Dienst versehen mußten. Es kann z. B. festgestellt werden, daß sich für die einzelnen Lehrfahrten bis zum Beginn des Reichsgartenbautages nur ungefähr ein Zehntel von den Teilnehmern gemeldet haben, die nachher tatsächlich mitgefahren sind. Welche Arbeit die zusätzliche Beschaffung von Verkehrsmitteln, die Benachrichtigung der zu besichtigenden Betriebe, der Verkauf der Fahrtgutscheine für Arbeit macht, kann nur der beurteilen, der selbst schon einmal an einer Kundgebung mitgearbeitet hat.

Bei der Beschaffung der Quartiere lagen die Dinge ähnlich. Trotz aller Hinweise in der Presse und der mündlich erteilten Anweisungen der Kreisfach- und Kreisfachschaftswarte auf rechtzeitige Quartieranmeldungen kamen Hunderte von Volksgenossen nach Dresden, ohne vorher ein Quartier bestellt zu haben. Die Folge dieses plötzlichen Ansturmes war, daß auf Übernachtungsmöglichkeiten in der Umgebung Dresdens zurückgegriffen werden mußte.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten kann gesagt werden, daß die Teilnehmer hierfür volles Verständnis hatten und sich teilweise mit Humor mit kleinen Unbequemlichkeiten abfanden. Es ließ sich natürlich nicht vermeiden, daß sich viele von den einzelnen Berufskameraden vorgetragene Sonderwünsche nicht erfüllen ließen und unberücksichtigt

bleiben mußten. Um ein kleines Bild von dem zu geben, was von einer Dienststelle alles verlangt wird, sei erwähnt, daß z. B. Frauen in vielen Fällen nach dem Verbleib ihrer Männer forschten und vom Organisationsbüro als Selbstverständlichkeit ansahen, daß dies hierüber genau Auskunft geben könne.

Die große Zahl der Fachtagungen, die Kundgebung im Großen Garten sowie der Empfangsabend in den Ausstellungsgaststätten machten erhebliche Vorarbeiten notwendig. Die Tribüne auf dem Kundgebungsplatz mußte erstellt werden, Lautsprechereinrichtungen waren erforderlich, Verhandlungen mit der Polizei und anderen Behörden sowie vieles andere mehr.

Diese Unzahl an Arbeit kann und wird nie der einzelne sehen. Sie ist erforderlich, soll alles gelingen. Sie setzt aber voraus, daß der Berufskamerad den Anweisungen gern und freudig Folge leistet; denn jede Tagung ist eine Gemeinschaftsveranstaltung, die die Unterordnung eines jeden einzelnen zum Besten der Gesamtheit voraussetzt.

Der Verlauf des Reichsgartenbautages

M. Prikowski, Berlin



Zum ersten Male seit der Eingliederung des Gartenbaues in den Reichsnährstand fand anläßlich der 1. Reichsgartenschau in Dresden vom 22. bis 24. August 1937 der 1. Reichsgartenbautag im nationalsozialistischen Deutschland statt. Er unterscheidet sich von seinen Vorgängern vor der Machtübernahme insofern, als er im Gegensatz zu früher von einem in den verschiedenen Zweigen des Gartenbaues im Reichsnährstand geeinten Berufsstand einschließlich der Gefolgschaft getragen wurde. Dieser 1. Reichsgartenbautag war ein machtvolles Bekenntnis der deutschen Gärtner. 16 000 Berufskameraden — eine Teilnehmerzahl, die in früheren Zeiten nie annähernd erreicht worden ist — hatten sich aus allen Teilen unseres Vaterlandes in Dresden eingefunden, um durch ihre Teilnahme am 1. Reichsgartenbautag ihre Zugehörigkeit zum Berufsstand zu bekunden und um in den mit der Haupttagung verbundenen Fachtagungen und durch den Besuch der Reichsgartenschau ihr Wissen zu bereichern und neue Anregungen mit nach Hause zu nehmen.

Seit Wochen war in der gärtnerischen Fachpresse zum Besuch des Reichsgartenbautages aufgefordert und die Anlage von Betriebssparkassen empfohlen worden, um nicht nur den Betriebsführern, sondern auch der Gefolgschaft eine Teilnahme zu ermöglichen. Dieser Gedanke der Volksgemeinschaft ist anläßlich des 1. Reichsgartenbautages in glücklichster Weise in die Tat umgesetzt worden. Viele Betriebsführer, aus allen Teilen des Reiches kommend, hatten mit einem Teil ihrer Gefolgschaft die Fahrt gemeinschaftlich angetreten. Aus der näheren Umgebung Dresdens waren sie teilweise sogar mit ihrer ganzen Gefolgschaft mit Autobussen oder mit der Bahn gekommen.

Die Eichwiese im Großen Garten, auf der für 10 Uhr die Kundgebung angesetzt war, bot mit der eigens errichteten Tribüne, die herrlich mit Blumen, Fahnen und den Symbolen des Reichsnährstandes geschmückt war, einen prachtvollen Rahmen. Bereits gegen 9 Uhr zogen die Gärtner in Scharen zur Eichwiese, obwohl sich der Wettergott gar nicht gnädig zeigte und zuweilen einen kleinen Regenschauer herabschickte. Trotzdem füllte sich die Eichwiese immer mehr, auf der die Gärtner nach ihrer Zugehörigkeit zu den Landesbauernschaften Aufstellung nahmen. Hocherhobene Schilder zeigten die einzelnen Gaue Deutschlands an. Auf der Tribüne versammelten sich inzwischen die Ehrengäste, Vertreter des Reiches, der Wehrmacht, des Reichsnährstandes und der Stadt Dresden. Mit Märschen leitete der Musikzug der ᛋᛋ den Reichsgartenbautag ein. Sogar der Wetter-

gott hatte jetzt ein Einsehen, als der Reichsfachwart Gartenbau, Pg. Boettner, mit einer Ansprache den 1. Reichsgartenbautag eröffnete. Dann begrüßten der Oberbürgermeister Zörner im Namen der Stadt Dresden und der Landesbauernführer Körner im Namen der Landesbauernschaft die Gäste. Es folgten die großen richtunggebenden Reden des Reichshauptabteilungsleiters II, Pg. Dr. Brummenbaum, und des seinerzeitigen Reichshauptabteilungsleiters III, Pg. Dr. Korte. Als letzter sprach an Stelle des erkrankten Reichshauptabteilungsleiters I, Pg. Math. Haidn, der Landeshauptstellenleiter Pg. Karl Reinhardt-Weimar, der leider noch nicht weit über den Anfang seiner Rede hinausgekommen war, als sich der Himmel erneut bedrohlich verdunkelte und einen Platzregen herniederprasseln ließ, der ihn zwang, seine Rede abzubrechen. Er tat dies jedoch nicht, ohne vorher mit einem dreifachen Sieg-Heil unseres Führers zu gedenken. Erst dann stürmten die doch immerhin wettergewöhnten Gärtner unter die schützenden Zweige der die Eichwiese umrahmenden Bäume, wo man in lachende Gesichter sah über den Streich, den Petrus den Gärtnern zu ihrem 1. Reichsgartenbautag gespielt hatte.

Es wird aber wohl kaum einen Gärtner geben, ganz gleich, an welcher Stelle er im Beruf stehen mag, dem das Miterleben dieses Reichsgartenbautages nicht neuen Auftrieb für seine Arbeit innerhalb des Berufsstandes und darüber hinaus zum Gemeinschaftswohl gegeben hat.

IN DIE HAND JEDES BERUFSKAMERADEN

gehört



Der Deutsche Erwerbsgartenbau

vereinigt mit „Die Gartenbauwirtschaft"

mit den Beilagen

„Aus dem Blumen- und Zierpflanzenbau"
„Die Baumschule"
„Für den Gemüseanbauer"
„Für den Obstanbauer"
„Der Samenbau"
„Für den Gartenausführenden und Friedhofgärtner"
„Technische Rundschau"
„Steuer- und Arbeitsrechtliche Rundschau"
„Mitteilungen der Hauptvereinigung der deutschen Gartenbauwirtschaft und der Gartenbauwirtschaftsverbände"
„Die Gefolgschaft",

das amtliche Fachblatt für den Gartenbau im Reichsnährstand, in dem u. a. auch alle Anordnungen der Hauptvereinigung der deutschen Gartenbauwirtschaft veröffentlicht und, falls erforderlich, erläutert werden.

Pflicht eines jeden Berufskameraden muß es daher sein, darauf hinzuwirken, daß jeder Gärtner die Zeitschrift regelmäßig liest. Sehen Sie sich um, und wenn Sie irgendwo das Fehlen bemerken, so nennen Sie uns die Anschrift. Wir übernehmen die weitere Bearbeitung mit oder ohne Bezugnahme auf Sie.

Erscheinungsweise: Wöchentlich einmal.

Bezugspreis: Geradezu unglaublich billig, nämlich RM 0,75 zuzügl. Bestellgeld vierteljährlich.

Gärtnerische Verlagsgesellschaft

Dr. Walter Lang Kommanditgesellschaft

Berlin SW 61, Yorckstraße 71



Fachfragen auf den Gebieten Obstbau und Gemüsebau werden in

der Obst- u. Gemüsebau

Amtliches Fachblatt der Fachgruppen Obstbau und Gemüsebau der Unterabteilung Garten im Reichsnährstand • Berlin SW 11, Dessauerstr. 4

behandelt. Lies es regelmäßig; die Befolgung eines einzigen Rates hat häufig schon das Vielfache des Bezugspreises ersparen helfen.

Erscheinungsweise: Monatlich einmal. — Bezugspreis RM 1,50 zuzüglich Bestellgeld vierteljährlich.

Der gärtnerische Nachwuchs liest

Der Deutsche Junggärtner,

die Fachzeitschrift, die ihn mit der Biologie der Pflanze, mit bodenkundlichen, betriebswirtschaftlichen und agrarpolitischen Fragen, mit solchen der Düngung und Schädlingsbekämpfung vertraut macht.

Erscheinungsweise: Monatlich zweimal. — Bezugspreis RM 1,50 zuzüglich Bestellgeld vierteljährlich.

Zander, Botanisches Handwörterbuch

Wurden schon die Besitzer der älteren Ausgaben durch die allseits gerühmte, übersichtliche Gliederung befriedigt, wieviel mehr gilt dies von der neuen Auflage 1936, die außerdem für den Lehrenden eine Fundgrube ist, den Unterricht vielseitig interessant zu gestalten, da die Wörter (Teil VI) nicht nur mit Uebersetzung, sondern mit sprachlichen, geschichtlichen, kulturgeschichtlichen Erklärungen nach neuestem Stande der Forschung gegeben werden.

468 Seiten . . . . in Kunstleder gebunden RM. 6,—

Leitfaden für den gärtnerischen Unterricht an Berufs- und Werkschulen,

keineswegs nur ein Lehrbuch für den Nachwuchs, sondern gerade in der neuesten Auflage ein außerordentlich wichtiges Nachschlagewerk für Gehilfen, Gartenmeister, Beamte und Gärtnereibesitzer.
Das Allbuch bei der Vorbereitung zur Gartenmeisterprüfung.

432 Seiten . . . . in Leinen gebunden RM 6,—

Bestellen Sie Bücher stets nur bei

Gärtnerische Verlagsgesellschaft

Dr. Walter Lang Kommanditgesellschaft

Berlin SW 61, Yorckstraße 71